Peter Karn

Ernst von Wolzogen

612

Ernst von Wolzogen



PETER KARN

Engelhorns Roman-Bibliothek

Zwsch. Ma… 31. Jahrgang. Band 5/6

Neuer Preis
vom 1. April 1920 an
M. 6.—

Peter Karn

Engelhorns Allgemeine Roman-Bibliothek

Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker

Band 5/6

Einunddreißigster Jahrgang

Peter Karn

Leben, Lieben und Leiden
eines deutschen Musikanten

Von **Ernst von Wolzogen** und
Neuhaus

Stuttgart
Verlag von J. Engelhorns Nachf.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Meinem lieben Freunde

August Simon

der in Breidablick ob der Nahe hauset, sei dies heitere Buch von den harten Prüfungen unseres

Peter Karn

in aufrichtiger Dankbarkeit gewidmet

Erstes Kapitel

In welchem unser Held sich als Nothelfer vorteilhaft einführt und wertvolle Bekanntschaften macht.

Das große Theater in Nischnej-Nowgorod war nahezu ausverkauft, denn die Fastenzeit stand vor der Tür und die Operntruppe hatte sich im Laufe des Winters ein dankbares und treu anhängliches Publikum erworben. Außerdem aber wurde die Vorstellung zum Benefiz der sehr beliebten Sängerin Mizzi Burger-Paladini gegeben, die sich vornehmer Protektion und großer Beliebtheit in allen Kreisen der Bevölkerung erfreute, obwohl sie kaum ein Wort Russisch konnte und ihre italienischen Partieen italienisch, die übrigen aber deutsch sang. Ihr Repertoir war außerordentlich vielseitig; sie mimte die Ortrud im Lohengrin mit dämonischem Augenrollen und düsterem Faltenwurf, sie verführte als Dalila mit dem großen Zauber ihrer reichlichen Fleischlichkeit jedweden jüdischen Tenorathleten, riß in der Operette durch ihre echt wienerische Keckheit die Lebewelt von Nischnej-Nowgorod zu siedheißer Begeisterung hin und vermochte obendrein in der italienischen Oper alten Stils noch eine ganz passable Koloratur zu leisten. Zu ihrem Ehrenabend hatte sie sich aber Carmen gewählt. Sie hielt die heißblütige Zigeunerin für ihre beste Partie, denn sie lag ihr stimmlich ausgezeichnet, und darstellerisch vermochte sie durch leidenschaftliches Draufgängertum und derb-

realistische Charakteristik den immerhin schon bemerklichen Mangel an Jugendreiz vergessen zu machen.

In den ersten Szenen war sie ein wenig zerstreut, denn sie beschäftigte sich gar zu angelegentlich mit der Abschätzung der Einnahme und der Ausrechnung des auf sie entfallenden Anteils. Sie merkte bald selbst, daß ihre Leistung blaß war, und nahm daher von der zweiten Szene an ihre Kraft zusammen. Aber es war, als ob Bleigewichte an den Flügeln ihres Talentes hingen. Das Orchester ging nicht mit, es verpatzte ihr alle ihre Nüancen; sie warf dem Kapellmeister wütende Blicke zu, aber der schaute kaum einmal zur Bühne hinauf, steckte die Nase in die Partitur und dirigierte wie ein altes Känguruh, das die Gicht in den Vorderläufen hat. Der Vorhang fiel über dem ersten Akt und der Beifall war beschämend schwach, trotz der energischen Bemühungen ihres hohen Freundes, des Polizeigewaltigen von Nischnej-Nowgorod, General Wassili Wljadimirowitsch Protopopoff. Sie konnte sich nur ein einziges Mal nach der Loge ihres Gönners hin verbeugen. Als sie sich in ihre Garderobe zurückziehen wollte, tauchte gerade der Kapellmeister auf der zum Orchester führenden Treppe empor. Wutentbrannt stürzte sie auf ihn zu und wollte gerade ihrem Herzen mit einigen echt wienerischen Kraftausdrücken Luft machen, als sie bemerkte, daß der Arme von zwei Orchestermitgliedern die Treppe mehr hinaufgetragen als gestützt wurde. Die Herren bedeuteten ihr durch Gesten, daß sie den Mund halten möge, und riefen dann dem Inspizienten zu, er solle sofort den Theaterarzt herbeiholen lassen, denn Väterchen Kapellmeister fühle sich sehr unwohl.

„Jessas na!" stieß die Benefiziantin mit angstweit aufgerissenen Augen hervor. „Was soll denn jetzt werden? Das geht doch net, das geht doch net! Ja, wo fehlt's denn dem Hascherl?"

„Das Herz," flüsterte ihr der eine von den Begleitern

zu. „Es dürfte ausgeschlossen sein, daß er weiter dirigiert.“

Frau Burger-Paladini griff sich selber ans Herz, das vor Schrecken ein paar Schläge aussetzte. „Gebt's ihm doch ein Glas Sekt zu trinken,“ stieß sie atemlos hervor, „ich zahl's. O du liebe, heilige Mutter Gottes — mein Benefiz, mein ausverkaufts Häusel!“ Sie mußte sich an einem Kulissenrahmen festhalten, und das vornübersinkende schwarze Lockenhaupt fiel auf ihren bloßen Unterarm; die dick aufgetragene Schminke ihrer Wangen und Brauen wischte sie, ohne es gewahr zu werden, auf ihrem weißgepuderten Handgelenk ab.

Inzwischen kam der Direktor herbei sowie mehrere der Solisten und halfen den Kranken die paar Schritte zum Konversationszimmer tragen, wo sie ihn auf einen wackligen alten Polsterstuhl niederließen. Die Kunde hatte sich im Nu hinter den Kulissen verbreitet und das enge Konversationszimmer sowie der schmale Gang davor waren bald von erregt durcheinanderflüsternden Neugierigen erfüllt, Kinder und Erwachsene, Ballettratten, Solisten und Arbeiter bunt durcheinander. Der Theaterarzt kam und mußte sich mit energischen Ellenbogen den Weg zu dem Kranken bahnen. Er erklärte nach kurzer Untersuchung, daß ein Weiterdirigieren für heute ganz ausgeschlossen sei.

Der Direktor stürzte mit der Miene eines Feldherrn, der im Begriff steht, eine Entscheidungsschlacht zu verlieren, aus dem Wartezimmer und schrie aufgeregt nach dem Konzertmeister. Mizzi Burger-Paladini hängte sich an seinen Arm und beschwor ihn, um Gottes willen nicht etwa die Vorstellung abzubrechen. In der Aufregung versagte sein bißchen Deutsch und er tröstete die jammervoll verschmierte und verwischte Carmen auf Russisch. Als der Konzertmeister, ein langhaariger, zaunsteckendürrer Zigeuner, aus dem Keller auftauchte, flog ihm die verängstigte Carmen an den Hals, streichelte ihm seine Mähne und flehte ihn in weichen Altlauten

an, den Abend zu retten. Der Konzertmeister verstand wenig Deutsch, aber er begriff wohl, worum es sich handelte, und verwahrte sich auf Polnisch und mit beredten Händen gegen die Zumutung, so unvorbereitet weiter zu dirigieren. Auf seinem schwarzen Rock den Abdruck von Carmens weißen Armen tragend, verschwand er fluchtartig im Kellerhals. Der Direktor stürzte ihm fluchend nach, und Frau Mizzi Burger-Paladini starrte händeringend hinter den beiden drein in das schwarze Loch hinunter. Als nach etwa fünf Minuten der Kopf des Direktors wieder aus der Versenkung emportauchte, sah der gespannt harrende Hause der Theatermitglieder seinen Mienen sofort an, daß er gute Botschaft bringe. Und so war's. Der erste Fagottist hatte sich gegen Zusicherung eines anständigen Honorars erboten, die Leitung zu übernehmen. Mizzi stieß einen Freudenschrei aus und wollte sich mit hocherhobenen Armen dem Direktor an den Hals werfen, um die Reste ihres Puders an seinem eleganten Cutaway abzuwischen; aber der Bühnentyrann hatte seine ganze Energie wiedergefunden und wies sie mit einer majestätischen Geste ab. „Gehen Sie in Ihre Garderobe, Madame, und beeilen Sie sich; vergessen Sie nicht, sich neu zu schminken." Und dann brüllte er mit Stentorstimme seine gedrängte Herde an: „Was steht ihr da herum und haltet Maulaffen feil! Allez, allez — umziehen, umbauen!"

Die Schäflein stoben auseinander, die Arbeiter packten kräftig zu, der Prospekt flog in die Höhe und nach den Befehlen des Bühnenmeisters und des Regisseurs gestaltete sich die Szene zu dem Bilde der Schenke des Lilas Pastia.

Der Herr Direktor ließ den Zwischenvorhang heruntergehen, den Hauptvorhang aufziehen und trat vor das Publikum, das wegen der langen Pause bereits ungeduldig zu werden begann. Er verkündete mit schönem Pathos, daß der Kapellmeister von einem starken

Unwohlsein befallen worden sei, welches es ihm unmöglich mache, seines Amtes weiter zu walten. Ein bewährtes Mitglied der Kapelle, der deutsche Fagottist „Gospodin Pjotr Karlowitsch Karn“ habe sich liebenswürdig bereit erklärt, die Oper zu Ende zu dirigieren und lasse das hochzuverehrende Publikum um freundliche Nachsicht bitten.

Aufmunternder Beifall, der dem Retter in der Not galt, begleitete die feierliche Abschiedsverbeugung des Redners. Der in einen Gospodin Pjotr Karlowitsch russifizierte Herr Peter Karn hatte dem Direktor nicht verschwiegen, daß er noch nie zuvor ein Opernorchester dirigiert habe; er habe nur gerade Carmen so oft im Orchester mitgespielt, daß er die Oper so gut wie auswendig wisse; darauf und auf sein solides theoretisches Wissen und seine guten Nerven wolle er sich allein verlassen.

Als nach etlichen Minuten das Glockenzeichen zum Beginn des zweiten Aktes ertönte, richteten sich viele Operngläser nach dem Dirigentenpult. Ein blonder Krauskopf tauchte auf, ein stämmiger, untersetzter Körper stieg zum Hochsitz hinauf. Und auf den freundlichen Begrüßungsbeifall wandte sich dem Publikum ein junges, frisches, erzdeutsches Gesicht zu, mit gesunden roten Wangen, großen hellblauen Augen, die sinnlich-üppigen Lippen von einem rotblonden Schnurrbart forsch beschattet, das weiche Kinn durch einen angedeuteten Knebelbart energisch betont. Nach einer kurzen knabenhaften Verbeugung erhob der junge Mann den Taktstock, und im straffen Rhythmus setzte die leidenschaftliche spanische Tanzweise ein, die den zweiten Akt eröffnet.

Die Orchestermusiker hatten einander das Wort gegeben, den kecken jungen Kameraden nicht im Stich zu lassen. Da sie ja nicht wußten, ob er ihnen in der Aufregung die Zeichen zum Einsatz richtig geben würde, so paßte jeder einzelne scharf auf und zählte die Pausen

aus, als ob es gälte, vom Blatt zu spielen. Ebenso waren auch die Solisten und der Chor mit allen Sinnen bei der Sache und immer mit einem Viertelsauge bei dem Dirigenten. Zum allgemeinen Erstaunen der Mitwirkenden gab der kecke Taktstockschwinger zwar allerdings nicht alle Einsätze, beherrschte aber dafür die Tempi mit vollkommener Sicherheit und wurde im Verlauf der Vorstellung seiner Sache so gewiß, daß er sogar wagte, seinem Temperament die Zügel schießen zu lassen. Sein jugendliches Feuer riß das ganze Ensemble mit sich fort, so daß alle individuellen Nüancen des Tempos und der Dynamik ausgezeichnet gelangen. Es kam auf diese Weise eine Carmenvorstellung zustande, wie sie Nischnej-Nowgorod vielleicht noch nie zuvor erlebt hatte. Schon nach dem dritten Akt mußte Peter Karn sich entschließen, den lauten Rufen Folge zu leisten und sich, von Carmen, Escamillo und Don José feierlich geleitet, zu verbeugen. Und am Schluß der Vorstellung hätte um ein Haar der eilige Vorhang das Publikum zum Zeugen der leidenschaftlichen Umarmung gemacht, durch welche Frau Mizzi Burger-Paladini dem Retter ihrer fünfhundert und etlichen Rubel dankte. Noch im letzten Moment hatte ein fester Griff von seiten eines Kollegen sie vom Halse des überraschten Fagottisten gerissen. Sie konnte sich aber nicht enthalten, ihm ihren heißen Dank im Angesicht von ganz Nischnej-Nowgorod abzustatten, indem sie seine biedere gewaltige Rechte ergriff, an ihr Herz führte und dann das Siegel eines innigen Kusses darauf drückte. Das Publikum tobte gerührt, und der Name Pjotr Karlowitsch Karn wurde in derselben Nacht noch durch die Theaterbesucher in den Restaurants, Cafés und im Schoße der Familien berühmt gemacht.

Frau Mizzi Burger aber ließ es sich nicht nehmen, nach dem endgültig letzten Vorhangfall ihren Lebensretter mit Begeisterung an ihren gewaltigen Busen zu drücken und ihn halb mütterlich und halb verliebt abzubusseln.

Peter Karn schmeckte die rote Pomade, roch den edlen Schweiß der Leidenschaft und fühlte die weiche Nachgiebigkeit seines Widerlagers; aber er hielt still wie ein Lamm und ließ auch diese Begleiterscheinung seines jungen Ruhmes mit dem verlegenen Lächeln des wackeren deutschen Jünglings über sich ergehen.

Dann kam der Direktor und drückte ihm einen Fünfzigrubelschein in die Hand, was Peter Karn reichlich schäbig fand dafür, daß er dem Manne mehrere tausend Rubel gerettet hatte, und dann kam der Polizeigewaltige, General Wassili Wljadimirowitsch Protopopoff, versicherte ihn in sehr merkwürdigem Deutsch seiner unbegrenzten Hochachtung und steckte ihm dabei ohne weiteres eine Banknote in die Westentasche, die sich gleichfalls als ein Fünfziger erwies. Die strahlende Mizzi flüsterte ihrem hohen Gönner etwas in das rote Ohr, worauf der General den glücklichen Helden des Abends zu einem Souper im ersten Restaurant der Stadt einlud.

Da der wackere Peter zum erstenmal in Rußland war und folglich von den Machtbefugnissen eines Polizeipräsidenten eine gar furchterweckende Vorstellung hatte, so getraute er sich nicht, die ehrenvolle Einladung abzulehnen, obwohl er sehr viel lieber seinen Triumph im Kreise seiner deutschen Kameraden in ihrer bescheidenen Stammkneipe mit Bier begossen hätte. Er verbeugte sich also dankend und versprach, in fünf Minuten am rückwärtigen Theaterausgange zur Verfügung des Herrn Generals zu stehen.

Dann eilte er hinunter in den Warteraum der Musiker und ward von den Kollegen, besonders aber von den deutschen Landsleuten, mit lautem Jubel empfangen. Alle drängten sich um ihn, schüttelten ihm die Hände und beglückwünschten ihn in den verschiedensten Zungen zu seinem glänzend gelungenen Wagestück. Als er ihnen vollends erzählte, daß Mizzi Burger und ihr generalischer Freund ihn zum Souper ein-

geladen hätten, gratulierte man ihm überschwenglich zu dieser hohen Auszeichnung. Wenn er jetzt gescheit sei und die Sache beim richtigen Zipfel anfasse, so sei sein Glück gemacht — für Rußland wenigstens, denn der General habe sehr einflußreiche Verbindungen in Petersburg und Moskau, und Frau Burger-Paladini habe den General so fest am Bandel, daß er ihr nichts abzuschlagen fähig sei; er solle sich die Dame ja warm halten. Sie habe ein stets liebebedürftiges Herz und pflege ihre Dankbarkeit ebenso leidenschaftlich zu betätigen, wie sie die unglücklichen Gegenstände ihres Hasses und Neides mit rücksichtsloser Grausamkeit verfolge.

Der ältere Genosse, der ihm diese guten Ratschläge gab, ein Klarinettist, der schon mehrere Jahre bei der Operntruppe wirkte, begleitete ihn hinaus vor das Theater, um ihm beim Aufsuchen des Wagens des Generals behilflich zu sein.

„Ja, wie soll ich mir denn die Dame warm halten?" fragte Peter Karn den Klarinettisten. „Wenn unser Kapellmeister wieder amtiert und ich meinen Fagötzen wieder blase, bin ich ja doch erledigt — und außerdem ist in acht Tagen Saisonschluß."

Der alte Herr gab ihm einen freundschaftlichen Rippenstoß. „Mensch, wenn man zweiundzwanzig Jahre ist und der Frühling in den Adern kocht! Die Burger-Paladini geht stark in die neunundreißig, rechne ich — in dem Alter sind die Weiber toll auf so junges Mannsvolk. Also seien Sie kein Frosch."

„Ach, die hat doch ihren General!" gab Peter mit verwunderten großen Augen zurück. „Ich werde mich doch schwer hüten und dem in die Quere kommen."

„Der alte Knacker ist doch keine Konkurrenz für Sie," knurrte der Klarinettist. „Laufen Sie Sturm, das wird der Mizzi imponieren, wie ich sie kenne. Glauben Sie etwa, daß sie ihr Herz an Wassili Wljadimirowitsch verloren hat? Nein, nein, in dem Lokal

ist allemal noch Platz, hängt immer ein Zettel raus — Studentenwohnung zu vermieten. Also greifen Sie zu! Es kann Ihr Glück sein; oder wollen Sie beim Fagott versauern? Sie sind doch absolvierter Leipziger Konservatorist, und nach dem Knalleffekt von heute ..."

„Ja, ja, das ist schon recht," unterbrach ihn Peter, indem er ihn beim Arm packte; „aber wissen Sie, diese — diese zerfließenden Formen sind mir ein Greuel; ich habe die Liebe in besserer Gestalt kennen gelernt."

„Aber wer spricht denn von Liebe!" fauchte ihn der Alte an. „Hier heißt es einfach, das Glück festhalten. Seien Sie froh, daß es Ihnen in so kompakter Gestalt begegnet."

Da wurden sie des Generals ansichtig, der aus seinem Kutschenschlag herauslehnte und ungeduldig die im Dunkeln vorbeihuschenden Gestalten der heimkehrenden Theatermitglieder musterte. Peter drückte seinem Freund die Hand und begab sich zur Kutsche. Der General ersuchte ihn, hier auf Frau Burger zu warten, er werde unterdessen nach dem Restaurant vorausfahren und das Menü bestellen, in wenigen Minuten könne der Wagen zurück sein. Dann schrie er dem Kutscher auf russisch einen Befehl zu und die prachtvollen Traber sausten davon. Der Klarinettist half Peter warten und erzählte ihm, was er von Mizzi Burger-Paladini wußte. Sie sei eine Wienerin, die sich von der Operette zur großen Oper hinaufgearbeitet und noch vor fünf Jahren an ersten Bühnen Österreichs geglänzt habe. Seit der Zeit sei es mit ihrer Stimme ebenso rasch bergab wie mit ihrem Fettansatz bergauf gegangen, so daß sie jetzt schon froh sein müsse, in der russischen Provinz anständig bezahlte Engagements zu finden. Abgesehen von ihrem neidischen Rollenhunger und ihrer Schwäche, sich immer noch für hochgradig begehrenswert zu halten, sei sie

ein herzensgutes Geschöpf, eine tüchtige gewissenhafte Künstlerin und für Schmeichelei oder gar Zärtlichkeit überaus empfänglich und dankbar; sie reise schon drei Jahre mit dieser Truppe und werde den Anschluß an die besseren deutschen Bühnen schwerlich wiederfinden.

Der Wagen des Generals war schon wieder zurück, bevor die Primadonna erschien; aber es dauerte nicht mehr lange, da kam sie in einen kostbaren Pelz gehüllt, einen federleichten weißen Orenburger Schal lose um den Kopf geschlungen und nach einem starken Tripleextrakt duftend, dahergerauscht und ließ sich von dem galanten Peter in das Coupé helfen. Die Rappen zogen an und fort sauste das leichte Gefährt. Frau Mizzi schob ihren molligen Arm sofort unter den ihres Retters, drückte ihn zärtlich an sich und flötete weich: „Ach, Sie zuckriger Schneck Sie, Sie Goldmandl! Sie haben mir einfach das Leben gerettet — jawohl, einfach das Leben! Denn wissen S', wenn wir heut die Vorstellung hätten abbrechen und 's Geld z'ruckzahlen müssen — mich hätt' amal sicher der Schlag 'troffen. Sagen S', was hat Ihnen dann der Direktor in d' Hand druckt?"

„Fünfzig Rubel," gestand Peter etwas verlegen.

Da fuhr sie aber auf: „Der Schmutzian! Pfui Deifel, schaut ihm gleich! Aber das duld' ich nicht, das ist eine Gemeinheit! Hundert Rubel muß er mindestens noch zulegen und Sie werden mir erlauben, daß ich von mir aus gleichfalls eine Kleinigkeit ..." Sie öffnete ihren Pompadour und fingerte mit der Rechten eifrig darin herum.

Peter wehrte energisch ab, nie und nimmer werde er von einer Kollegin Geld annehmen. Frau Mizzi zeigte volles Verständnis für solches Zartgefühl und ließ die Börse, wo sie war. „Ja, aber Freindl, ich weiß wirklich nicht, wie ich mich sonst erkenntlich zeigen soll," sagte sie tief bekümmert, indem sie einige zärtliche Gedankenstriche in den Satz einschob.

Peter stellte sich dumm und versetzte ganz bescheiden: „Ach, gnädige Frau, wenn Sie vielleicht Ihren Einfluß bei dem Herrn General verwenden wollten — er könnte mir doch vielleicht zu einer Kapellmeisterstelle verhelfen. Rußland wäre so recht geeignet, um mich bei der Oper einzuarbeiten; in Deutschland werden die Anfänger doch gar zu miserabel bezahlt."

„Ja, aber gewiß, mein lieber Freind, was in meinen Kräften steht, soll gern g'schehen. Nach den Fasten spielen wir in Odessa, Sie wissen doch. Unser Direktor muß Sie als zweiten Kapellmeister engagieren, den gegenwärtigen russischen Lackel, der eh immer betrunken ist, den muß er 'naus tun. Ich freue mich so auf Odessa, — denn dahin kann mir der General net nachkommen. Er ist ja ein recht ein lieber Herr und so generös — aber wissen S', fürs G'fühl is er halt doch nix. Und so junge Leut wie mir zwei ..." Sie kicherte und kuschelte sich noch dichter an ihn.

Peter war froh, daß die Orlowtraber nur drei Minuten bis zu dem Restaurant gebraucht hatten. Er sprang aus dem Wagen, noch ehe er still stand, und half seiner kostspielig eingewickelten Gönnerin heraus. In einem behaglich durchwärmten Vestibül wurden ihnen von livrierten Dienern die Galoschen von den Füßen gezogen, Mäntel und Kopfbedeckung abgenommen, warmes Wasser, reine Handtücher, Kamm und Bürste zur Benutzung angeboten und dann durfte er seine seidig raschelnde Dame am Arm eine teppichbelegte Treppe hinaufführen. Sein schwarzer Frackanzug ging gerade noch an für die Eleganz dieses Lokals, aber sein durchgeschwitzter Kragen, das zerknitterte Vorhemd und die nicht mehr saubere weiße Binde waren ihm — zu tragen peinlich. Als sie den strahlend hellen Saal im ersten Stock betraten, merkte Peter, wie die Gäste flüsternd die Köpfe zusammensteckten und wie aller Blicke sich ihm und seiner prunkvollen Dame zuwandten. Aber es war kein Spott

über seine mangelhafte Eleganz auf den Gesichtern zu lesen; an einigen Tischen wurde sogar lebhaft applaudiert. Peter errötete geschmeichelt. Er war also bereits eine stadtbekannte Persönlichkeit. Und er nahm seine Schultern zurück und ging, das Haupt frei aus dem matschen Kragen herausgereckt, seinem neuen Freund und Gönner, Wassili Wljadimirowitsch Protopopoff, entgegen.

In der Mitte des Lokals befand sich ein Marmorbassin, in dem Sterlette herumschwammen, ein Springbrunnen erfrischte das Wasser und die Luft und ein Arrangement von Fächerpalmen hielt das grelle Gaslicht von dem kleinen Tisch daneben ab, an dem die drei nun Platz nahmen. Ein Kellner ganz in Weiß wartete bereits mit einem Tablett voll feiner Schnäpse auf. Und kaum waren die hinuntergestürzt, als zwei andre bartlose junge Männer in weiß Leinen erschienen, von denen der eine einen ausgehöhlten und mit graukörnigem Kaviar bis an den Rand gefüllten Eisblock, der andre Toast, Butter und Zitronen auftrug. Der General packte Peter eigenhändig drei gehäufte Eßlöffel voll von diesem unerhört köstlichen Genußmittel auf den Teller. Und Peter war nicht blöde, sondern nahm die gute Gelegenheit nach Kräften wahr.

Der General hatte den Champagner bereits kalt stellen lassen; Veuve Clicquot war seine Leibmarke. Er stieß zuerst mit Peter an und brachte ihm, fest in die hellen Germanenaugen blickend, den Trinkspruch zu „hommage au génie“. Peter verstand zwar kein Französisch, aber das Wort „génie“ ließ ihn ahnen, daß es auf eine Schmeichelei für ihn abgesehen sei. So errötete er denn dankbar und brachte, mit seinen lustigen runden Augen über den Rand seines Glases hinweg das betagte Liebespaar anleuchtend, den Gegentoast aus: „Dem alten General Knusemons.“

Wassili Wljadimirowitsch guckte verwundert. Er hatte von diesem Kameraden nie etwas gehört. Aber

als ihn Mizzi lachend darüber aufklärte, daß der General ce que nous aimons von alters her in Deutschland als Trinkspruch herhalten müsse, da schmunzelte er vergnügt und klopfte dem Fagottisten wohlwollend auf die Schulter, bevor er sein Glas leerte. Frau Mizzi schickte sich nunmehr an, ihrem Lebensretter mit ihren hübschen molleten Händen eine Kaviarschnitte zurecht zu machen. Da sie aber sah, daß Peter Karn allein ganz gut damit zurechtkam, und sogar mit Grazie die Zitrone in Spiralen über seine Toastschnitte hintropfen ließ, so gab sie diese Mühewaltung auf und freute sich mit einer gewissen netten Mütterlichkeit der wohlanständigen Manieren ihres Lebensretters. Sie hatte schon befürchtet, der junge Mann könnte, so unvermittelt vom Fagott weg in das vornehme Restaurant geschleift, unangenehm auffallen, sich durch Blödigkeit und Ungeschick vielleicht sogar lächerlich machen. Aus diesem Gedankengang heraus erklärte sich ihre überraschende Frage: „Gelten S', Herr Karn, Sie sind gewiß von besserer Famüllie, wie mer sagt."

„Wie man's nimmt," gab Peter listig lächelnd zurück. „Mein Vater nahm eine höhere Beamtenstellung bei der Kaiserlichen Reichspost ein."

„A, da schau her!"

„Ich kann mich seiner leider nicht erinnern, denn ich war erst drei Jahre alt, als er bei Saint Privat sein Leben lassen mußte. Er war nämlich, mit Respekt zu sagen, Postillion."

Wassili Wljadimirowitsch Protopopoff hatte sicherlich noch nie in seinem langen Leben mit dem Sprößling eines Postillions soupiert; aber die Neuheit des Falles machte ihm Spaß. „Serr gut, bravo, bravo!" sagte er, indem er dem jungen Manne abermals wohlwollend zutrank. „Wie heißen Sie bitte mit Vatername, Herr Karn?"

„Pjotr Karlowitsch," sagte Peter, artig seinen Kopf neigend.

Und der General erwiderte die Höflichkeit und murmelte: „Wassili Wljadimirowitsch" in seinen Schnauzbart. Und dann fuhr er interessiert fort: „Sie haben Karriere gemacht, Pjotr Karlowitsch; meine Hochachtung. Sie wollen Kapellmeister werrden?"

„Mehr, Exzellenz, mehr!"

„Hoftheaterintendant!" rief Frau Mizzi, lustig in die Hände klatschend.

„Mehr, Gnädigste, mehr!"

„Ich glaube, er will General werrden," lachte Wassili Wljadimirowitsch behaglich.

„Mehr, Exzellenz, mehr!" schmunzelte Peter, die Augenbrauen hochziehend. „Ich will keine Opern dirigieren, sondern selber welche komponieren."

Der General verneigte sich respektvoll: „Ah, Kompositeur!"

Und Frau Mizzi vertiefte sich interessiert in die trotz des jungen Bartes noch fast knabenhaften Züge ihres Günstlings und erkundigte sich, was er denn schon komponiert habe.

„O so ziemlich alles," versetzte Peter. „Tänze, Märsche, Couplets, Lieder, Kammermusik, Motetten, Messen, symphonische Dichtungen — bloß zu einer Oper hat's noch nicht gelangt."

„Ja mei, wo haben Sie denn das Talent her?" rief Mizzi bewundernd. „Frau Mutter vielleicht musikalisch gewesen?"

Peter zuckte die Achseln. „Meine Mutter ist eine Waschfrau, ich habe sie nie singen hören. Ich vermute, die musikalische Erbschaft stammt von den Karnschen Vorfahren. Meine Tante in Triptis war übrigens auch sehr musikliebend. Der verdank' ich's wenigstens, daß ich zum Stadtpfeifer von Suhl in die Lehre kam."

„Jessas, wie interessant, geradezu romantisch! Gehen S', Herr Karn, das müssen S' uns erzählen." Frau Mizzi konnte sich nicht enthalten, in ihrer Begeisterung Petern leise über den Arm zu streicheln.

Ein rascher Seitenblick genügte, um den gescheiten jungen Mann merken zu lassen, daß sein hoher Gönner mit dem Verfahren seiner Freundin nicht ganz einverstanden sei. Er lenkte also geschickt ab, indem er behauptete, seine Lebensgeschichte sei in drei Worten abzutun: Hunger, Prügel, Arbeit. Und dann wurde der Fisch serviert und seine feinen Gräten erforderten soviel Aufmerksamkeit, daß die Unterhaltung schon deswegen ins Stocken geriet.

Frau Mizzi merkte mit Erstaunen, daß ihr junger Freund, obwohl er abgebissene Fingernägel hatte, dennoch den Fisch nicht mit dem Messer aß, und sie konnte sich nicht enthalten, daraufhin zu behaupten, er müsse doch sicherlich, abgesehen von Hunger, Prügel und Arbeit, auch eine feine Erziehung genossen haben.

Peter schluckte erst vorsichtig seinen Bissen hinunter und dann sagte er mit strahlendem Lächeln: „Hab' ich auch, gnädige Frau. Eine sehr, sehr feine Gouvernante hab' ich gehabt; sechzehn Jahre war sie alt, bildhübsch — ich sage Ihnen, bildhübsch!"

Nun brannte die Neugier der guten Dame natürlich lichterloh; aber aus Peter war nichts mehr herauszuholen, er blieb stumm wie der Fisch, dem er fortan seine ganze Andacht widmete. Beim Schaschlik (kaukasische Hammelnieren am Spieß) wurde er zwar wieder gesprächig, hielt sich aber mehr an den General, den er mit Geschick in eine militärisch-politische Unterhaltung verwickelte.

Wassili Wljadimirowitsch hatte rasch getrunken und neigte daher zur Offenheit. Außerdem war er ungemein angenehm überrascht, daß Peter nicht, wie sonst alle Deutschen, die eben erst ihre Nase in Rußland hineingesteckt haben, geneigt schien, das ganze Volk für Barbaren, alle Beamten für bestechliche Schurken und alle Revolutionäre für Heilige und Märtyrer zu halten. Es war eben wieder einmal ein

Minister des Innern ermordet worden. Die Polizei hatte den Attentäter noch nicht gefaßt. Der kühne Jüngling hatte sich in Offiziersuniform Zutritt zum Audienzzimmer des Ministers zu verschaffen gewußt und ihm die Bombe vor die Füße geworfen. In dem allgemeinen Wirrwarr war er, wunderbarerweise selbst unverletzt, entschlüpft. Davon sprachen sie nun und von dem tief innerlichen russischen Volke und von dem Zar Befreier, der zu früh und zu plötzlich die Schranken niedergerissen habe, und von der Verwirrung, die die westliche Bildung in jungen Köpfen anrichte, und von den schlimmen Juden, die an allem schuld seien. Pjotr Karlowitsch blickte mit gläubigen Kinderaugen zu Wassili Wljadimirowitsch auf und schien nur darauf bedacht, sich von dem gründlichen Kenner russischen Wesens belehren und seine dummen mitteleuropäschen Vorurteile zerstören zu lassen. Der General fühlte sich angenehm geschmeichelt durch die Aufmerksamkeit des klugen jungen Mannes und Frau Mizzi wurde geradezu eifersüchtig, denn er kümmerte sich um sie nur noch wenig und bog immer aus, wenn sie das Gespräch auf Kulissenklatsch bringen wollte.

Man überreichte dem General eine Depesche, die er sofort beantworten mußte. Er verfügte sich zu diesem Zweck in das Bureau des Restaurants und Mizzi benutzte seine kurze Abwesenheit, um ihrem neuen Freunde Vorwürfe zu machen über die Vernachlässigung, die er ihr angedeihen ließ.

„Das war Absicht, Gnädige," sagte Peter Karn seelenruhig. „Wassili Wljadimirowitsch scheint zur Eifersucht zu neigen."

„Und wie!" bestätigte die Primadonna leise kichernd. „Aber am Vormittag kommt er nie, da hält ihn der Dienst gefesselt. Gehen S', Peterl, besuchen S' mich morgen zu anständiger Zeit. Sie sind mir Ihren ganzen Roman schuldig. Ja, ja, mir kommen Sie nicht aus, Freinderl, und besonders die Geschicht' mit

der Gouvernant. ... Sie scheinen mir wirklich ein rechter Kecker!"

„Morgen vormittag habe ich Probe," entschuldigte sich Peter.

„Dann morgen nachmittag zur Jause."

„Aber wenn dann der General kommt?"

„So lassen S' ihn doch kommen!" lachte Mizzi. „Oder sind Sie am Ende gar so — unternehmungslustig, um gleich Situationen herbeizuführen, die wo keinen Dritten net vertragen?"

„Wie können Sie so etwas von mir glauben!" wehrte Peter mit drolliger Entrüstung ab.

Indes trat der General wieder herein und Mizzi vermochte nur noch einen doppeldeutigen Seufzer anzubringen. Es wurde nunmehr bald aufgebrochen und Wassili Wljadimirowitsch versicherte beim Abschied seinen jungen Freund Pjotr Karlowitsch seiner unbegrenzten Hochachtung und daß er ihm mit seinem Einfluß in Petersburg zur Verfügung stehe und daß er sich überhaupt glücklich schätze, seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Dabei steckte er ihm noch ein ganzes Paket Zigaretten in die Paletottasche und wünschte ihm auf seinen Lorbeeren wohl zu ruhen.

Mizzi Burger-Paladini ihrerseits drückte dem Landsmann die Hand so warm, so warm ...! Peter spürte gar nicht bei seinem weiten Nachtmarsch in sein billiges Quartier, wie schneidend kalt es Anfang März noch in Rußland sein kann.

Zweites Kapitel

Peter wird heftig geliebt, zeigt sich aber gänzlich abgeneigt. Confer: Joseph und Frau Potiphar.

Am andern Tage stellte sich Peter Karn pünktlich zur Jause bei Frau Mizzi Burger-Paladini ein. Die Gute hatte ihm eigenhändig einen echten Wiener Gugelhupf zu backen versucht, der zwar in dem hierfür nicht ganz geeigneten Küchenherd nicht recht gelungen war, wogegen jedoch der Kaffee nichts zu wünschen übrig ließ. Peter hatte sich wegen seines keineswegs hervorragend eleganten Promenadenanzugs entschuldigen zu müssen geglaubt, aber seine mütterliche Freundin hatte ihn ausgelacht wegen solcher kleinlichen Ängstlichkeit und ihn ebenso zärtlich wie kräftig an sich gedrückt, um ihm ihre Versicherung glaubhaft zu machen, daß es hier nicht auf das Gewand ankomme, sondern lediglich auf den lieben Burschen, der darin stecke. Und dann hatte sie ihm gleich bei der ersten Tasse ihres vorzüglichen Kaffees vorgeschlagen, daß sie doch als Kollegen einander du sagen wollten. Dagegen war nichts zu machen, wenn er nicht unhöflich sein wollte, und so schluckte er denn gehorsam Arm in Arm mit ihr seine Tasse leer und ließ alsdann ein Bussel über sich ergehen, das nicht nur reichlich lang währte, sondern auch seine Herkunft von einem frohen, erfahrenen Munde nicht verleugnete. Fortan sagte sie zu ihm „Du, Kapello" und er zu ihr „Du, Frau Mizzi".

Natürlich brachte sie die Rede nach dieser feierlichen Besiegelung der Freundschaftspräliminarien auf die sechzehnjährige Gouvernante, bei der er gestern die Andeutungen über seine Lebensgeschichte abgebrochen hatte. Allein Peter lächelte verschmitzt und sagte: „Nein, bitte sehr, von hinten fange ich keine Geschichten an. Wenn du dich für meinen ebenso einfachen als geschmacklosen Lebenslauf interessierst, Frau Mizzi, dann mußt du ihn auch von Anfang an genießen.“

„Aber ja, gewiß, alles mußt' mir erzählen — kein Brinkerl darfst auslassen. Noch ein Stückerl Gugelhupf gefällig?“

Peter dankte für das klitschige, wasserstreifige Gebäck und nahm alsdann auf einen dringenden Wink von ihr neben ihr auf dem Sofa Platz, das eben nur für zwei Raum hatte. Er setzte sich eine von des Generals Zigaretten in Brand, paffte ein paar Züge und begann zu erzählen: „Den hochthronenden Verkehrsbeamten, der an meiner Existenz schuld geworden ist, den übergehe ich mit Stillschweigen, denn ich habe leider nicht das Vergnügen gehabt, ihn kennen zu lernen; im übrigen habe ich meine früheste Kindheit — in der Nase, das kannst du mir glauben, gnädige Frau, denn sie roch niederträchtig nach Waschseife. Wrasen und beizender Seifendunst erfüllten Tag und Nacht jahraus, jahrein unsere ganze Wohnung, die aus Waschküche, Plättstube und Schlafzimmer bestand. Meine Mutter mußte wohl ihr Geschäft verstehen, denn sie hatte immer genug zu tun, und war dadurch imstande, nicht nur meinen Bärenappetit zu befriedigen, sondern auch noch einen Spargroschen zurückzulegen. In mir bildete sich der Erwerbssinn auch sehr frühe aus, denn ich mußte von meinem siebten Jahr an die Wäsche austragen helfen und erwischte dabei manchen Sechser oder gar Silbergroschen, die ich gewissenhaft beim Konditor anlegte. Meine Mutter war der Ansicht, daß ich meine kleinen Trinkgelder in meine Sparbüchse tun sollte, bis sich ein

Kapital angesammelt hätte, von dem ich einmal die Kosten eines höheren Studiums bestreiten könnte. Meine Vorliebe für die Schleckerei trug mir infolgedessen häufige Prügel ein, die bei der kräftig ausgearbeiteten Muskulatur meiner Mama recht schmerzhaft auszufallen pflegten. Ich kann also nicht sagen, daß ich besonders zärtliche Gefühle für sie hegte. In der Volksschule ging mir's gut; ich lernte leicht und war bei meinen Lehrern sehr beliebt, weshalb ich auch sehr früh schon in die Kurrende aufgenommen wurde."

„Was ist das, bitte?" unterbrach Frau Mizzi.

„Das ist ein Knabenchor, der nicht nur die Kirchenmusik bei der evangelischen Liturgie auszuführen hatte, sondern auch an allen christlichen Feiertagen unter Führung des Kantors in die Häuser ging und dort geistliche und weltliche Gesänge vierstimmig zum besten gab. Wir hatten eine Art Uniform, kurze schwarze Kragenmäntelchen und hohe Hüte wie die Schornsteinfeger. Ein hübsches Geld ersangen wir uns, das uns, nach Abzug eines Anteils für den Gesanglehrer, gutgeschrieben wurde. Das Kurrendelaufen ist meine schönste Kindheitserinnerung, denn ich ließ meinen hellen Sopran mit Leidenschaft ertönen; weil ich ein frisches sauberes Bürschel war — meine Mutter schruppte mich ja auch jeden Morgen mit Seife ab — bekam ich manchen guten Extrabissen zugesteckt. Meine Passion für die Musik schreibt sich ja auch aus der Zeit her und ich war mir von jeher ganz klar darüber, daß ich um keinen Preis je etwas andres werden wollte, denn ein Musikant. Mutter hatte es aber anders mit mir im Sinn. Das höhere Studium, von dem sie mir immer vorschwärmte, sollte nämlich die Dachdeckerei sein, und für dieses edle Handwerk hatte sie sich darum so sehr begeistert, weil sie sich lebhaft für einen Dachdeckergesellen interessierte, der in seinen Freistunden immer bei uns herumhockte und von ihrem Blümchenkaffee und Käsekuchen nie genug kriegen konnte. Ich mochte

den Menschen nicht ausstehen; besonders weil er erheblich jünger war als Mutter und sich trotzdem mir gegenüber so etwas wie väterliche Autorität anmaßte. Ich war, glaube ich, zwölf Jahre alt, als meine Mutter mir eines Tages erklärte, sie werde kommenden Sonntag mit dem Schieferdecker Hochzeit machen. Wir zögen in eine größere Wohnung, denn der Geselle wollte sich selbständig als Meister auftun, ich sollte eine eigene Kammer haben und nach meiner Einsegnung bei dem neuen Vater in die Lehre kommen. Das paßte mir aber nun ganz und gar nicht. Ich hielt einen Handwerker nun einmal für nicht standesgemäß. Ein Kaiserlicher Postbeamter, noch dazu einer, der den Heldentod für's Vaterland gestorben, galt in meiner kindlichen Vorstellung mindestens soviel wie ein Offizier, oder mehr noch, weil er doch so hoch oben thronte und dazu Horn blies! Ich erklärte also der Mutter rund heraus, daß sie zwischen dem Dachreiter und mir zu wählen habe; wenn sie auf dieser Heirat bestehe, so werde sie mich im Leben nicht mehr wiedersehen; worauf meine Mutter höhnisch lachte und mir eine mächtige Schelle herunterschlug. Am Abend desselben Tages nahm mich der Zukünftige vor und traf seine Maßnahmen, um mir die pflichtschuldige Kindesliebe beizubringen, indem er mich überlegte und mit dem Knieriemen durchwalkte. Zur Nacht wurde ich eingeschlossen. Es gelang mir aber doch, am nächsten Morgen, bevor ich in die Schule ging, meine Sparkasse aus Mutters Kommode zu stibitzen und nebenbei ein mächtiges Stück Käsekuchen zu erwischen. Ich wanderte nun aber nicht zur Schule, sondern vielmehr nach Triptis, zu meiner guten Tante Agathe. Die hatte uns nicht lange zuvor einmal besucht und mir bei der Gelegenheit durch ihr freundliches Wesen und ihre angenehme Stimme sehr gefallen. Ich wanderte den ganzen Tag und kam abends auch wirklich unangefochten in Triptis an. Die liebe Tante beträufte mich mit Tränen

und auch der gute Onkel zeigte sich zu meinen Gunsten gerührt. Sie hatten es zwar durchaus nicht übrig, die braven Leute, da er nur ein kleiner Bureaubeamter war und sie seit der Geburt des dritten Kindes soviel kränkelte, daß sie nichts dazu verdienen konnte. Nichtsdestoweniger machten sie es möglich, mich als viertes Kind mit durchzufuttern und mich noch zwei Jahre auf die Bürgerschule zu schicken. Das Wertvollste für mich war aber, daß diese vortrefflichen Menschen ein altes Tafelklavier besaßen. Die Tante brachte mir die Elemente des Klavierspiels bei und dann benutzte ich jede freie Stunde, um mich auf eigene Faust weiter zu bilden. Als ich dann mit vierzehn Jahren konfirmiert wurde, bekam ich ein glänzendes Abgangszeugnis von der Schule und auf dem Klavier war ich soweit, daß ich leichte Tänze und Märsche mit einem gewissen Schmiß herunterpauken und zu einfachen Melodieen eine richtige harmonische Begleitung improvisieren konnte. Dem Onkel war es gelungen, einen wohlhabenden Kaufmann, in dessen Familie viel musiziert wurde, für mich zu interessieren und der verauslagte denn auch das Lehrgeld, so daß ich mit vierzehn Jahren beim Stadtpfeifer von Suhl aufgenommen wurde."

„Ja mei, du armer Hascher!" unterbrach ihn Frau Mizzi, indem sie dicht an ihn heranrückte und seinen Haarwuchs zärtlich mit ihrer weichen Hand bearbeitete. „So gänzlich ohne Liebe aufzuwachsen, was für ein grausames Geschick! Weißt Peterl, wir wollen treu zusammenhalten, denn mein Schicksal sieht dem deinigen schrecklich gleich. Meine Mama, mußt du wissen, war nämlich beim Ballett und meinen Vatern hab' ich nie gekannt. Er soll aber ein sehr feiner Kavalier g'wesen sein. Die kleinen Handerln und Fußerln hat er mir vererbt, sonst nix." Sie hob den Saum ihres Gewandes, ließ ihn die Fußerln von weitem sehen und die Handerln andächtig küssen. Dann lehnte sie sich hingebend an seine Schulter und

fuhr munter fort: „Nach Seife hat's bei uns net geschmeckt, aber nach Schminke und Kulissenstaub, ich bin halt ganz beim Theater aufgewachsen, weißt. Not hab' ich grad keine gelitten, aber oftmal ist's doch recht schmal hergangen, besonders wie die Mutter älter worden ist. Und arg launisch war sie auch. Bald hat sie mich vor Zärtlichkeit schier umbracht, bald wieder umeinander gestupft und mit Kosenamen belegt, die wo in keinem Lexikon stehen. Erst war ich natürlich, versteht sich, Balletteleven und hab' fest mitgehupft mit die Kinderln beim k. k. Hofoperntheater. Und nachher, wie's mei Stimm entdeckt hab'n, hat sich eine Protektion für mich gefunden, daß ich das Konservatorium hab' absolvieren können. Aber geh, plausch nur weiter. Kommt jetzt die bildhübsche Gouvernante?"

„O nein, meine Gnädige, da mußt du noch ein bissel Geduld haben," sagte Peter. „Wenn du meine Geschichte hören willst, mußt du sie lückenlos genießen. Die Gouvernante ist das Finale allegro con brio, wir sind aber jetzt erst beim zweiten Satz: Scherzo sul basso ostinato."

Frau Mizzi konnte einen tiefen Seufzer aus Herzensgrund nicht unterdrücken, denn nach ihrer Auffassung war Lebens- und Liebesgeschichte eins. Und die erlebten Geschichten waren ihr außerdem viel lieber als die bloß erzählten. Immerhin war es ganz nett, so traulich an der Schulter dieses jungen Bären zu liegen und sein Herz unter der Weste kräftig schlagen zu hören. Sie ersuchte ihn also angelegentlichst fortzufahren.

„Ihr Weiberleut wißt doch wohl nicht, was eine harte Jugend heißt," begann Peter ganz in seine Erinnerung verloren, „wenigstens nicht, wenn ihr hübsche Mädchen wart. Mit einem derben Buben wird doch verdammt anders umgesprungen."

Frau Mizzi ergriff die günstige Gelegenheit, um in kindlichem Tone einzuwerfen: „Ich war auch tatsächlich

ein sehr ein hübsches Mäderl. Sag Peterl, findest du mich eigentlich noch hübsch?"

Auf diese Pistolenforderung war er nicht vorbereitet; er fand sie eigentlich ziemlich grauslich mit ihrer Überfülle, ihren mütterlichen Hamsterwangen, dem Anflug von Husarenbart und den verpuderten Fältlein. Er schluckte und würgte einige unklare Laute heraus, bis er sich endlich auf einen galanten Spruch besonnen hatte: „Von den Resten deines Kapitals," sagte er, „könnten sich noch zehn junge Mädchen eine anständige Aussteuer beschaffen."

„Schmeichler," flötete sie weich und gab ihm einen zärtlichen Backenstreich dabei. „Du findest mich also gut konserviert? Ja weißt du, im Ernst, ich werde allgemein für jünger gehalten als ich bin. Ich bin nämlich vorigen Herbst schon dreißig g'wesen; aber sag's um Gottes willen net weiter!"

„Wo werd' ich denn das weiter sagen!" erwiderte Peter und der Schalk zuckte dabei um seine Mundwinkel. „Ich werde mich doch nicht lächerlich machen — denn das würde mir ja doch keiner glauben."

Sie äugte doch ein wenig bedenklich zu ihm empor; da er aber ein gar so treuherziges Gesicht machte, ließ sie es gelten und bat um die Fortsetzung seiner Geschichte. Peter setzte eine Papyros in Brand und fuhr munter fort: „Also: Peter Karns Lebenslauf zweites Kapitel. Lehrling beim Stadtpfeifer von Suhl. Ich möchte schreiben können, schöne Frau, das gäb eine lustige Geschichte und das Milieu ist, glaube ich, noch nicht dagewesen. Das Verhältnis vom Lehrling zum Meister ist ziemlich das gleiche wie bei irgendeinem andern ehrsamen Handwerk, nur daß hier die Lehrlinge immer gleich dutzendweis auftreten und die Zwischenstufe der Gesellenschaft fehlt; denn wenn einer ausgelernt hat, geht er auch schon in die Welt und sucht sein Brot, weil der Stadtpfeifer keine ausgelernten Musikanten bezahlen kann. Prügel gibt's im Musikgewerbe

natürlich nach Noten, denn nichts macht einen Menschen nervöser, ungeduldiger und jähzorniger als musikalischer Elementarunterricht. Mehrere Stunden täglich kratzende Streich- und kixende Blasinstrumente anhören zu müssen, das kann auch einen Engel zum Sadisten machen, und dazu nun noch die derben Späße und Niederträchtigkeiten der Jungens untereinander! Die Frau Stadtpfeiferin war wie alle Meisterinnen selbstverständlich zumeist darauf bedacht, die Nahrung so billig wie irgend möglich herzustellen, die Schlafgelegenheit, die Vorkehrungen für Reinlichkeit und Gesundheit waren so primitiv wie nur denkbar, und die Ausnutzung der jugendlichen Kräfte so gründlich wie nur möglich. So mußte ich beispielsweise, sobald der Meister erkannt hatte, daß ich gut musikalisch und taktfest war, gleich vom ersten Tage an beim Schlagzeug mitwirken, das heißt als vierzehnjähriges Bürschel mit auf die Dörfer gehen und bis tief in die Nacht hinein Tanzmusik mitmachen. Und dann die bunte Gesellschaft, die sich bei einem Musikmeister zusammenfindet: Bauernbuben und Stadtfrüchtel nicht gerade von der feinsten Sorte, Blödiane und helle Köpfe, geborene Künstlernaturen und geborene Lumpen. Die meisten natürlich hatten, wie ich, nur Volks-, höchstens ein bißchen Bürgerschulbildung und nur ein paar waren darunter, die aus den unteren Klassen von Gymnasien und Realschulen weggelaufen waren, weil sie eine unüberwindliche Abneigung gegen die höhere Bildung und eine unüberwindliche Zuneigung zur edlen Musika besaßen. Große Schlingel von lasterhafter Aufgeklärtheit waren dabei und unschuldige Kindlein — und das Verderben dieser letzteren war ein Hauptsport für die andern. Obendrein mußten die Kleineren für die Größeren pudeln, das heißt die niederen Dienste verrichten: Wassertragen, Zimmer putzen, Betten machen, Stiefel wichsen und all so was. Als Lehrer war unser Stadtpfeifer in seiner Art sehr tüchtig, seine Methode leicht faßlich und seine

Strenge ließ kein Gehudel durchgehen. Da jeder mindestens zwei Instrumente gleichzeitig lernen mußte, hatten wir außer den Lehrstunden so ziemlich den ganzen Tag mit Üben zu tun, und es gehörte wirklich etwas dazu, in diesem höllischen Durcheinander von stümperhaft traktierten Instrumenten die Ohren steif zu halten. Ich hatte, Gott sei Dank, Muskeln und Nerven wie ein junger Stier und Trommelfelle von Schweinsleder, und da ich mit glühendem Eifer bei der Sache war, kam ich rasch vorwärts. Wegen meiner Mordspratzen, meiner festgefügten Schnauze und meines gesunden Brustkastens wurde ich von vornherein für Kontrabaß, Fagott und Tuba bestimmt. Im zweiten Jahre schon war ich soweit, daß ich große Trommel und Becken einer jüngeren Kraft überlassen und mich in den Gartenkonzerten und bei der Tanzmusik auf meinen Instrumenten betätigen konnte; und im dritten Jahre blies ich schon Fagott bei den sogenannten Symphoniekonzerten. Der Meister bevorzugte mich, weil ich einer seiner besten und verwendbarsten Schüler war, aber die Meisterin konnte mich nicht leiden, weil mein Scheundrescherappetit kaum zu stillen war. Selbstverständlich erweckte ich den Neid der Minderbegabten und hätte vor der Bosheit dieser üblen Kameraden keine frohe Stunde genossen, wenn mir nicht der gütige Himmel die zwei respektgebietenden Fäuste da verliehen hätte. Es kam mir zustatten, daß ich's hart gewohnt und nichts weniger als weichherzig war, aber meine verzweifelten Stunden mit wütenden kindischen Tränen hatte ich doch, denn ich fühlte mit absoluter Gewißheit die Bestimmung zu etwas Höherem in mir und sah doch bei meiner Armut keinen Ausweg aus dieser plumpen Handwerkerei. Ich brachte es fertig, trotzdem fast jede Stunde des Tages in Anspruch genommen war, mich nach einem kleinen Leitfaden in der Theorie allein fortzubilden und sogar noch etwas Klavier zu üben. So hatte ich denn mein sechzehntes Jahr noch nicht hinter

mich gebracht, als der Meister mir ehrlich erklärte, er habe mir nun nichts mehr zu lehren. Er schlug mir vor, mit einem allerdings sehr bescheidenen Gehalt als Lehrer meiner Instrumente bei ihm zu bleiben. Aber das war wenig nach meinem Sinn. Ich erbat vier Wochen Urlaub als Bedenkzeit und kehrte zur guten Tante nach Triptis zurück. Nach Leipzig aufs Konservatorium wollte ich, um mich zum wirklichen Künstler, wenn irgend möglich zum Komponisten und Kapellmeister auszubilden; aber woher das Geld nehmen? Ich mußte doch anstandshalber nunmehr mit Ernst darauf bedacht sein, dem Onkel und meinem Gönner, dem Kaufmann, ihre Auslagen für mich zurückzuerstatten, und konnte unmöglich neue Opfer von ihnen verlangen. Natürlich war nicht daran zu denken, daß ich als kaum siebzehnjähriger Bengel in einem guten Orchester, wo vornehme Musik gepflegt wurde, eine Anstellung sollte finden können; die nahmen alle nur absolvierte Konservatoristen. Für meinesgleichen gab es nur die Bier- und Tanzmusik. Mein Triptiser Gönner ging für mich bei allen seinen Bekannten betteln und brachte auch wirklich ein paar hundert Mark zusammen. Aber nur ein für allemal, denn zu regelmäßiger Beitragsleistung auf mehrere Jahre wollte oder konnte keiner dieser braven Bürger sich verpflichten. So zog ich denn eines schönen Tages in meinem abgetragenen und ausgewachsenen Sonntagsanzug los und fuhr mit meinen zweihundert Mark in der Tasche vierter Klasse nach Leipzig. Ich kannte keine Menschenseele dort, aber wenigstens war mir ein Anhalt gegeben durch ein paar Empfehlungsschreiben von Triptiser Kaufleuten an dortige Geschäftsfreunde; die suchte ich denn zunächst auf. Natürlich wußten diese guten Leute auch nicht, was sie mit mir anfangen sollten, denn keiner hatte Beziehungen zu den maßgebenden musikalischen Kreisen. Immerhin boten sie mir an, abwechselnd des Sonntags bei ihnen zu Mittag zu essen, und eine von den Kaufmannsfrauen,

die eine Nichte im Konservatorium hatte, wußte mir wenigstens die Adressen der wichtigsten Persönlichkeiten zu nennen, bei denen ich mich zunächst vorstellen müßte, um mich um ein Stipendium zu bewerben. Sie verschwieg mir auch nicht, daß mein äußerer Mensch in seiner unausgewachsenen Tollpatschigkeit und in seiner kleinstädtischen Gewandung obendrein keinen sehr vorteilhaften Eindruck hervorbringen würde. Es blieb mir also nichts übrig, als zunächst einmal einen erheblichen Teil meines kleinen Kapitals zum Schneider, Schuster und Wäschehändler zu tragen. Mit meinem neuen schwarzen Bratenrock angetan, die jugendliche Heldenbrust mit einem brettsteifen Vorhemd gepanzert, meinen Stierhals in einen viel zu engen hohen Kragen eingezwängt, von dem sich wirkungsvoll ein blutrotes Schlipsband abhob und auf dem Lockenhaupt einen steifen Filz, wie er den forschen Ladenschwung am Sonntag zu zieren pflegt, so lenkte ich zum erstenmal meine Schritte nach der hochberühmten Brutstätte für musikalische Genies. Die Jünglinge und Jungfrauen, die da aus und ein gingen, hatten allerdings mit meiner Erscheinung verflucht wenig Ähnlichkeit; die Jünglinge waren alle so schön nach berühmten Mustern stilisiert: die hochgewachsenen, schlanken trugen sich à la Mendelssohn, die Untersetzten suchten, soweit ihre Gesichtszüge von Haus aus träumerische Milde ankündigten, durch die Frisur einen Schumannkopf herauszukriegen, und die ganz wüsten plattnasigen und großmäuligen schnitten gar titanische Grimassen und kamen mit vorgeneigtem Struwwelkopf und auf dem Rücken verschränkten Armen dahergestürmt wie die leibhaftigen Beethovens. Ich aber sah bestenfalls aus wie ein angehender Dorfschulmeister, der im Café einen falschen Hut erwischt hat. Ich stieg mit höchst bänglichen Gefühlen die Treppe hinauf und ließ mich beim Direktor melden. Der Herr saß vor seinem Schreibtisch und war offenbar sehr beschäftigt. ‚Sie wünschen?‘ fragte er, ohne sich überhaupt

nach mir umzusehen. Da nahm ich meinen ganzen Mut zusammen und sagte ohne zu stottern: ‚Entschuldigen Sie, Herr Direktor, ich möchte gerne alles lernen, was es hier zu lernen gibt. Ich habe aber keinen Pfennig Geld.‘ Daraufhin drehte sich der Herr sehr geschwind nach mir um, betrachtete mich vom Kopf bis zu Füßen und lächelte höchst zweideutig. ‚Haben Sie Empfehlungen, Herr ...?‘ Ich machte einen ungeschickten Bauernbückling und sagte: ‚Peter Karn heiß ich. Ich komme aus Triptis — Empfehlungen hab' ich sonst keine. Da lachte der Herr Direktor laut heraus und rief höchst vergnügt: ‚Und auf Grund dessen wollen Sie ein Stipendium haben?‘ Ich mußte ihm dann mit ein paar Worten meinen bisherigen Bildungsgang erzählen und daraufhin wurde er ganz freundlich, gab mir Visitenkarten mit ein paar Zeilen darauf an die Professoren für Kontrabaß und Fagott mit. ‚Lassen Sie sich von den Herren gleich prüfen und kommen Sie dann morgen oder übermorgen wieder. Wir wollen sehen, was zu machen ist. Sie haben insofern Glück, als gerade ein Instrumentalistenstipendium frei ist. Guten Morgen.‘

Ich ging aber noch nicht, sondern fuhr mir erst einmal verzweifelt mit dem Zeigefinger hinterm Kragen herum, um mir ein wenig Luft zu machen. Und dann sprudelte ich mit Todesverachtung heraus, daß mir eigentlich an dem Fagötzen verflucht wenig gelegen sei, daß ich vielmehr auf den Komponisten höchsten Stiles hinaus wollte. Der h e e ch st e S t i l kam so echt thüringisch heraus und außerdem überschlug sich dabei vor Begeisterung meine Stimme, die sich immer noch nicht richtig gesetzt hatte, daß der Herr Direktor abermals zur Heiterkeit gereizt wurde. Er erkundigte sich, ob ich mich denn schon in der Komposition versucht hätte und hieß mich die mitgebrachte Mappe zur Prüfung dalassen. Dann verabschiedete er mich ganz freundlich. — Ich hatte Glück, die betreffenden Professoren waren noch im Hause und nahmen mich gleich vor. Mein

gesegneter Mangel an Schüchternheit kam mir zustatten; ich bestand die Prüfung mit Ehren. Und als ich am nächsten Tage wieder beim Direktor vorsprach, klopfte er mir aufmunternd auf die Schulter und sagte: ‚Ob Sie gerade Talent zum höchsten Stil haben, Herr Karn, das kann ich Ihnen nach Ihren Proben nicht sagen, aber jedenfalls fällt Ihnen was ein; Sie haben Melodie und das ist schon viel. Ich werde mir Mühe geben, Ihnen das Stipendium zu verschaffen.‘“

„Und da hast du es natürlich glücklich erwischt, du Schlankerl!“ fiel Frau Mizzi einigermaßen ungeduldig ein. Aber gelt, jetzt kommt endlich die bildsaubere Gouvernant?“

„Nein, die kommt erst zwei Jahre später,“ rief Peter mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt.

„Ja, Herrgottsakrament! So lange kann ich net warten,“ lachte Mizzi, indem sie ihren jungen Freund bei beiden Schultern packte und lustig schüttelte. „Geh, überhupf'n mer die zwei Jahr, ich glaub's gern, daß d' inzwischen sakrisch fleißig und so viel brav warst. Wart, zur Belohnung deiner Bravheit kriegst erst amal a Bussel.“ Sie spitzte den Mund und schickte sich just an, das rote Siegel auf Peters üppiges Baßtubenmundstück zu drücken, als sie plötzlich aufhorchend zurückfuhr: „Jessas na, der General! Is schon im Vorzimmer, es kratzt ihn alleweil im Hals, das Hüsteln meldet ihn prompt an. Geh, Peterl, setz dich geschwind ans Klavier und spiel was von dir.“

Peter war schon auf den Beinen gewesen. Im Nu saß er auf dem Drehstühlchen und schon hieben seine gewaltigen Tatzen in die Klaviatur. Dann begann er zu singen:

Wenn du zauderst und in Angst
Vor dem Nebenbuhler bangst,
Laß das Lieben, laß das Küssen,
Lieben heißt: aus Feuergüssen
In verschwiegene Mondesnacht
Unversehrt den Raub gebracht.

Auf einen Wink Mizzis blieb der brave General, der gleich während der ersten Takte dieses Liedes hereingetreten war, ganz still bei der Tür stehen, nachdem er sie leise hinter sich zugezogen hatte. Peter seinerseits tat, als hätte er sein Eintreten nicht bemerkt, was um so wahrscheinlicher war, als seine Komposition gleich mit gewaltigem Brio „con bravurá" einsetzte und er seinem lästerlichen Quetschtenor sofort das höchste Forte abzugewinnen suchte.

Peter sang so erbärmlich schlecht, wie eben nur ein deutscher Komponist zu singen imstande ist, und der General war musikalisch genug, um diese Scheußlichkeit voll zu würdigen. Er verzog schmerzlich sein Gesicht und hielt sich mit zwei Fingern die Ohren zu — und das war sehr weise von ihm gehandelt, denn sonst hätte er vielleicht doch trotz Peters miserabler Aussprache den Text verstanden und sich dadurch einigermaßen in seinen Gefühlen als Liebhaber und Respektsperson beunruhigt gefühlt, da Detlev von Liliencron in jenem Gedichte geradezu empfiehlt, den unbequemen Nebenbuhler totzuschlagen, wenn es sich irgend einrichten lasse.

Übrigens verstand Frau Mizzi den Text auch nicht, aber sie applaudierte rasend, als Peter seine Tatzen sinken ließ, denn das hinreißende Feuer des Liedes und die kräftige Tonmalerei der Begleitung hatten sie wirklich gepackt. Nun trat auch der General näher und machte dem Komponisten ein artiges Kompliment, indem er erklärte, seine Musik rassele mit dem Säbel, wie eine Rekrutenvereidigung Wilhelms II. Wassili Wljadimirowitsch bekam nun seinen Kaffee nachgeliefert, und während er trank, berichtete ihm Mizzi mit unschuldiger Miene, daß Herr Karn die große Liebenswürdigkeit gehabt habe, ihr fast eine Stunde lang seine herrlichen Lieder vorzuspielen. Sie hatte wohl bemerkt, daß ihr Freund mit verdächtigem Eifer seine Augen bis in alle Winkel ihres kosigen Boudoirs spazieren geführt hatte, da er aber nur zwei geleerte Kaffee-

tassen und wasserstreifige Kuchenreste, nicht einmal Schnapsgläser entdeckt hatte, so schien er von seinem eifersüchtigen Wahn befreit und geneigt, den Besuch des jungen Musikers harmlos aufzufassen. Auf seine Bitte gab dann Peter noch ein paar seiner Kompositionen zum besten: eine bluttriefende schottische Ballade, ein zartes Liebes- und ein neckisches Kinderlied. Dem kriegserprobten General sagte das letztere am meisten zu, denn sein Geschmack war noch in der älteren italienischen Richtung befangen, und Peters Stil war in den dramatisch bewegten Sachen sehr stark nachwagnerisch. Bedenklicher als diese ausschweifende musikalische Modernität erschien aber dem wackeren Wassili Wljadimirowitsch offenbar die Wirkung, die Peter Karns Musik auf seine Angebetete hervorbrachte. Sie lauschte mit wirklicher Hingerissenheit und ihr Lob klang gar zu überschwenglich. Als Peter geendet hatte und sich empfehlen wollte, versicherte der General mit großer Entschiedenheit, es sei eine Schande, daß ein so begabter junger Mann seine schönsten Jahre beim Fagott verbrummen wolle, er werde noch heute an seinen Freund Sascha Iwanowitsch schreiben, der mit der Musikwelt die intimsten Beziehungen unterhalte und gewiß imstande sein werde, Petern ein Engagement als Kapellmeister zu verschaffen, und zwar, wenn irgend möglich, sofort und in Finnland, welche Provinz von dem russischen Theaterverbot während der Fastenzeit nicht berührt wurde.

Sehr zum Ärger Mizzis, die lebhaft in Peter eindrang, doch ja erst noch die Saison in Odessa mit ihrer Truppe mitzumachen, bevor er sich auf neue russische Abenteuer einließ, nahm Peter die guten Dienste des Generals mit eifervollem Danke an und erklärte sich bereit, den Vertrag mit der Theaterdirektion sofort zu lösen, wenn er ein leidliches Unterkommen für die Fastenzeit haben könne. Darauf zog er sich in korrekter Form zurück.

⊕ ⊕ ⊕

Seinem Freunde, dem Klarinettisten, berichtete Peter im ersten Zwischenakt der Abendvorstellung von seinem heutigen Abenteuer, und der alte Menschenkenner gratulierte ihm lachend zu seinem Erfolg. „Der General will Sie offenbar wegloben," schmunzelte er. „Es gibt kein stärkeres Lob als das Weglob. Sein Sie versichert, lieber Kollege, Wassili Wljadimirowitsch wird nicht ruhen, bis er Sie sicher in Finnland verankert weiß, dann kann er sich während der großen Fastenpause ungestört seiner herbstlichen Gefühle erfreuen. Und wenn er es so einzurichten vermag, daß Madame Mizzi auch in Odessa ihres jugendlichen Freundes nicht froh wird, dann freut er sich um so mehr. Ich rate Ihnen nur, sein Sie in den paar Tagen, die wir noch hier zu wirken haben, recht vorsichtig. Wenn Madame Mizzi einmal Feuer gefangen hat, gibt es für sie keine Bedenklichkeiten; aber wenn der General Sie erwischt, dann ist er kraft seines Amtes imstande, Ihnen einen Tritt zu versetzen, daß Sie bis nach Sibirien fliegen — oder doch mindestens über die deutsche Grenze."

„Das hat keine Gefahr," versetzte Peter vergnügt, „denn Madame bedeutet, offen gestanden, für mich keine Versuchung."

„Aber Sie scheinen mir umgekehrt für Madame eine starke Versuchung," drohte der alte Holzbläser.

Und Peter listig: „Dagegen schützt mich mein System. Ich mache es wie Scheherezade ihrem blutdürstigen Sultan gegenüber. Ich habe ihre Neugierde nach meiner Lebensgeschichte erweckt und sobald wir allein sind, fange ich an zu erzählen und höre nicht eher auf, bis sie einschläft oder mich hinauswirft. O, ich sage Ihnen, der Stoff reicht für mehrere Frühlingsnächte aus!"

„Der Himmel segne Sie, Pjotr Karlowitsch," lachte der alte Herr und klopfte dem Kollegen wohlwollend auf die Schulter.

Am nächsten Vormittag während der Probe steckte der Orchesterdiener Herrn Peter Karn ein duftendes Briefchen zu. Das lautete also: „Liebes Peterl und verehrter Herr Kollege! Eben läßt mir Wassili Wljadimirowitsch sagen, daß er genötigt sei, sofort in dringenden Geschäften nach dem Gouvernement Tschernigow zu reisen und frühestens übermorgen wiederkehren könne. Werden Sie so galant sein, sich meiner Verlassenheit zu erbarmen? Sie wissen, ich habe morgen zu singen, nach so einer anstrengenden Rolle muß ich durchaus Ablenkung durch angenehme Unterhaltung haben, sonst kann ich kein Auge zutun, es wird mich also sehr freuen, wenn Sie morgen nach der Vorstellung bei mir nachtmahlen und mir alsdann noch einiges aus Ihren interessanten Memoiren mitteilen möchten. Ich spitze wie ein Jagdhund auf die bewußte bildhübsche Gouvernante! Ganz die Ihrige

hochachtungsvollst

Mizzi B.-P."

Peter Karn versenkte das Billett in seiner Brusttasche und dann kaute er nachdenklich an seinem Fagottröhrchen herum. Die nächtliche Stunde der Einladung stimmte ihn bedenklich, doch besann er sich vergeblich auf einen Vorwand, unter dem er absagen könnte, ohne die gute Dame zu kränken. Er fing Frau Burger nach der Probe beim Bühnenausgang ab und flüsterte ihr, indem er seine treuen Blauaugen innig leuchten ließ, zu, daß er ihrer Einladung mit Wonne folgen werde. Innerlich aber hatte er sich fest vorgenommen, bis morgen nachmittag eine plausible Ausflucht zu ersinnen.

Die Orchestermitglieder hatten für den nächsten Abend verabredet, sich in ihrer Stammkneipe zu einem Abschiedstrunk zusammenzufinden, weil die meisten von ihnen nicht mit nach Odessa gingen, sondern am Schluß der Wintersaison in alle vier Winde auseinanderstoben. Nun hatte Peter eine gute Ausrede. Er verfügte sich

schon am Nachmittag um vier Uhr in die Wohnung der Primadonna, die im zweiten Stock eines stattlichen Mietshauses in der Nähe des Theaters gelegen war, um seine Entschuldigung anzubringen. Das Dienstmädchen, das ihm öffnete, verstand kein Deutsch und Peters Russisch reichte nur gerade aus für die Frage, ob die gnädige Frau zu Hause sei.

Das Mädchen bejahte kopfnickend, fügte aber auf Russisch eine längere Erläuterung hinzu, die für Peter verloren war. Und als er nun Miene machte, näher zu treten, wehrte ihn das Mädchen lachend mit beiden Händen ab und bedeutete ihm alsdann, indem sie ihren Kopf zur Seite in die hohle Hand legte und die Augen schloß, daß ihre Gebieterin schlafe. Das war Peter sehr recht. Er entnahm seiner Brieftasche ein Blatt Papier und kritzelte darauf mit Bleistift seine Entschuldigung.

Aber er war noch nicht ganz die Treppe hinunter, als ihm das Mädchen von oben nachrief. Da er nicht verstand, was sie wollte, blieb er unschlüssig stehen; da kam das Mädchen herunter, nahm ihn einfach bei der Hand und führte ihn wieder hinauf, und zwar direkt in das — Schlafzimmer der gnädigen Frau, worauf es sich kichernd entfernte.

Peter war sehr verlegen und begann seine Entschuldigung noch einmal mündlich anzubringen, doch fiel ihm Frau Mizzi gleich munter ins Wort: „Is schon gut, ich bin nur froh, daß ich dich da hab', Peterl. Weißt, wenn ich abends zu singen hab', bleib' ich den ganzen Nachmittag im Bett liegen; iß nix, tu nix, red nix, das bekommt der Stimm' am besten. Also setz dich her, erzähl mir was. Schenieren brauchst dich weiter net, indem daß ich äußerst anständig bekleidet bin, gelt? Und außerdem macht das unter Kollegen überhaupt nix."

Peter trug sich also gehorsam einen Stuhl herbei, legte seine Sachen im Boudoir ab und setzte sich zu

seiner Gönnerin Füßen. Sie war in der Tat äußerst anständig bekleidet, soweit sie sichtbar war, nämlich mit einem spitzenbesetzten Frisiermantel, der bis unter das Kinn reichte. Und da sie außerdem versprochen hatte, nichts essen, nichts tun und nichts reden zu wollen, so erschien ihm die Situation erfreulich unbedenklich.

Er nahm also mit gutem Humor seinen Lebensbericht wieder auf, wo er ihn gestern abgebrochen hatte. „Also," begann er, sich die Hände reibend, „ich war nun Leipziger Konservatorist und sogar Kompositionsschüler der oberen Klasse. Meinen Unterricht hatte ich frei durch das Stipendium, aber essen und wohnen mußte ich doch sozusagen auch, denn Freitisch genoß ich nur dreimal die Woche, und zwar abwechselnd mittags oder abends. Da mußt' ich denn doch irgendwie schauen, Geld zu verdienen. Das war um so schwieriger, als es uns verboten war, in Orchestern außerhalb des Konservatoriums mitzuwirken. Zwei Klavierstunden die Woche durfte ich dem Töchterchen eines meiner Freitischwirte geben, aber dafür, daß ich bei ihm schon das gute Essen bekam, mußt' ich's natürlich billig machen — eine Mark pro Stunde. Das langte nicht weit. Ich lief allen Inseraten nach, in denen irgendwelche musikalische Dienstleistungen begehrt wurden, und erwischte endlich eine feste Stellung mit vierzehntägiger Kündigung in einem übelberüchtigten Studentenlokal mit Damenbedienung. Da mußte ich von neun bis zwölf die elende Drahtkommode bearbeiten und hatte dafür außer dem Gehalt noch Freibier. Wenn ich als fünfzehn-, sechzehnjähriger Bengel von Suhl aus auf die Dörfer ziehen mußte und den Bauern zum Tanz aufspielen, strich ich meinen Baß vergnügt und stolz, bis mir die Augen zufielen, aber in meiner Leipziger K a p e l l m e i s t e r stellung fühlte ich mich dermaßen gedemütigt, geschändet geradezu, daß ich in meiner Verzweiflung mehr als einmal nahe daran war, mich aufzuhängen. Nacht für

Nacht diesen mehr oder minder betrunkenen Musensöhnen ihr wüstes Gegröhl begleiten müssen, immer dieselben Zoten hören, Roheiten sehen — auf Verlangen des tiefsten musikalischen Ungeschmacks immer dieselben ekelhaften Schmarren heruntertrommeln müssen ... äh, pfui Teufel! Und diese Frauenzimmer mit ihren sentimentalen Anwandlungen, die alle darauf bestanden, mir die Geschichte ihres Sündenfalls unter Tränen zu beichten und von mir aus dem Sumpfe gezogen zu werden wünschten ... na, ich danke! In meinen schlimmsten Hunger- und Prügelzeiten hab' ich seelisch nicht so viel gelitten, wie unter dieser schmachvollen Fron um das bißchen Brot. Der einzige Lichtblick war noch das meschuggene Paulinchen."

Frau Mizzi hatte sich während des Berichtes über diese trostlose Episode der Rechten Peters bemächtigt und sie zärtlich gestreichelt, um ihrem Mitgefühl Ausdruck zu geben. Jetzt unterbrach sie ihn mit der eifrigen Frage: „Na, endlich kommt das weibliche Element! War das etwa die Gouvernante, das meschuggene Paulinchen?"

„I Gott bewahre!" lachte Peter. „Das war die jüngste und hübscheste von den Kellnerinnen in dem Schandlokal; die einzige, die noch einigermaßen wählerisch war in ihren Gunstbezeigungen; die einzige, die sich ein bißchen anmutige Weiblichkeit bewahrt hatte und obendrein sogar einen schlagfertigen Witz besaß. Für meschugge erklärten sie die Rohlinge, weil sie in ihren Stimmungen manchmal ganz plötzlich wechselte. Sie konnte aus der größten Ausgelassenheit in die tiefste Melancholie verfallen. Dann verrichtete sie ihren Dienst in eigensinnig finsterem Schweigen oder gab ihren Anbetern derartig grobe Antworten, daß die sogenannte Gemütlichkeit bedenklich gestört wurde. Auf dieses meschuggene Paulinchen nun hatte ein begabter Musensohn ein pikantes Couplet gedichtet, das mit den Worten begann: ‚Ei Paula, ach Paulinichen,

was hab' ich dir getan?' An dem Abend, wo dieses Opus verlesen wurde, hatte Paulinchen gerade ihren lustigen Tag; sie fühlte sich geschmeichelt durch die poetische Verherrlichung und ihre Kolleginnen kreischten unisono: ‚Das muß unser Kapellmeister in Musik setzen.' Ich war bei Galgenhumor und improvisierte einen schmissigen Singsang, den die Herren Studenten mit tosendem Beifallsgebrüll beehrten. Man drang alsbald in mich, mein Meisterwerk drucken zu lassen, es müsse unbedingt ein Schlager ersten Ranges werden und ich würde damit Arm in Arm mit dem meschuggenen Paulinchen über Nacht zu einer Weltberühmtheit gedeihen. Am nächsten Abend brachte der Dichter denn auch richtig einen Musikverleger mit ins Lokal; dem wurde ‚Ei Paula, ach Paulinichen' mit Begeisterung vorgesungen, worauf sich der gute Mann — so ein richtiger gemietlicher kleiner Sächser — hocherfreut bereit erklärte, das Meisterwerk zu erwerben. Am andern Morgen schrieb ich's auf und brachte es dem Männchen hin. Ich hatte noch einige anständige Lieder mitgenommen nach Texten von Liliencron und Dehmel, aber die wies er mit geradezu sittlicher Entrüstung zurück. Für den Schmarren dagegen legte er mir fünfzig Mark bar auf den Tisch. Das Ding erschien auch wirklich und fand zunächst in Studentenkreisen, dann aber auch durch die Tingeltangel weiteste Verbreitung. Es soll dem Verleger einen Haufen Geld eingebracht haben — ich war mit den fünfzig Mark ein für allemal abgefunden. Das einzig Gute dabei war, daß meine schlimmsten Geldverlegenheiten nun aufhörten, denn sowie es mit meiner Kasse Matthäi am letzten war, brauchte ich nur einen forschen Tanz oder ein freches Couplet aus dem Ärmel zu schleudern, und konnte sicher sein, meine fünfzig Märker von dem Paulinichen-Manne heimzubringen. Vorsichtigerweise hatte ich gleich meinen ersten Schlager unter einem falschen Namen hinausgehen lassen, so daß sie wenig-

stens am Konservatorium nichts von meiner schandbaren Aufführung erfuhren."

Hier machte Peter eine Pause, um sich ein wenig zu verschnaufen. Er legte sich in seinem Stuhl zurück, schloß die Augen und wühlte mit allen zehn Fingern in seinem Haar herum.

Frau Mizzi richtete sich auf, streckte beide Arme nach ihm aus und flüsterte bekümmert: „Ja, Peterl, naa, was ist denn mit dir? Geh, harm di net, das is doch jetzt vorbei! No und überhaupts: der Mensch, wann er wer ist — ich mein', wann er beispielsweise einen söllischen Gehalt hat, so bringt ihm auf die Dauer gar nix herunter. A richtiger Kinstler, der is, möcht' ich sagen, auf Sprungfedern gearbeitet wie eine Patentmatratzen, der schnackelt immer wieder in d' Höh', wann ihm das Unglück auch noch so sehr am Boden stupfen möcht'."

„Ei nu freilich, ja, recht hast d', gnädige Frau," stimmte Peter schon wieder getröstet bei, indem er die bösen Erinnerungen kräftig von der Stirn wegwischte. „Und weil du so geduldig zugehört hast," fuhr er munter fort, „so wollen wir auch jetzt ein ganzes Jahr überspringen, um endlich auf die bildhübsche Gouvernante zu kommen."

Frau Mizzi klatschte kindlich in die Hände. „Ach ja, bravo, des is gscheit! Geh her, Peterl, bei der Gouvernant' möcht' ich dein Gesicht in der Näh' hab'n; es is bereits so viel duster hier drin."

Aber Peter erklärte, die Dusterheit sei ihm gerade angenehm, dieweil es ihm ein wenig genierlich sei, seine Liebesgeschichten auszukramen vor einer so jungen Bekanntschaft. Er blieb also sitzen, wo er saß, und nahm in guter Laune den Faden seiner Erzählung wieder auf.

„Im Laufe der Monate war es mir trotz meines wenig einladenden Äußeren und meiner nichts weniger als weltmännischen Manieren gelungen, einige Bekanntschaften unter meinen Mitschülern zu machen.

Am stolzesten war ich armes Luder von einem Waschfrauensohn auf die Freundschaft eines sehr eleganten jungen Italieners namens Ettore Frescobaldi. Der Teufelskerl hatte alles, was mir fehlte: ein dämonisches Äußere, dem kein Mädchen widerstehen konnte, eine gute Kinderstube, reichlich Geld, viel Talent und obendrein sogar noch eine sehr hübsche Stimme, obschon er Komponist war. Es war mir einmal gelungen, ihm irgendeine theoretische Schwierigkeit klarzumachen, die er lange nicht hatte begreifen können; und seitdem schloß mich dieser junge Mann in sein feuriges Herz. Eines Tages nahm er mich mit in das Pensionat, in dem er wohnte, seit er den heiligen Boden Leipzigs betreten hatte. Es war das eine der elegantesten und beliebtesten Fremdenpensionen am Ort. Die Inhaberin ... ach so: keinen Namen nennen! Also die Inhaberin war die Witwe eines Universitätsprofessors, der es gelungen war, durch den Pensionsbetrieb eine höchst ansehnliche Erhöhung ihrer Einkünfte zu erreichen. Und das war kein Wunder; denn die kleine, immer vergnügte und gleichmäßig liebenswürdige Dame verstand es ausgezeichnet, mit allen möglichen und unmöglichen Menschenkindern fertig zu werden und eine harmlos heitere Geselligkeit in ihrer Völkerherberge im Gang zu erhalten, die diese verschiedenartigen Menschen einander nahe brachte, und alle, die jemals daran teilgenommen hatten, zu emsigen Ausposaunern ihres Ruhmes als ideale Pensionshalterin machte. Nun stelle dir gefälligst den Musikantenlehrling Peter Karn aus Triptis mitten unser diesem langmähnigen internationalen Künstlernachwuchs vor! Melancholische Russen, kecke, reizende Amerikanerinnen, bescheiden flüsternde Japaner mit ihrem gefrorenen, listigen Lächeln, unanständig gesunde schlacksige Briten, feurige Südländer und lärmerzeugende Deutsche — alles was jung, interessant, lebenslustig, abenteuergierig in Pleiße-Athen seinen Studien oblag, war hier vertreten. Für mich war das eine ganz

neue Welt. Ich sperrte Ohren, Augen und Mund auf — übrigens gab man mir auch viel und gut zu essen — und sog mit allen Sinnen die heiteren Offenbarungen einer mir ganz neuen Welt in mich ein, einer Welt voll Geist, Temperament, Witz, Anmut, Absonderlichkeit, Tiefe und Oberflächlichkeit. Die freundliche Frau Professor behandelte mich fast mit Auszeichnung, als ob ich ein berühmter Gast gewesen wäre, obschon ich vor lauter verlegener Benommenheit kaum irgend etwas zur Unterhaltung beitrug, und die Tochter des Hauses ..."

„Aha," unterbrach ihn Frau Mizzi, indem sie sich mit einem Ruck aufsetzte: „Alleweil kommt's!"

„Jawohl, alleweil kommt sie," nickte Peter vergnügt, „die berühmte reizende Toni, mein guter Engel, der Stern meines Lebens ..."

„Hör schon auf, erzähl weiter!" rief Mizzi ungeduldig. „Also diese Toni hat sich auf den ersten Blick in dich verschaut?"

„I Gott bewahre! Ich in sie, ja, das ging wie der Blitz — und denke dir, es war meine erste Liebe! Aber selbstverständlich nahm ich mir nicht heraus, irgend etwas zu hoffen, denn dieses Fräulein Toni schien mir so turmhoch über meiner Sphäre zu stehen, daß ich mir selber Ohrfeigen angeboten hätte, wenn ich mich auch nur auf dem Gedanken ertappt hätte, dies vielumworbene Persönchen für mich zu begehren. Ich war schon beglückt dadurch, daß ich nur in ihrer Nähe atmen durfte, mit ihr reden, ihr die Hand geben sogar! Beim ersten Abendessen saß sie neben mir, ich glaube, sie hatte sich den Platz aus Mitleid mit mir gewählt, weil ich keine einzige fremde Sprache konnte und ganz und gar verdattert war in dieser neuen Umgebung. Da sie selber auch am Konservatorium Klavier und Gesang studierte, war sie um ein Gesprächsthema nicht verlegen. Und mir schmeichelte es ungemein, daß so ein reizendes, junges Ding

sich für meine Arbeiten und Absichten so lebhaft interessierte, eine so gebildete, feine junge Dame, die mit allen Berühmtheiten der Kunst und Wissenschaft bekannt zu sein schien. Es gab zum Abendbrot als ersten Gang Fisch. Ich, wie ich's gewohnt war, stemmte mein Messer auf und wollte meine Portion der Quere in Stücke säbeln; da nahm sie mir ganz ruhig das Messer aus der Hand, legte es aufs Messerbänkchen, steckte mir ein Stück Brot zwischen die Finger und dabei sagte sie sehr freundlich aber leise, daß es die andern nicht hören konnten: ‚Gucken Sie mal zu, das macht man so.‘ Ein Blick um die Tafelrunde zeigte mir, daß sämtliche Gäste den Fisch mit der Gabel und einem Stück Brot als Schieber beizukommen verstanden, und da schämte ich mich entsetzlich und gab mir die größte Mühe, die neue Eßmanier meiner zierlichen Meisterin nachzumachen. Jedem andern Menschenkinde wäre ich auf Thüringisch grob gekommen, wenn es mich im Essen mit Erziehungsversuchen hätte stören wollen — aber dem Mädel konnte ich's nicht übelnehmen. Ich paßte auf wie ein Haftelmacher, wie sie mit dem Besteck hantierte, wie sie schluckte, wie sie kaute, wie sie sich den süßen Schnabel putzte, und machte alles nach so gut es gehen wollte. Richtig satt wurde ich nicht an diesem ersten Abend, weil ich mich vor lauter Angst nicht einzuhauen traute — und geradezu zum Weinen war's, daß ich die schöne Bratensoße weder mit dem Messer aufschlecken noch mit einem ordentlichen Fetzen Brot auftitschen durfte. Beim Abschiednehmen nahm mich Fräulein Toni beiseite, guckte mich mit ihren lustigen, gescheiten Augen von unten herauf so schmeichelnd an und bat, ich möchte es ihr doch ja nicht übelnehmen, daß sie sich herausgenommen habe, mich zu schulmeistern, aber sie hätte es gleich weggehabt, daß es mir an der Kinderstubenerziehung fehle und sie wollte nicht, daß ich wegen meiner Manieren von den jungen Leuten aus

guten Familien über die Achsel angesehen werden sollte. Sie sehe es mir an, daß was Besonderes in mir stecken müsse und ich möchte doch am Dienstag nachmittag um halb sieben Uhr mal wieder vorsprechen, da wären fast alle Pensionäre in der Oper; ich müßte ihr ganz allein meine Kompositionen vorspielen. Vor Seligkeit quetschte ich ihr das lächerlich kleine Händchen, das sie mir zum Abschied gereicht hatte, halb kaput. Sie quietschte vor Schmerz, und ein langer melancholischer Russe sprang gleich zu ihrer Verteidigung herbei und maß mich mit vernichtenden Blicken; sein Glück, daß er keinen Ton riskierte. Ich hätte ihm die Knochen zerschmettert — so verliebt war ich! Ich erschien auch wirklich am nächsten Dienstag mit meiner dicken Notenmappe und hatte das unverschämte Glück, die liebe Toni allein zu treffen. Zwei Stunden lang durfte ich ihr vorspielen; sie fand meine Sachen tief, rassig und eigenartig, und ich weiß nicht was noch alles. Na, und meiner Musik verdankte ich es denn auch, daß dieses exquisite Mädel, dem doch so viele glänzende Vertreter der Männlichkeit aller fünf Weltteile zu Füßen lagen, sich für mich tapsigen Baßpuster erwärmte. Wir trafen uns dann häufig im Konservatorium, ich begleitete sie nach Hause, holte sie wohl auch mal zum Spazierengehen ab und durfte dann später unangemeldet zu ihren Jours und Routs kommen, so oft ich wollte. Ein Glück war's, daß mein Freund Frescobaldi als Nebenbuhler nicht in Frage kam. Die Toni konnte ihn zwar von allen ihren Pensionären am besten leiden, aber er hatte sich mit einer schönen Amerikanerin heftig eingelassen. — So, meine liebe Gnädige, jetzt weißt du, was es mit meiner bildhübschen Gouvernante für eine Bewandtnis hatte. Wenn ich jetzt ein Kerl bin, der sich in anständiger Gesellschaft allenfalls sehen lassen kann, ohne unangenehm aufzufallen, wenn ich mich getraue, unter gebildeten Leuten meinen Mund aufzutun, so verdanke ich das ganz allein

meiner reizenden Professorstochter. Bist du jetzt zufrieden?"

Aber die schlimme Mizzi schien keineswegs zufrieden zu sein. Peter war aufgestanden und streckte ihr die Hand zum Abschied entgegen und sie klammerte sich mit ihren beiden Händen an seinen Arm fest und verlangte noch mehr zu hören. Wieweit sie denn miteinander gekommen seien und so was.

Doch da wurde Peter energisch und erklärte stirnrunzelnd, indem er sich loszureißen strebte, daß sie auf Indiskretionen nicht zu rechnen habe.

„Aber geh, schau Peterl, mir kannst es doch sagen," flötete die Primadonna. „Ich hab' doch Verständnis für so was, weil ich nämlich nicht gänzlich ohne Erfahrung bin. Und ich weiß doch, ein junger Mann, der wo so stier verliebt ist, der braucht doch eine Aussprache, eine Ablenkung."

Und da der wackere Peter in seinem jugendlichen Unverstand nicht zu begreifen schien, zu welchen Opfern sie mit ihrem teilnahmvollen Herzen fähig war, so seufzte sie tief auf und blickte ihm zärtlich schmachtend in die scharfen Partiturleseraugen.

In diesem Augenblicke machte sich draußen im Korridor — die Tür zum Boudoir war offen geblieben — bedenkliches Geräusch bemerkbar. Frau Mizzi horchte mit ängstlich weit aufgerissenen Augen auf und Peter war mit zwei großen Schritten im Nebenzimmer, um sich seines Mantels, Hutes und Stockes zu bemächtigen. In diesem Augenblicke schlüpfte das russische Zimmermädchen herein, flog durch das Boudoir ins Schlafzimmer und flüsterte ihrer Dame mit entsetztem Gesichtsausdruck zu: „Gospodin Protopopoff!"

Frau Mizzi griff sich ans Herz: „Jessas!" stieß sie hervor. „Fort mit dir, Peterl, schnell doch, schnell; da in den Kleiderkasten!"

„Aber warum denn?" sagte Peter. „Fällt mir doch gar nicht ein."

„Du kennst ihm net, er sabelt dich einfach z'samm, wann er dich hier find't." Dabei sprang die verängstigte Dame aus dem Bett, packte den verblüfften Peter beim Kragen, das Mädchen griff auf einen Wink kräftig zu und ehe er sich's versah, steckte er im Kleiderschrank und hörte wie der Schlüssel herumgedreht und abgezogen wurde.

Er war wütend. Zum Teufel, wie kam er dazu, sich behandeln zu lassen wie so ein trauriger Held eines pikanten Ehebruchschwanks? Seine erste Regung war die, mit seinen derben Fäusten wider die Schranktür zu donnern und laut seine Unschuld zu proklamieren. Dann aber siegte doch seine Gutmütigkeit und er ergab sich in sein Schicksal, um seine arme Freundin nicht in Ungelegenheiten zu bringen. Vorsichtig wühlte er sich durch den weichen Widerstand der dicht nebeneinander hängenden köstlichen Gewänder hindurch und tastete an der Rückwand herum, ob er da nicht etwa ein freundliches Astloch fände, an das er seine Nase anlehnen könnte, um etwas frische Luft zu schnappen, denn da drinnen war es fürchterlich. Luft war ja vorläufig noch vorhanden, aber diese Luft war dermaßen von aufdringlichen Düften durchsetzt, daß es sich ihm beklemmend auf die Nerven legte. Dieses Weib schien alle seine sieben Sachen geradezu in Parfüm getränkt zu haben!

Jetzt aber hörte er Wassili Wljadimirowitsch schweren Tritt im Schlafzimmer und gleich darauf einen lauten Wortwechsel — dreistimmig: russisch und wienerisch durcheinander. Peter legte das Ohr an die Rückwand seines Gefängnisses, hielt den Atem an und horchte: Aha, der General schimpfte das Mädchen aus, weil es ihm den Eintritt ins Schlafzimmer wehren wollte, und Mizzi entrüstete sich in nicht besonders melodischem Tonfall über ihres Gönners Keckheit, ohne weiteres in ihr Allerheiligstes vordringen zu wollen. Das Mädchen wurde barsch hinausspediert und dann ging

die Unterhaltung zweistimmig und auf angebliches Deutsch weiter. Madame erklärte es für eine Ungezogenheit sondergleichen, nach vierundzwanzig Stunden bereits wieder in Erscheinung zu treten, nachdem man doch auf drei Tage Urlaub genommen habe; und außerdem sei sie ja eine Künstlerin und lasse sich nicht nachmittags auf ihren Nerven herumtreten, wenn sie abends zu singen habe. Wassili Wljadimirowitsch aber ließ sich zunächst nicht einschüchtern; er erhob auch seinerseits seine gewaltige Baßstimme und schrie sie an, es sei unerhört, ihm, ausgerechnet ihm, dem Polizeidirektor von Nischnej-Nowgorod, den Eintritt in ihr Schlafzimmer verwehren zu wollen. Er möchte wissen, wer denn wohl sonst ein Recht dazu hätte! Und er sei überhaupt gar nicht im Gouvernement Tschernigow gewesen, sondern habe sie nur auf die Probe stellen wollen — und die ganze Geschichte komme ihm überhaupt sehr verdächtig vor.

„Was für eine Geschichte?" zeterte Frau Mizzi wütend. „Also ich bitte, was für eine Geschichte? Ihnen zu Gefallen lebe ich hier wie eine Klosterfrau, und jetzt soll ich mir so einen gemeinen Verdacht bieten lassen? Also ich bitte, das tu' ich nicht. Ich habe heute abend eine große Rolle zu verkörpern und ich ersuche Sie, Wassili Wljadimirowitsch, bitt schön, augenblicklich meine Wohnung zu verlassen."

Mehr verstand Peter nicht, denn in diesem Augenblick packte ihn ein heftiger Schwindel. Das bißchen Luft in dem vollgestopften Schrank war verbraucht und das gräßliche Durcheinander von starken Düften machte ihm das Hirn wirblich, und halb besinnungslos wühlte er sich taumelnd durch den raschelnden Stoffwall hindurch und rannte mit verzweifeltem Gestöhn köpflings die Tür an. Wie er hinauskam, ward ihm nicht bewußt; doch kam er überraschend schnell wieder zu sich und zwar dadurch, daß der General ihn vorn bei der Weste packte und gewaltig hin und her beutelte.

„Verfluchte Kerl, du Hund von ein Musikmacher, ich laß dirr knuten — ich laß dirr tottschießen — ich laß dirr aufhängen — Canaille infâme! Lâche cochon!"

Schon die ersten Schlucke Luft hatten Peters Lunge wieder in Tätigkeit gesetzt und die liebevolle Behandlung seines Freundes Wassili Wljadimirowitsch rüttelte auch seine Sinnesorgane wieder zurecht. Er schlug den General derb auf den Arm, riß sich los und brüllte ihn nicht minder ausgiebig an: „Lassen Sie mich augenblicklich los! Sie haben nicht den geringsten Grund eifersüchtig zu sein, verstehen Sie mich, Exzellenz? Ich bin gar nicht von selbst in den verfluchten Kasten gestiegen — Madame wollte sich nur einen Spaß mit Ihnen machen. Aber ich habe keine Lust, zum Vergnügen von Madame den Erstickungstod zu erleiden. — Servus die Herrschaften!"

Der General war über Peters Frechheit dermaßen verblüfft, daß er es wortlos geschehen ließ, daß der kecke Musikant seinen Rückzug nahm und aufrechten Hauptes die Tür gewann.

⊕ ⊕ ⊕

Den Schluß des Duettes Mizzi-Protopopoff erfuhr Peter Karn niemals, denn er vermied es, der guten Dame in jenen letzten Tagen wieder vor Augen zu kommen. Am andern Morgen aber erhielt er aus der Kanzlei der Polizeipräfektur ein Empfehlungsschreiben an eine bedeutende Petersburger Persönlichkeit, von Wassili Wljadimirowitsch russisch abgefaßt und eigenhändig unterschrieben, sowie eine Karte auf deutsch, in welcher der General ihn dringend auffordert, sofort Nischnej-Nowgorod zu verlassen und sein Glück auswärts zu versuchen. Das Reisegeld bis nach Petersburg stellte er ihm zur Verfügung, falls er etwa in augenblicklicher Verlegenheit sein sollte, und seinen Paß füge er gleichfalls bei.

Drittes Kapitel

Wie Peter in die Tscherkessenuniform hineinkam und die Freundschaft des dummen August gewann.

Unser vortrefflicher Peter hatte es zwar stolz verschmäht, sich von seinem grimmigen Freunde das Reisegeld geben zu lassen, aber er war doch unmittelbar nach der letzten Vorstellung nach Petersburg abgedampft. Dort hatte er ungesäumt den Adressaten seines Empfehlungsschreibens aufgesucht und in ihm einen sehr zuvorkommenden, spaßhaften kleinen Herrn gefunden. Das Schreiben des Generals Protopopoff schien trotz der Berserkerwut, die es diktiert hatte, höchst humoristisch ausgefallen zu sein, denn der kleine Herr Demidoff wollte sich darüber ausschütten vor Lachen. Unglücklicherweise verstand er keine drei Worte Deutsch; das einzige, was Peters Ohren von seiner sprudelnden Beredsamkeit auffaßten, waren die Namen berühmter russischer Komponisten, so daß Peter zu verstehen glaubte, der kleine Herr rühme sich der Freundschaft aller dieser Großwürdenträger der russischen Musik und wolle ihm durch deren Hilfe zu einer glänzenden Laufbahn im Zarenreiche verhelfen. Er verbeugte sich also ein über das andre Mal, lächelte zufrieden, erklärte sich mit allen Vorschlägen des Herrn Demidoff einverstanden und murmelte allerlei schöne Redensarten von tiefgefühlter Dankbarkeit in seinen kecken jungen Bart. Schließlich suchte Herr Demidoff

aus einem Haufen Papiere, die seinen Schreibtisch bedeckten, eine Zeitschrift heraus, offenbar ein musikalisches Fachblatt, und überflog dessen Annonceteil. Er schien etwas Passendes darin gefunden zu haben und reichte Peter das Blatt hin, nachdem er mit Bleistift die betreffende Annonce angestrichen hatte. Peter konnte zwar Russisch lesen, aber der Inhalt der Anzeige blieb ihm doch rätselhaft; einzig das Wort „Aabo" war ihm verständlich. Er wußte, daß Aabo in Finnland lag, und da ihm Demidoff mit großem Eifer erläuterte: „Serr gutt — Kappelmeisterr — faut y aller tout de suite," so erklärte er sich freudigen Herzens einverstanden, zumal er in der Annonce etwas von hundertfünfzig Rubeln entdeckte, was für seine bescheidenen Ansprüche ein anständiges Monatseinkommen bedeutete. Herr Demidoff setzte sich hierauf an den Schreibtisch, um ihm einen Empfehlungsbrief zu schreiben und entließ ihn mit einem Redeschwall, der offenbar eitel gute Wünsche für seine Zukunft enthielt. Peter bummelte mit seinem kostbaren Dokument in der Brusttasche noch einige Stunden in der russischen Hauptstadt herum, besah sich die Isaakskathedrale und das Denkmal seines großen Namensvetters und das Newaufer beim Winterpalais. Und dann entdeckte er ein deutsches Restaurant, in dem er gut zu Abend speiste und bat den Kellner, ihm den Inhalt der Annonce zu übersetzen. Dieser junge Mann war aber selbst noch nicht lange im Lande und konnte noch kein Russisch. Der Wirt war abwesend und die Büfettdame hatte keine Zeit. Aber wenigstens erfuhr er hier, von welchem Bahnhof aus man nach Finnland reiste und wann der Nachtzug abging. Er machte sich gar keine Sorgen über den Ausgang seines Abenteuers, denn er hatte aus Herrn Demidoffs Reden etwas von Telegraphieren herausgehört und nahm deshalb an, daß sein Direktor von seiner Ankunft wohl bereits verständigt sein werde. Glücklicherweise erwischte er einen

deutschsprechenden Bahnbeamten, der ihn in den richtigen Zug verwies, und so fuhr denn unser Peter mit ruhiger Zuversicht in die Nacht hinein, von dem lustigen Funkenfeuerwerk der holzgespeisten Lokomotive irrlichthaft umwabert. Die harten Holzbänke der dritten Klasse störten ihm nicht den gesunden Schlaf seiner zweiundzwanzig Jahre.

In Aabo sprachen die Menschen zwar Schwedisch oder gar Finnisch, aber es glückte Petern schließlich doch, einen freundlichen Mann zu finden, der Russisch lesen konnte und auch etwas Deutsch verstand. Der verhalf ihm zu einem Wagen und machte dem Iswoschtschik klar, wohin er ihn zu fahren habe.

Zu Peters nicht geringer Überraschung hielt der Wagen nach langer Fahrt auf einem großen Platz weit draußen vorm Tore vor einer gewaltigen Bretterbude, an die sich ein imposanter Wagenpark von grün angestrichenen Wohnwagen, Raubtierkäfigen und dergleichen anlehnte. Zum Überfluß belehrten ihn Riesenplakate, sowie die am Eingang herumlungernden, hochgestiefelten Individuen, daß er sich vor einem Wanderzirkus befinde. Unter den Stallmeistern waren mehrere Deutsche, so daß Peter ohne weitere Schwierigkeiten sofort dem Herrn Direktor vorgeführt werden konnte. Die Kanzlei befand sich gleichfalls in einem grünen Wagen und der Beherrscher der Wanderschau, ein imposanter, rassiger Pferdemensch mit einem riesigen, schwarzgewichsten Schnurrbart, stieß fast an die Decke an, als er sich erhob, um Petern zu begrüßen. Da dessen Ankunft tatsächlich von Herrn Demidoff ihm bereits telegraphisch angezeigt war und Herr Direktor Stepan (rekte Istvan) Aranyi außer seinem angeborenen Ungarisch auch sämtliche übrigen Weltsprachen zu beherrschen schien, so ging die Verhandlung ohne Schwierigkeit vonstatten. Peter hätte zwar alles andere eher erwartet, denn daß er hoch oben im Norden Zirkuskapellmeister werden würde, aber da er nun

einmal da war und die weite Reise seine Ersparnisse so ziemlich aufgezehrt hatte, so besann er sich nicht lange, sondern unterschrieb mit fester Hand den vorgelegten Vertrag.

Seine Aufgabe dünkte ihm ein Kinderspiel: sein Orchester bestand aus ganzen zwölf Mann, Proben hatten höchstens einmal die Woche stattzufinden, da nur zu neuen Nummern neue Musikstücke eingeübt zu werden brauchten. Peter hatte also nur in den Vorstellungen zu dirigieren und von Zeit zu Zeit neue Musik auszuwählen und für die vorhandene Besetzung einzurichten. Da er mit den Blasinstrumenten gut Bescheid wußte, war das eine Kleinigkeit für ihn. Freilich schauderte ihm bei dem Gedanken, Abend für Abend durch wüstes Tschingdada Rösser, Elefanten und andres Viehzeug im Kreise herumjagen und die großen Tricks der Artisten durch ein gefühlvolles Posaunensolo mit nachfolgender spannender Fermate einleiten zu müssen; aber dafür entschädigte ihn reichlich die Aussicht auf so viel freie Zeit, die er zu schöpferischer Arbeit ausnutzen konnte. Weiter war er freilich durch diese sonderbare Schicksalsfügung nicht gekommen, denn schließlich dünkte es ihm doch ehrenvoller, in einem anständigen Opernorchester das Fagott zu blasen, als einer Zirkuskapelle den Takt zu schlagen. Herr Direktor Aranyi Istvan, der ihm seine Enttäuschung wohl am Gesicht abgelesen haben mochte, tröstete ihn mit der Aussicht, daß sein equestrisches Kunstinstitut — anerkannt das glänzendste in Europa, ohne Konkurrenz, von hohen und allerhöchsten Herrschaften frequentiert und so weiter! — zur Butterwoche nach Petersburg übersiedeln und dort in dem massiven Zirkusgebäude die Frühjahrskampagne mit einem uniformierten Orchester von einundzwanzig Mann inaugurieren werde.

Das nächste war, daß er, der absolvierte Leipziger Konservatorist und zukünftige Großmeister der edlen deutschen Musika, sich von dem Obergarderobier eine

Tscherkessenuniform verpassen lassen mußte, denn die Musikanten figurierten in Rußland als wilde Kaukasier. Es fand sich auch glücklich ein schäbiger, greulich verschwitzter, grüner Waffenrock mit aufgenähten blinden Patronentaschen und goldener Verschnürung, die dem Meister Peter Karn einigermaßen saß. Als Zeichen seiner Würde bekam er lang herabbaumelnde Achselstücke mit goldenen Kantillen auf die Schulter genäht. Der Oberstallmeister, ein freundlicher Landsmann, verhalf ihm zu einer erstaunlich billigen Wohnung, wo er sich auch verpflegen lassen konnte, falls er es nicht vorzog, an dem gemeinsamen Mittagstisch der Artisten teilzunehmen. Als Peter dann endlich in seinem sauberen und wohlgeheizten Stübchen mit seinen paar Habseligkeiten allein war, überfiel ihn plötzlich das Bewußtsein seiner tragikomischen Lage so heftig, daß er sich nicht anders zu helfen wußte, als indem er eine halbe Stunde lang leise vor sich hinschluchzte. Aber die jungenhafte Heulerei tat ihm gut. Er schimpfte sich selber innerlich kräftig aus, gab sich einen Ruck und versuchte seine tscherkessische Herrlichkeit von der humoristischen Seite anzusehen.

„In der Affenjacke laß ich mich photographieren," sinnierte er vor sich hin. „Und Toni Heydt, mein süßer Schatz, bekommt das erste Exemplar! Donnerwetter noch einmal, wenn ich bloß wüßte, wo es steckt, das liebe, einzige, verrückte Tierchen! Pfeifen würde ich auf mein heiliges Versprechen, ihr nicht zu schreiben. Selbstverständlich gebietet es der Anstand, einer schmerzbewegten, sittlich entrüsteten Mutter gegenüber alles zu versprechen, was irgend verlangt wird. Hinwiederum aber ist es oberste Liebespflicht, so ein armes, aus dem Hause gejagtes, mit dem Elternfluch bedrohtes Mädel in seiner Herzensverlassenheit nicht ohne Trost zu lassen."

Peter hatte seinerzeit, als er das Engagement in Nischnej-Nowgorod angenommen, der Frau Professor

Heydt geschrieben und sie inständig gebeten, jetzt, da er so gänzlich außer Schußweite gerückt werde, doch ja die verbannte Toni wieder ins Haus zu nehmen und sie ihre Studien fortsetzen zu lassen. Er verspreche heilig, keinen Versuch zu machen, ihr brieflich wieder nahe zu treten. Da er sich Jahr und Tag in Rußland aufzuhalten gedenke, habe sie ja Zeit genug, die Verirrung ihrer Gefühle, als welche ihre hingebende Liebe zu einem so dürftigen und aussichtslosen Menschen allerdings wohl zu bezeichnen sei, einzusehen und vielleicht gar zu vergessen. — Peter hatte gar keine Antwort auf diesen Brief bekommen, der für ihn doch ein wirklich heldenhaftes Opfer bedeutete, und auch von Toni selbst nichts mehr gehört, obwohl er seinen Freund Frescobaldi inständig gebeten hatte, ihn über ihr Ergehen auf dem Laufenden zu erhalten. Vielleicht hatte der Italiener seine Adresse verloren oder er war in seine Heimat zurückgekehrt. Seit Peter die Geschichte seines Lebens Frau Mizzi Burgers teilnahmvollem Busen anvertraut hatte, war die nur sehr oberflächlich geheilte Wunde wieder aufgebrochen. Und nun, in seiner gänzlichen Vereinsamung in diesem fernen Fremdlande, im Bewußtsein seiner lächerlich unwürdigen Lage, begann sie wieder schmerzlich zu bluten.

Er ging aus, um irgendwo zu Mittag zu essen, denn die Speisestunde der Artisten war längst vorbei, sah sich ein wenig in der Stadt um und legte sich dann zu einem ausgiebigen Mittagschlaf nieder, der seinen von der harten Nachtfahrt schmerzenden Knochen sehr wohl tat. Als er erwachte, war es hohe Zeit, in den Zirkus zu gehen. Er sollte sich heute erst einmal die Vorstellung ansehen, um einen Begriff von der verlangten musikalischen Leistung zu bekommen. Es war eine gute Truppe, die ein höchst abwechslungsreiches Programm in vorzüglicher Ausführung darbot. Die reichlich vorhandenen Zuschauer mußten allerdings

in Pelzen und Fußsäcken dasitzen, da bei der grimmigen Märzkälte die paar vorhandenen eisernen Öfen nicht imstande waren, den weiten Raum genügend zu erwärmen. Die armen Artisten freilich konnten unter ihren Trikots und Gazeröckchen kein Pelzwerk anziehen; sie mußten unter Zähneklappern ihre halsbrecherischen Kunststücke und lustigen Faxen machen. Peter bekam eine Gänsehaut bei dem Gedanken, in dieser Hundekälte zwei bis drei Stunden Takt schlagen zu müssen und er nahm sich vor, sich eine ausdrucksvolle Gebärdensprache anzueignen und zu seiner Erwärmung möglichst mit allen Vieren zu dirigieren, was ihm für seine etwaige Karriere als Kapellmeister auch nur von Nutzen sein konnte, weil man in diesem Fache bekanntlich durch Produktion grotesker Freiübungen auf dem Podium leicht in den Ruf der Genialität gelangt. Übrigens war der gute kindhafte Peter an diesem Abend einer der dankbarsten unter den Zuschauern. Er hatte ein einziges Mal in seinem Leben als Kind einen kleinen Wanderzirkus gesehen und war darum von den phänomenalen Leistungen der Arantyischen Truppe so hingerissen, daß er auf die Musik wenig achtete. Die Kapelle begnügte sich denn auch damit, so viel stramm rhythmischen Lärm zu erzeugen, als zehn Lungen und vier Arme irgend zu liefern imstande waren. Nach der Vorstellung suchte er den Direktor auf, machte ihm aus ehrlichem Herzen überschwängliche Komplimente über die grandiosen Leistungen seiner menschlichen und tierischen Mitglieder und versprach, sich alle Mühe zu geben, um auch die der Musikanten auf die gleiche künstlerische Höhe zu bringen. Zu diesem Zweck setzte er gleich auf den folgenden Morgen eine Probe an. Er wäre gern mit den Artisten noch ein paar Stunden kneipen gegangen, um die ihm ganz neue Menschensorte aus der Nähe kennen zu lernen, aber diese Herrschaften lebten so solide, daß sie fast durchweg dem Alkohol entsagten

und nach einem raschen Nachtmahl sofort ihre Schlafstätten aufsuchten. Der deutsche Oberstallmeister, der ihm diese Auskunft erteilte, fügte mit geringschätzigem Lächeln hinzu, daß von dieser guten Regel eigentlich nur der dumme August eine Ausnahme mache, weil von dem ja keine besonderen Kraft- oder Gewandtheitsleistungen verlangt würden, der brauche eben nur dumm zu sein, und es scheine, daß der Alkohol auf die Dummheit konservierend wirke.

Peter hatte über diesen dummen August Tränen gelacht und darum stellte er es sich höchst amüsant und abenteuerlich vor, mit einem solchen berufsmäßigen Blödian kneipen zu gehen. Auf seine Bitte geleitete ihn der Oberstallmeister nach der Clowngarderobe und machte die Herren miteinander bekannt: „Herr Peter Karn — Herr Fjodor Timofejewitsch Schidkowsky. Unser neuer Herr Kapellmeister ist dermaßen begeistert von Ihrem Genie, August, daß er mit Ihnen durchaus noch ein Glas Punsch trinken möchte."

Der dumme August war bereits abgeschminkt und nun und nimmer hätte Peter die unsagbar stupide Fratze des Clowns mit der roten Knollennase in dem bleichen, todernsten Gesicht wieder erkannt, das Herr Schidkowsky soeben unter der Schminke hervorgeholt hatte. Peter fiel beim Anblick dieses zerknitterten Gesichtes sonderbarerweise das Porträt der Kaiserin-Mutter von China ein, das er kürzlich in einem illustrierten Blatt gesehen hatte, obwohl bei näherer Betrachtung die Ähnlichkeit zwischen diesem jungen Mann und jener alten Dame nicht gar so groß war. Die dunkeln Augen waren schief geschlitzt, die flache breite Nase überzipfelte in einem beweglichen Klümpchen ein ausgesprochenes Froschmaul und die wachsgelben blanken Ohren standen weit ab. Er hatte ihm auch keine Hand gegeben und nur höflich: „Freut mich sehr" gemurmelt, ohne jedoch diese angebliche Freude auch nur durch die kleinste Muskelzuckung zu bestätigen.

Stumm vollendete er seine Toilette und Peter war darauf angewiesen, sich mit den übrigen drei Clowns zu unterhalten so gut das gehen wollte, denn sie konnten alle nur sehr wenig Deutsch. Es entging ihm aber nicht, daß während dieser mühevollen Radebrecherei der dumme August ihn aufmerksam beobachtete. Der Mensch begann ihm unheimlich zu werden und er bereute schon, ihm seine Bekanntschaft aufgedrängt zu haben.

Als aber die vier Clowns sich vollends in unauffällige Bürgersleute verwandelt hatten, bat Herr Schidkowsky den neuen Kapellmeister in höflicher Form und sogar in ganz passablem Deutsch, sich seiner Führung anzuvertrauen. So gelangten sie in eine recht gemütliche Seemannskneipe im Hafenquartier, wo man billig speiste und starke heiße Getränke mit Andacht vertilgte. Während des Essens verharrte der seltsame Clown, den man in dieser Beleuchtung und dieser Umgebung eher für einen weltabgekehrten Gelehrten hätte halten können, immer noch in seinem schweigsamen Ernst. Und erst, nachdem er seinem Grog ausgiebig zugesprochen und mehrere dicke Papyros verqualmt hatte, schien er sich zur Unterhaltung aufgelegt zu fühlen. Er erkundigte sich zunächst, welcher Sturm denn ihn, den studierten deutschen Musiker, nach Rußland und gar bis in den hohen Norden hinauf verschlagen habe. Worauf Peter in seiner harmlos offenen Manier erklärte, daß ihm der Boden des Vaterlandes zu heiß unter den Füßen geworden sei und er deshalb das erste beste Engagement ins Ausland angenommen habe. Dann schloß er lachend: ein glücklicher Zufall habe ihm die Freundschaft des Polizeipräsidenten von Nischnej-Nowgorod beschert, und der innigen Besorgnis des Generals um sein gutes Fortkommen verdanke er denn auch seine Beförderung zum Tscherkessenhäuptling mit goldenen Kantillen.

Fjodor Timofejewitsch heftete seine verträumten

grauen Augen fest an Peter Karns gesundes Bauernbubengesicht, schüttelte den Kopf und lächelte ungläubig; dann beugte er seinen Kopf nahe zu Peters Ohr und sagte leise: „Was haben Sie für Auftrag bitte, Herr Kollege?"

Peter lachte etwas geniert: „Wieso Kollege? — Ach so! Vom Zirkus."

Herr Schidkowsky runzelte unwillig die Stirn und brummte: „Unsinn, Zirkus — Polizei, dritte Abteilung. Sie brauchen sich vor mir nicht verstecken. Glauben Sie, ich spiele zu meinem Vergnügen den dummen August?"

Jetzt begriff Peter. Er schob mit einem Ruck seinen Stuhl zurück, zog empört die Brauen zusammen und fuhr den Clown an: „Herr, wofür halten Sie mich? Ich muß doch sehr bitten!" Er bemerkte, daß die alten Seebären an den Nachbartischen aufmerksam durch den Tabaksqualm zu ihm herüberschauten und schloß darum im Flüsterton: „Mit Polizeispitzeln verkehre ich nicht. Ich bin ein armer Teufel — gedenke aber ein anständiger Mensch zu bleiben!" Und er sah sich nach dem Kellner um, um zu zahlen.

Da fühlte er eine Hand auf seinem Arm. Er wandte sich um und sah des Clowns graue Augen groß, traurig, forschend auf die seinen gerichtet. In gequältem Tone bat der wunderliche Mensch: „Seien Sie nicht zornig, lieber Herr, es ist furchtbar, daß man in mein Vatterland keinem Menschen trauen darf."

„Verlangen Sie etwa für s i c h Vertrauen?" knurrte Peter immer noch erregt, indem er die Hand von seinem Arm abzuschütteln suchte. „Ein Mensch, der in diesem — Fache tätig ist, sollte doch ..."

Herr Schidkowsky unterbrach ihn rasch, indem er seinen Arm noch fester drückte: „Sprechen Sie nicht weiter! Sie kennen mich nicht, aber Sie sind mir sympathisch, mein Herr. Sagen Sie mir, ich möchte wissen: haben Sie Weltanschauung oder leben Sie nur so."

Das war nun allerdings für einen dummen August eine so verblüffende Frage, daß Peter nicht mehr an Aufbruch dachte, sondern wieder näher rückte und nun seinerseits mit unverhohlener Neugier seinen sonderbaren Kneipgenossen zu betrachten begann. Überdies hatte sich Peter Karn über die letzten Dinge und den Zweck des Daseins auch tatsächlich bisher keine besonderen Kopfschmerzen gemacht, darum rutschte ihm die etwas törichte Frage heraus: „Wie meinen Sie das? Was verstehen Sie unter Weltanschauung?"

Der Clown hob einen Seufzer der Enttäuschung aus tiefster Brust und hüllte sich in eine Wolke von Tabaksqualm. Erst nach längerer Pause antwortete er in gleichgültigem Tone: „Ich sehe schon: Sie sind, wie alle diese Deutschen gemein zufriedenen, Sie wollen nur Geld verdienen und soviel essen und trinken, daß Sie eine schöne runde Bauch bekommen; dann wollen Sie eine weibliche Person mit viel Geld heiraten und eine große Hause Kinder anfertigen; dann wollen Sie Herr Rat oder Geheime Rat oder Herr ganz Obergeheimste Rat heißen und eine Silberstern mit ein Vogel in die Mitte von Ihr allergnädigste Landesvatter an Brust empfangen und am Ende große Marmorstein auf Grab, wo darauf geschribben wird, was ihr für tugendhafte Kerle seien gewesen. So sind Sie zufrieden mit Weltordnung und Vorrbild für Kinder und Kinder von Kinder."

Peter lächelte amüsiert. „Sie malen da den musterhaften Philister ab; mit dem Porträt habe ich hoffentlich doch nicht viel Ähnlichkeit. Ein Streber bin ich freilich, wenn Sie so wollen, denn ich bin ganz kleiner Leute Kind und habe mich vom prädestinierten Dachdeckergesellen immerhin schon zum akademisch gebildeten Künstler heraufgearbeitet; ich sollte meinen, das wäre weiter keine Schande. Mein Ziel habe ich mir noch viel höher gesteckt: auf Titel und Orden pfeife ich und ob ich von Kaviar und Austern satt werde oder

von trocken Brot und Preßwurst, ist mir auch ganz egal — mir kommt es nur darauf an, Werke zu schaffen, die für die deutsche Musikgeschichte ein bißchen was bedeuten und nicht mit dem Tage vergehen. Bei uns in Deutschland pflegt man solche Leute wie mich immerhin unter die Idealisten zu rechnen."

Fjodor Timofejewitsch beugte sich vor und legte wieder seine Hand auf Peters Arm: „Entschuldigen bitte," sprach er freundlich: „ich habe Sie beleidigt; bitte zu verzeihen. Ich halte jeden Menschen für Schuft, bis er mir Gegenteil beweist. Dennoch ich liebe diesen Schuften, weil sie nicht dafür schuld sind. Die Verhältnisse, wissen Sie, lassen ihnen nicht gut sein, weil sie ihnen nicht frei sein lassen; die Schwachen werden gefressen von die Starken; die Kleinen werden geknutet von die Großen; die Dummen werden mißbraucht von die Klugen, die Armen getretten von die Reichen. So ist Natur — so ist menschliche Gesellschaft. Darum kann man nicht zufrieden sein, wenn man denkt über diesen Dingen." Er stieß abermals einen tiefen Seufzer aus und hüllte sich in eine Rauchwolke.

Peter Karn aber holte zu einer eifrigen Entgegnung aus: „Also schön; wenn Sie doch selber zugeben, daß es in der Natur geradeso zugeht, wie wollen Sie dann von der menschlichen Gesellschaft verlangen, daß sie es besser machen soll?"

„Das muß ich verlangen," entgegnete Herr Schidkowsky, „denn Natur ist blind, Mensch aber kann sehen und denken; Gerechtigkeit ist Pflicht für Denkende. Ein Mensch, was nicht denkt, oder ein Mensch, was sieht und sich nicht erbarmt über Elend und Ungerechtigkeit, das ist wie das Vieh, das frißt und ist zufrieden."

Der gute Peter dachte ein Weilchen nach und dann sagte er achselzuckend: „Ja, mein Gott, wenn man sich egal erbarmen wollte über alle, denen es schlecht geht, dann käme man ja zu gar keiner eigenen ordentlichen Leistung!"

Kurz und rauh entgegnete der Clown: „Deutsche Egoist, Typ. — Bitte, seien Sie nicht beleidigt; ich weiß, denken alle so, diese tüchtige Deutsche, die die wunderbaren Maschinen bei uns aufstellen und die großen Geschäfte machen, und alle diese Künstler und Gelehrte, was herüberkommen zu uns und unser Geld hinaustragen — alle denken so wie Sie, lieber Herr Kapellmeister. Nitschewo! — — Erlauben — Sie sind doch Christ?"

„Allerdings, wenigstens bin ich christlich getauft."

„Also gut," sagte Fjodor Timofejewitsch, indem er seine Hand auf Peters Schulter legte und sich ganz nahe zu ihm beugte. „Sie sagen: eigene Leistung ist Hauptsache, Erbarmen Zeitverschwendung. Also bitte: was hat Ihr Sohn Gottes für Leistung getan? Er ist für elende, sündige Menschheit gestorben. Glauben Sie nicht, daß das größte und schönste Leistung ist?"

Peter zögerte etliche Sekunden, bevor er mit bedenklichem Kopfschütteln versetzte: „Ich weiß doch nicht so recht. Was hätte die Menschheit davon, wenn jeder für die andern sterben wollte, zumal da ja doch wahrscheinlich die Besten zuerst drankommen würden? Mit Jesus war das etwas andres; der war eben doch Prophet von Berufs wegen und muß wohl geglaubt haben, daß er durch seinen Tod sein Werk fördern würde. Ein Soldat kann ja unter Umständen auch durch seine heldenhafte Aufopferung seine Aufgabe fördern, oder wer in der höchsten Not einem andern beispringt: ein Arzt, ein Erfinder, die eine neue Sache erproben müssen, gleichgültig, ob sie dabei vielleicht selber zugrunde gehen. Ich habe selbstverständlich die größte Verehrung für solche Helden. Meine Aufgabe aber ist doch, den Menschen Freude zu machen durch schöne Werke. Da kann doch mein Ideal unmöglich die Aufopferung sein."

„Serr bequem!" warf Fjodor Timofejewitsch geringschätzig hin.

„Kann man auch nicht immer sagen," wehrte sich

Peter. „Freude und Lebenslust bei andern stärken, wenn man selber vor Sorgen, Kummer und Himmelangst nicht aus und ein weiß — das ist auch keine Kleinigkeit. — Übrigens, Sie treiben es doch gerade so. Sie haben es sich zum Beruf gemacht, die Menschen zum Lachen zu bringen, indem Sie sich dumm stellen — und dabei sind Sie ein todernster Weltverbesserer, der von Selbstaufopferung träumt. Wie reimt sich das zusammen? — Sagen Sie, das interessiert mich kolossal: Wie sind Sie, der Sie doch offenbar ein gebildeter Mensch, ein Philosoph sogar sind, auf diesen Beruf verfallen?"

Statt zu antworten, sah sich Fjodor Timofejewitsch nach dem Kellner um und winkte ihn heran. Er fragte nach der Schuldigkeit und bestand darauf, auch Peters Zeche mitzubezahlen, wie sehr der sich auch dagegen sträubte. Der Mond schien hell auf die tief verschneite einsame Straße, als sie aus der Wirtschaft heraustraten. Es war bitter kalt und Peter hatte es noch zu keinem Pelz gebracht. Er schlug den Kragen seines alten Ulsters hoch und versenkte die Hände in die Taschen.

Sein seltsamer Begleiter hüllte sich in Schweigen. Langsam und bedächtig schritt er daher, so daß Peter, der sich lieber in Trab gesetzt hätte, um sich warm zu machen, ihn ungeduldig unterm Arm packte und mit sich fortzog. Die Neugier ließ ihm keine Ruhe und so platzte er schließlich heraus: „Mir können Sie es doch ruhig sagen; Sie sind Nihilist, nicht wahr?"

„Das sind Worte. Lassen Sie das," brummte der Clown mürrisch. Erst nach einer Weile begann er von selber wieder zu sprechen: „Sie haben mir gesagt, Sie sind sechs Monate in Rußland; so werden Sie vielleicht begreifen, wenn ich Ihnen sage: ich bin Jude. Ich habe studiert, aber das Geld reichte nicht aus. Sie haben mir mein Vatter bei Pogrom erschlagen, Mütterchen starb vor Gram, mich haben sie auf Liste von Verdächtigen gesetzt. Schwester wollte auch studieren in Petterburg; durfte nicht hinein, weil in anderm Gou-

vernement zu Hause. Hat sie gelbe Karte genommen. Wissen Sie, was das ist?"

Peter wußte es; die gelbe Karte war die polizeiliche Legitimation für die Prostituierten — und unwillkürlich entfuhr ihm der Schreckensruf: „Lieber Himmel, nein, das ist ja entsetzlich!"

Fjodor Timofejewitsch lachte kurz und bitter auf: „Das ist Rußland — nebenbei! Warum soll ich mich von Schwester beschämen lassen? Dummer August ist für Mann beinahe, wie gelbe Karte für Frau. Wir kommen dadurch beide zu unser Ziel, verstehen Sie?"

Tief erschüttert preßte Peter den Arm des Clowns an sich. „Ja, ich verstehe. — Wie können Sie dieses Leben nur aushalten?"

Schidkowsky hob die Schultern: „Nitschewo! Ich sage nichts mehr. Ich habe schon viel zu viel gesagt. Wenn Sie jetzt zu Kommissär gehen und mich angeben, bekommen Sie gute Belohnung."

Zornig stampfte Peter mit dem Fuße auf und zog seinen Arm heftig unter dem des Clowns hervor. „Warum müssen Sie mich immer beleidigen, mit Ihrem verdammten Mißtrauen? Warum haben Sie mir überhaupt soviel gesagt, wenn Sie nicht besser von mir denken?"

Da streifte ihn der Unglückliche mit einem traurigen Blick und erwiderte seufzend: „Weiß ich nicht. Nemmen Sie an, daß ich vielleicht doch nur ein dumme August bin. Ihr Gesicht hat mir gefallen, Sie sehen so ährlich aus und Sie haben gesagt, daß Sie fort sind von Deutschland, weil Ihnen dort ist zu heiß geworden; hab' ich geglaubt ..."

„Ja, aber nur aus blödsinniger Verliebtheit ist mir zu heiß geworden," lachte der gutmütige Peter schon wieder versöhnt. „Ich mußte einige tausend Werst zwischen mich und *sie* legen, verstehen Sie?"

Schidkowsky nickte nur. Schweigend wanderten die beiden durch die klare Nacht weiter, bis sie vor Peters Vorstadthäuschen standen. Da ergriff der dumme

August seine Hand und sagte mit zitternder Wärme im Ton: „Ich danke Ihnen für diesen Abend, Kapellmeister. Wir werden uns nie verstehen, wir beide. Aber bleiben Sie nur treu zu Ihr Werk; machen Sie den Menschen Freude — sie haben so wenig davon! Freude machen ist auch Weltanschauung. Es war mir großes Vergnügen, ein Mensch wie Sie kennen zu lernen. Sagen Sie nichts zu die andern von mir. Schlafen Sie wohl!" Dabei drückte er Peters Rechte wie in einer eisernen Klammer, so daß der starke Bursche vor Schmerz hätte aufschreien mögen. Im nächsten Augenblick war er um die Ecke verschwunden.

⊕ ⊕ ⊕

Unserm Freund Peter wäre es ganz recht gewesen, wenn er für den Rest der Fastenzeit in Aabo hätte bleiben dürfen. Das saubere, stille Städtchen in seinem klaren Schneefrieden gefiel ihm ungemein und sein Stübchen bei der Schiffbauerswitwe war so hell und behaglich. Es begann seit langer Zeit wieder einmal in ihm zu singen und zu klingen, und hier hätte er um so mehr Stimmung gefunden, als ihm sein Dienst reichlich Muße ließ. Aber die Größe der Stadt vertrug nur wenige Vorstellungen und so wurden die Wohn- und Stallwagen, die wilden und die zahmen Tiere und das ganze bunte Zigeunervolk bereits nach einer Woche wieder auf die Bahn verladen, um nach dem größeren Helsingfors überführt zu werden. Da war es vorbei mit der beschaulichen Stille; denn Helsingfors gehört zu den nordischen Musikmetropolen. Es hat eine Hochschule für Tonkunst und alle europäischen Berühmtheiten lassen sich dort hören. Wie sehr nun auch unsern Peter Karn sein Tscherkessenrock mit den goldenen Kantillen genierte, so konnte er doch der Versuchung nicht widerstehen, in den Restaurants und Cafés, wo die Lehrer und Schüler des Konservatoriums zu verkehren pflegten, herumzuschnüffeln, um eine Gelegenheit zu inter-

essanten oder gar förderlichen Bekanntschaften aufzuspüren. Der Zufall war ihm günstig. In einer Teestube traf er schon am dritten Tage seiner Anwesenheit einen jungen Rheinländer, der in der Kompositionsklasse der Leipziger Hochschule sein Mitschüler gewesen war und auch in dem Pensionat der Frau Professor Heydt gelegentlich verkehrt hatte. Der junge Mann hatte das Glück gehabt, schon nach kurzer Wartezeit eine leidlich bezahlte Anstellung als Lehrer für Cello am Konservatorium und Solocellist im Orchester zu bekommen. Wie ein Verschmachtender in der Wüste auf das lang ersehnte Wasserloch, stürzte sich Peter mit klammernden Organen auf diesen Berufsgenossen und schwelgte stundenlang in hochherrlicher Fachsimpelei. Der junge Lehrer war erst wenige Wochen in seiner neuen Stellung, da sein Vorgänger mitten im Semester erkrankt war. Er wußte also noch so ziemlich das Neueste von Leipzig zu berichten. Selbstverständlich erkundigte sich Peter, sobald es irgend anging ohne Verdacht zu erwecken, nach den markantesten Persönlichkeiten im Heydtschen Pensionat. Und da erfuhr er denn, daß tatsächlich sein Freund Frescobaldi infolge des Ablebens seines Vaters nach Italien zurückgekehrt und seitdem für seine Leipziger Freunde verschollen geblieben war. Von Fräulein Toni Heydt wußte der Kollege weiter nichts zu sagen, als daß sie einige Semester in München studiert habe, seit kurzem aber wieder heimgekehrt sei. Er habe von ihrem ungewöhnlichen Talent und der glücklichen Entwicklung ihrer Stimme öfters sprechen hören; er selbst aber sei im ganzen letzten Jahre nicht zu Heydts gekommen, denn sie hätten seit dem Fortgang der Tochter ihre Geselligkeit stark eingeschränkt.

Durch geschickte Fragestellung brachte Peter außerdem noch heraus, daß unter den Intimen des Hauses Heydt sein russisches Abenteuer doch wohl bekannt geworden sein mußte. Und so war die Wahrscheinlichkeit groß, daß auch seine Toni wüßte, wo er steckte; denn er

hatte bis in die letzte Zeit hinein an den und jenen seiner näheren Bekannten in Leipzig Ansichtspostkarten geschrieben.

Peter hatte in dieser Nacht ein paar schlaflose Stunden, denn er konnte nicht recht mit sich darüber ins reine kommen, ob er sein heiliges Versprechen brechen und seiner Toni durch Vermittlung eines der Leipziger Bekannten dennoch einen Brief zukommen lassen, oder sein Gewissen lieber dadurch betrügen sollte, daß er ihr indirekt seine Adresse bekannt werden ließ und dadurch sie zum Wortbruch verführte. Schließlich entschied er sich doch für den letzteren Weg; denn er wußte ja nicht, was Toni versprochen haben mochte, noch auch, ob sie das große oder nur das kleine Ehrenwort darauf gegeben habe. Ihrem Trotzkopf war es überhaupt zuzutrauen, daß sie sich geweigert habe, irgendetwas zu versprechen. So setzte er sich denn am nächsten Morgen hin und schrieb an einen der Leipziger Studiengenossen, der, wie ihm der junge Rheinländer erzählt hatte, noch fleißig im Hause Heydt verkehrte, einen längeren Brief, in dem er ziemlich ausführlich seine Schicksale in Rußland erzählte (mit Verschweigung der kurzen Episode Mizzi Burger-Paladini) und mit gutem Humor seine zukünftige St. Petersburger Herrlichkeit als goldstrotzender Hetman einer Tscherkessenkapelle von ganzen einundzwanzig Köpfen schilderte. Zum Schluß bat er den Bekannten, den er großmütig zum lieben Freunde aufrücken ließ, er möge doch dem Fräulein Toni Heydt gelegentlich den Inhalt dieses Schreibens mitteilen, nicht aber der Mutter, welche für seine Schicksale betrüblich wenig Verständnis besitze. Sollte er vielleicht einmal in der Zeitung lesen, daß sein teurer Kommilitone, Peter Karn, bei einem Eisenbahnunglück oder einem Bombenattentat mit umgekommen sei, so möge er doch ja Frau Professor Heydt die Freude machen, ihr solches sofort mitzuteilen; in jedem andern Falle aber sie nicht mit dessen Angelegenheiten behelligen.

Mit dem Briefe zugleich plumpste auch der Stein von Peters Herzen in den Postkasten. Wie er seine Toni kannte, würden, sobald sie einmal seine Adresse wußte, keine zehn Mütter und keine noch so feierlichen Schwüre imstande sein, sie abzuhalten, ihrem allerliebsten Peter wieder schriftlich zu nahen. Denn eine so gute Tochter, eine so wohlerzogene junge Dame Toni Heydt auch war, in ihren Herzensangelegenheiten ließ sie sich durchaus von niemandem dreinreden. Wenn sie also auf diesen deutlichen Wink nichts von sich hören ließ, so konnte das für Peter nur bedeuten, daß sie sich innerlich von ihm abgekehrt habe. Der wackere junge Mann war aber nicht bescheiden genug, um das als wahrscheinlich anzunehmen. Er schwelgte die nächsten Tage hindurch im Umgang mit deutschen Musikern und deutscher Musik und hatte die große Genugtuung, einzelnen urteilsfähigen Kollegen Proben seines Könnens vorführen zu dürfen und dafür aufmunterndes Lob zu ernten. So wurde die erste Woche in Helsingfors für ihn zu der erfreulichsten Periode seines russischen Daseins. Er hatte sich ausgerechnet, daß, wenn alles klappte, am achten Tage sehr wohl schon ein Brief von Toni in seinen Händen sein könnte. Da der aber ausblieb, begann er unruhig zu werden. Er bekam Herzklopfen beim Anblick jedes ihm entgegenkommenden Briefträgers, fing an schlecht zu schlafen, obwohl er jede Nacht durch reichliche Einnahme alkoholischer Getränke für die nötige Bettschwere sorgte, und folgte nur noch zerstreut den Gesprächen seiner neuen Freunde. Als nach vierzehntägigem Aufenthalt der Zirkus Aranyi Helsingfors verließ, ohne daß er irgendwelche Nachricht aus Leipzig erhalten hätte, setzte er sich in gar trübseliger Stimmung zu seinem Freunde, dem dummen August, in den Zug, in dem Gefühl, als ob er nun abermals von der Kulturwelt ausgestoßen und in die sibirische Verbannung geschickt würde.

Peter hatte vergeblich versucht, seinen Freund

Fjodor Timofejewitsch in die Gesellschaft seiner musikalischen Fachgenossen hineinzuziehen, und so war während der ganzen Dauer des Aufenthalts in Helsingfors der Verkehr zwischen diesen beiden ungleichen Menschenkindern gänzlich eingeschlafen. In der Weltabgeschiedenheit der kleineren finnischen Städte, die nunmehr durch den Herrn Direktor Stepan Arangi beglückt wurden, suchte Peter mit neu entfachtem Eifer den Weg in das Vertrauen des seltsam maskierten Philosophen wiederzufinden. Fjodor Timofejewitsch kam ihm jedoch keineswegs entgegen. Er schien es sogar zu bereuen, daß er gleich bei jenem ersten Zusammensein dem neugierigen Deutschen den Vorhang vor seinem Geheimnis soweit aufgehoben hatte. Sie hockten jetzt wieder öfters nach der Vorstellung in kleinen stillen Kneipen bei irgend einem heißen Getränk beisammen; aber der Clown ließ sich aus seiner freundlich-schwermütigen Einsilbigkeit durch den lebhaften Peter nicht aufstören. Wenn überhaupt ein Gespräch zustande kam, so geschah es dadurch, daß Peter erzählte. Er gab gern von den tragikomischen Schwänken, an denen sein Leben so reich war, jeder neuen Bekanntschaft etwas zum besten. Und so wußte Herr Schidkowsky, der dumme August, bald ebensoviel, ja noch mehr von ihm und seinen Angelegenheiten, als die gute Mizzi Burger-Paladini. Auch sein glückseliges erstes Liebesabenteuer mit der reizenden Professorentochter hatte der mitteilsame Peter nicht für sich behalten können. In Wiborg hatte ihn eine Karte des Leipziger Studiengenossen erreicht, in der jener ihm kurz für seinen Brief dankte und berichtete, daß er den Auftrag an Toni Heydt ausgeführt habe. Sonst nichts. Peter hatte nun wenigstens die Gewißheit, daß die finnische Post Briefe aus dem Ausland gewissenhaft nachsende und damit auch die andere Gewißheit, daß seine Toni keineswegs für nötig halte, ihres Anbeters Sehnsuchtspein schleunigst zu lindern.

Auch diesen neuesten Kummer vertraute Peter

seinem geheimnisvollen Freunde an. Fjodor Timofejewitsch hatte aber nur ein lächelndes Achselzucken dafür. Da puffte ihn Peter ärgerlich in die Rippen und grunzte ihn an: „Herrgott im Himmel, was sind Sie für ein kalter Frosch! Die Weiber existieren für Sie wohl auch nicht? Mensch, wie halten Sie das bloß aus?"

Der Philosoph beehrte den aufgeregten Kapellmeister mit einer Grimasse, die, wenn er geschminkt gewesen wäre, die Zuschauer im Zirkus zu kreischendem Lachen gekitzelt haben würde, so essigsauer war sie. Und dann äußerte er sich etwa in diesem Sinne: „Weiber sind nichts für Leute, die etwas zu verbergen haben; sie sind neugierig und schwatzhaft und machen aus allen unsern heiligsten Schmerzen eine pikante Spielerei für ihre Eitelkeit. Weiber können keine gute Kameradschaft halten, sie sind nur angenehm als Spielgenossinnen für oberflächlich glückliche Menschen."

„Danke sehr," lachte Peter mißmutig. „Da habe ich wieder einmal meinen Klaps weg. Sie halten offenbar alle Menschen für oberflächlich, die überhaupt die Fähigkeit haben, glücklich zu sein."

„Allerdings, so glaub' ich," bestätigte mit ernstem Nicken der Clown. „Aber Sie brauchen nicht sich schämen, weil glücklich sind, lieber Freund — das ist Talent — oder was."

„Zum Donnerwetter, ich bin aber gar nicht glücklich!" polterte Peter in komischer Wut heraus. „Ich bin kreuzunglücklich — ich habe auch nicht den allergeringsten Grund, mit mir oder mit der Welt zufrieden zu sein."

„Und wenn hübsches junges Fräulein aus Leipzig Ihnen morgen schreibt: Lieber Freund, angebeteter süßer Petruschka, kann ich vor Sehnsucht nach Ihren Küssen nicht schlafen — so haben Sie Zirkus und dumme August und alles vergessen, und drehen sich mit Vergnügen siebzehnmal auf dem Bauch um den Trapez in ihr Glück und Betrunkenheit!"

„Das tu ich, bei Gott, das tu ich," lachte Peter, indem er dem dummen August strahlend zunickte. „Ich begreife nur nicht, warum Pessimismus und Weiberfeindschaft Hand in Hand gehen müssen. Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Fjodor Timofejewitsch, aber ich glaube, wir Männer werden häufig nur aus dem Grund Pessimisten, weil wir bei den Frauen kein Glück gehabt haben. Die Erfüllung unsrer sinnlichen Sehnsucht ist nicht nur für das Blut gesund, sondern sicherlich auch zum seelischen Gleichgewicht nötig. Wenn Sie den stärksten Trieben Ihr Ventil vernageln, setzt sich bei Ihnen die schwarze Galle fest und dann hat Ihr Gemütsleben schon seinen Knacks weg. Oder glauben Sie vielleicht der modernen Wissenschaft nicht? Wenn die Wissenschaft recht hat, das heißt, wenn alle sogenannten seelischen Funktionen vom Gehirn und vom Rückenmark ausgehen, so wird doch unsre Seele ebenso wie unsre körperlichen Organe vom Blut ernährt. Folglich ist also Ihre ganze Weltanschauung im letzten Grunde weiter nichts wie eine — na sagen wir mal: Ernährungsstörung. Wenn ich einen verdorbenen Magen habe, bin ich auch Pessimist; und wenn Sie und Ihre Mitverschwörer sich mit einem süßen Mädel naturgemäß ausleben würden, so könnten sämtliche Tyrannen Europas ruhig schlafen und keine Sardinenbüchse brauchte mehr Angst zu haben, in eine Bombe verwandelt zu werden."

„Sie schwatzen scheußlichen Unsinn," murrte der dumme August mit einem finster strafenden Blick auf den triumphierenden Peter. „Sagen Sie niemand, daß Sie sind vom Volk der Dichter und Denker, sonst wird man in Rußland lachen über diesem Volk."

Peter wollte tiefgekränkt aufbegehren, aber ehe er noch den Mund zu einer kräftigen Äußerung auftun konnte, hatte ihm der Clown seine Hand schwer auf die Schulter gelegt und rüttelte sie nun freundschaftlich, indem er lächelnd fortfuhr: „Verzeihen bitte, dürfen

nicht übel nehmen, Kapellmeister. Seien Sie zufrieden, daß Sie nicht sind wie ich; und ich habe Sie serr gern, weil Sie sind wie Peter Karn und nicht wie Fjodor Timofejewitsch Schidkowsky. Sie sollen nur nicht reden von Verschwörer und Bomben und solche Dummheiten. Das ist, wie wenn ich von Ihre Partiture und von Ihre Beethoven würde sprechen, wovon ich so wenig verstehe, wie Sie von russische Schmerzen. Also, mein lieber Freund, ich trinke auf Gesundheit von Fräulein Toni." Er leerte sein Glas auf einen Zug und dann schnitt er, in dem Bestreben, sich von seiner liebenswürdigsten Seite zu zeigen, dem erzürnten Peter eine dermaßen scheußliche Fratze, daß dieser nicht umhin konnte, gutmütig zu lachen.

Bis der Zirkus in der stillen Woche nach Petersburg in sein massives Standquartier übersiedelte, blieb das seltsame Freundschaftsverhältnis zwischen Peter und dem dummen August bestehen, obwohl es fast keinen Abend ohne Injurien von beiden Seiten abging. Dabei war aber Peter fast immer das streitlustige Karnickel, denn das Ausbleiben jeglicher Nachricht von Toni Heydt hatte ihn allmählich so verbittert, daß er sich in einem Zustande beständiger nervöser Gereiztheit befand. Während Peter in seiner bitterbösen Laune nunmehr bereit war, mit Gott und aller Welt zu hadern und mit Vergnügen irgendeine Gelegenheit ergriffen hätte, um seine üble Laune explosiv zu betätigen, spielte der finstere Nihilist die Rolle des sanften Trösters. Auf diese sonderbare Weise zankten, diskutierten und hohnlachten sich diese erzverschiedenen Gesellen allmählich in eine wirkliche Freundschaft hinein.

Viertes Kapitel

Unser Held betätigt sich glorreich als Beschützer blonder Tugend und macht dafür nähere Bekanntschaft mit der russischen Justiz.

In Petersburg hatte Peter zunächst keine Zeit, seinem Liebeskummer oder gar den vom dummen August aufgerollten Weltanschauungsproblemen nachzuhängen, denn es gab im Zirkus tüchtig zu tun. Die Eröffnungsgalavorstellung sollte mit möglichstem Glanz herauskommen, eine große equestrische Pantomime war neu herauszubringen und außerdem mußte nun ja auch das verstärkte Orchester sich erst einspielen. Der Direktor, der unserm Peter wirklich wohl wollte, legte ihm nahe, doch bei der günstigen Gelegenheit des ersten Auftretens in Petersburg auch sein Licht als Komponist leuchten zu lassen. Er sollte eine flotte Ouvertüre oder dergleichen schreiben. Dazu hatte nun Peter freilich nicht die mindeste Lust, denn er wußte wohl, was der Zirkusgeschmack sich unter einer flotten Ouvertüre vorstellte; dagegen kam ihm beim Phantasieren auf dem Klavier zufällig eine schneidige Galoppade in die Finger und es machte ihm viel Spaß, das Ding auszuführen und seinen einundzwanzig Tscherkessen einzustudieren. Bei der Galapremiere ließ er es als Begleitmusik zu einem von acht Herren und acht Damen gerittenen Karussell aufspielen, und er durfte sich schmeicheln, daß der frenetische Beifall, den gerade diese Nummer fand, nicht nur den Rossen und den Reitern, sondern auch seiner

unwiderstehlich in die Beine fahrenden Musik gelte. Tatsächlich erkundigte sich auch im Zwischenakt ein musikalischer Gardekavallerieleutnant, Träger eines gräflichen Namens aus den baltischen Provinzen, beim Direktor nach dem Komponisten jenes famosen Galopps, und Herr Stepan Aranyi ließ sich die gute Gelegenheit nicht entgehen, um dem vornehmen jungen Herrn gegenüber seine weder Mühe noch Kosten scheuende Sorgfalt für jeden einzelnen Zweig seines komplizierten Unternehmens in helles Licht zu setzen. Er habe sich, um auch in musikalischer Beziehung einem hohen Adel und verehrlichen Publikum der Reichshauptstadt das denkbarst Vollendete zu bieten, einen Absolventen der hochberühmten Leipziger Hochschule, früherer Opernkapellmeister und in Deutschland bereits bestens anerkannten Komponisten, verschrieben. Dann ließ er Peter Karn holen und stellte ihn dem jungen Grafen vor. Peter steckte die Lobsprüche des Gardeoffiziers angenehm geschmeichelt ein und nahm dessen Anerbieten, ihm für den Galopp einen russischen Verleger zu verschaffen, mit Dank an. Hinterher ärgerte er sich freilich über seine Zuvorkommenheit, denn er sagte sich, daß diese billigen Erfolge mit pikanten Couplets und Tanzpiecen ihm am Ende nur hinderlich sein könnten, sich als ernsthafter Komponist einen Namen zu machen. Als aber wirklich am nächsten Abend bereits der versprochene Musikverleger sich ihm vorstellen ließ und sich voll Eifer bereit erklärte, den Galopp für einen guten Preis zu erwerben, da war er doch wieder schwach. Er setzte sich gleich am nächsten Morgen hin, schrieb das Ding für Klavier auf, brachte es dem Verleger und strich mit Wonne seine hundertfünfzig Rubel dafür ein. Mit seinen besten Liedern, die den lebhaftesten Beifall aller wirklichen Kenner gefunden hatten, mit seiner geistreichen Kammermusik, mit seiner stolzen Sinfonie hatte er noch keinen Pfennig verdient!

Am nächsten Abend erhielt er während der Vor-

stellung ein Billett zugesteckt, in welchem jener junge Graf von der Gardekavallerie ihn in sehr höflichen Worten ersuchte, ihm nach der Vorstellung ein kleines intimes Fest in einem Privatzimmer des bekannten großen Variétés „Aquarium" durch seine Kunst verschönern zu helfen. Er habe ein paar Kameraden mit ihren Damen eingeladen und sie wollten sich nach dem Souper noch einige Tanz- und Gesangsnummern aus dem Programm des „Aquariums" zu einer kleinen Privatvorstellung bitten. Peter sollte dazu gegen ein Honorar von fünfzig Rubel die musikalische Begleitung übernehmen.

Peter sagte selbstverständlich ohne Besinnen zu. Von diesem berühmten oder berüchtigten „Aquarium" hatte er bereits genug gehört, um ungefähr zu wissen, was er von einem „kleinen intimen Fest" in diesem Lokal zu erwarten habe. Die Artisten waren nämlich in diesem Variété kontraktlich verpflichtet, nach der Vorstellung eventuell noch die ganze Nacht hindurch den Gästen der Chambres separées zur Verfügung zu stehen — natürlich gegen angemessenes Extrahonorar. In Deutschland hätte er die Zumutung, bei einer solchen Separéeorgie aufzuspielen, mit Entrüstung von sich gewiesen — wenigstens so lange er noch einen Bissen anständig verdientes Brot zu beißen hatte; aber hier in Rußland ...! Wem war er hier Rechenschaft schuldig? Wo saß der geheime Ehrenrat, der ihm verbieten konnte, das Geld aufzuheben, wenn es vor ihm auf der Straße lag. Also zum Teufel mit den Skrupeln!

Nach Beendigung der Vorstellung lief er nach seiner nahegelegenen Wohnung, warf sich in seinen Frackanzug und spendierte sich einen Einspänner nach dem „Aquarium". Auch dort war die Vorstellung bereits zu Ende, als er anlangte, aber das Leben in dem weiträumigen garstigen Vergnügungstempel war noch keineswegs zur Ruhe gekommen. Der große Saal allerdings lag finster da und vor der Bühne war der eiserne Vorhang herab-

gelassen. Rings um den Saal zog sich im ersten Stockwerk eine Flucht von größeren und kleineren Zimmern hin, deren Fenster auf den Saal hinausgingen. Die vornehme Lebewelt Petersburgs hielt es nämlich für schlechten Stil, für abgeschmackt kleinbürgerlich, sich eine Variétévorstellung artig von einem Fauteuil oder Klappsessel vom Zuschauerraum aus anzusehen. Sie mietete sich eines jener Zimmer, soupierte dort mit ihren Freunden und Freundinnen und schaute, wenn eine Nummer sie interessierte, durch die geöffneten Fenster auf die Bühne. Auch zu dieser späten Stunde waren viele dieser Fenster hell erleuchtet; Gläserklingen, Lachen, lautes Johlen, Singsang, Balalaikaschwirren, Tamburingeklirr und die hellen Schreie russischer Tänzer klangen zu einem wüsten Lärm zusammen. Und auf den Treppen, in den Korridoren, durch welche Peter von einem Kellner geführt wurde, saßen und standen die armen Opfer dieser barbarischen Lebewelt herum, darauf wartend, bis an sie die Reihe käme. Tänzerinnen in Trikots und Flitterröckchen sah Peter auf den Treppenstufen sitzen, die schlafende kleine Kinder, in wollene Tücher dick eingehüllt, in ihrem Schoß gebettet hielten; halbwüchsige junge Dinger mit dünnen Beinen und blassen Gesichtern kämpften mit schlaff hin und her pendelnden Köpfen gegen den Schlaf an, Männer standen Zigaretten qualmend in Gruppen beieinander mit verdrossenen müden Gesichtern und schimpften mit halblauter Stimme so ausgiebig, wie nur Russen schimpfen können; eine Dame in großer Toilette, bis zur Unmöglichkeit dekolletiert und mit Juwelen überladen, schritt, einen kostbaren pelzverbrämten Seidenmantel lose über die blendenden Schultern gehängt, ungeduldig ihre Lippen nagend, auf und ab, und Kellner in russischen Blusen und großen weißen Leinenschürzen eilten beflügelt mit vollen Platten und Sektflaschen durch das trübsinnig harrende Artistenvolk hindurch.

Als Peter in das große, mit kitschigem Luxus aus-

gestattete Zimmer eintrat, welches der junge baltische Graf belegt hatte, fiel ihm zunächst die vornehm schlanke Gestalt eines schwarzlockigen und schwarzbärtigen Mannes in einem tscherkessischen Schnürenrock auf, der sich mit der hohen Lammfellmütze auf dem Kopfe, die Arme über der Brust gekreuzt, gerade abschiednehmend vor dem jungen Gastgeber verneigte.

Der Graf streckte Peter Karn seine Rechte entgegen und bedankte sich liebenswürdig für sein Kommen. Dann fragte er ihn, ob er wisse, wer jener uniformierte Würdenträger sei, den er eben hinauskomplimentiert habe. Und auf Peters Verneinung sagte er lachend: „Das war der Chef de cuisine des Hauses, ein echter tscherkessischer Fürst, ein Knjäs aus dem Kaukasus. Ja, da machen Sie Augen, nicht wahr? Sehen Sie, so etwas können wir uns nur in Rußland erlauben! Der Fürst ist berühmt für gewisse Gerichte und ich habe ihn gebeten, eines davon höchst eigenhändig zu bereiten — natürlich gegen ein Extradouceur. Kommen Sie, Kapellmeister, ich will Sie vorstellen."

Es waren außer dem Grafen noch drei andre junge Herren von der Garde und vier anscheinend junge Damen in ziemlich extravaganten Toiletten anwesend, und die Namen, die bei der Vorstellung an Peters Ohr klangen, gehörten zu den stolzesten Rußlands. Peter stellte sich dumm und setzte, um seinem jungen Gönner den Spaß nicht zu verderben, eine gläubige Miene auf. Bei sich aber dachte er: „Ich will doch gleich Hans heißen, wenn diese üppigen Frauenzimmerchen tatsächlich lauter Fürstinnen Dolgorucki, Wolkonski und so weiter sein sollten." Man forderte ihn höflich auf, an dem kleinen Souper teilzunehmen und wies ihm an der dem Klavier zugekehrten Schmalseite der Tafel seinen Platz zwischen zwei dieser üppig schlanken, höchst appetitlichen Fürstinnen an. Die jungen Offiziere sprachen alle fließend Deutsch, von den Fürstinnen aber keine. Infolgedessen war Peter am Anfang des Mahles

zu bescheidener Schweigsamkeit verurteilt. Aber der starke köstliche Wein und das durchaus nicht hochmütige oder abweisende Verhalten der Fürstinnen feuerte seinen Unternehmungsgeist bald derartig an, daß er sich nicht scheute, seinen süßen Nachbarinnen ganz ruhig auf Deutsch die ausschweifendsten Komplimente zu machen, die sie sich von ihren Kavalieren übersetzen ließen. Als der Champagner kam, ging er bereits dazu über, seinen vergnüglichen Redeschwall mit den paar russischen Zärtlichkeitsausdrücken zu spicken, die er in den sieben Monaten seines Aufenthaltes aufgeschnappt hatte: Mein zuckersüßes Mütterchen, mein verliebtes Turteltäubchen, mein schleckriges Kußmäulchen, oder so was ähnliches sollten diese Redensarten, wie man ihm versichert hatte, auf Deutsch bedeuten. Er warf freigebig damit um sich, unbekümmert darum, ob sie gesellschaftsfähig seien oder nicht, und der Erfolg war der, daß seine beiden Fürstinnen sich vor Vergnügen ausschütten wollten. Ermutigt durch diesen Erfolg, riskierte er, sich den Damen nicht nur als Musiklehrer, sondern auch als Lehrer der deutschen Sprache anzubieten. Er erklärte sich bereit, sofort eine Probelektion zu geben, und begann damit, daß er die niedlichere der beiden Fürstinnen in der Armbeuge kitzelte. Dazu sagte er: „Kille kille“ und ließ die kichernde Schülerin das nachsprechen. Sie schien mit seiner Methode sehr zufrieden zu sein, und wer weiß, wie weit sie es noch im Deutschen im Laufe dieses vortrefflichen Soupers gebracht hätten, wenn die Herren es nicht für geraten gehalten hätten, den Kapellmeister nunmehr anderweitig zu beschäftigen. Sie ließen zwischen der pièce de résistance und dem entremet den bestellten italienischen Bariton kommen, dem Peter einige Schmachtfetzen übler Art begleiten mußte. Der Bariton hatte ein wunderbar schmelzendes Timbre in der Stimme und samtweiche kohlschwarze Mandelaugen. Und mit diesen beiden Waffen attackierte er die Herzen der vier Fürstinnen dermaßen scharf, daß

sie bei längerer Fortsetzung des musikalischen Angriffs sämtlich bereit gewesen wären, ihn kniefällig um Gnade zu flehen. Dem jungen Grafen dünkte es demnach schon nach dem dritten Liede an der Zeit, ihn mit einem kühlen Dank unter Überreichung eines Kuverts mit angenehmem Inhalt zu verabschieden.

Peter Karn war, der trivialen Wumpdadabegleitung überdrüssig, nach dem letzten Liede unaufgefordert in freies Phantasieren hineingeraten. Er war so guter Laune, daß ihn das Lachen und Schwatzen der vier zärtlichen Paare nicht im mindesten störte. Die Kellner trugen die süße Speise auf, brachten neuen Champagner, die Löffel klapperten auf den Tellern, ein Trinkspruch wurde ausgebracht — und Peter verwob einen dreimaligen Tusch in sein Tongewebe, ohne jedoch den Faden seiner Erfindung abreißen zu lassen. Ja es genierte ihn beinahe, als ein plötzliches Schweigen eintrat; er wandte seinen Kopf über die Schulter und gewahrte, wie der Gastgeber einen Finger auf die Lippen legte.

„Eigene Komposition?" rief der junge Graf ihm zu, und als Peter bejahend mit dem Kopfe nickte, klatschte er leicht in die Hände und sagte: „Ah, bravo, bravo! Bitte, fahren Sie nur fort! Geben Sie uns aus Ihrem Keller etwas zum besten."

Das ließ sich Peter nicht zweimal sagen. Mit einem kühnen Übergang steuerte er aus dem Ozean der freien Phantasie in das sichere Fahrwasser eines dithyrambischen Liebesliedes hinein, das er aus Dankbarkeit für eine unvergeßliche Stunde einst seiner Toni gewidmet hatte.

Da schrillte durch die andächtige Stille ein durchdringender Angstschrei. Peter unterbrach jählings seinen Vortrag und auch die vier Gardeoffiziere mit ihren Damen fuhren bestürzt zusammen und lauschten nach der Richtung, von wo der Schrei gekommen war.

Und da — ganz aus der Nähe, aus dem Nachbarzimmer zur Linken, hallte ein zweiter Schrei, wie in

Todesangst ausgestoßen, und darauf ganz deutlich: „Peter — hilf mir!"

Wie von einem scharfen Messerstich getroffen, taumelte Peter Karn von dem Klavierstuhl auf und stürzte sich mit zwei Sprüngen auf die Tür links. Sie war verriegelt. Da warf er sich mit seiner ganzen jungen Bärenkraft dagegen, das Eisen flog aus seiner Befestigung und die Tür weit auf. In den Armen eines Kosakenoffiziers, der sie offenbar auf ihrem Wege zur Tür gewaltsam aufgehalten hatte, wand sich — Toni Heydt!

„Warte, verdammter Hund!" stieß Peter aus wuterstickter Kehle heraus und warf sich auf den Kosaken. Er packte ihn von hinten gleichzeitig um beide Arme und trat ihm mit dem Fuß in die Kniekehle. Im Nu lag der Kosak auf dem Boden und Peters Rechte drückte ihm die Gurgel zu. Er wehrte sich mit aller Kraft der Verzweiflung, schlug mit den Fäusten auf Peter ein und versuchte seinen Körper emporzuschnellen. Aber der Musikant war stärker als dieser nicht mehr ganz junge Offizier. Er hätte ihn unfehlbar erstickt mit seinem eisernen Griff, wenn nicht die Gardeoffiziere ihn mit vereinten Kräften von seinem Opfer losgerissen hätten.

„Zum Teufel, Herr, was machen Sie für Geschichten!" schrie ihn der junge Graf an, indem er ihn mit einem kräftigen Ruck von den Knieen aufriß. „Sie sind wohl toll geworden!"

Petern war das Blut dermaßen zu Kopf gestiegen, daß er kaum seiner Sinne mächtig war. Wie durch einen Schleier sah er seine Toni auf einem Stuhl zusammengeknickt und von einem heftigen Weinkrampf geschüttelt. Die vier Damen bemühten sich um sie. Er wollte ihr zu Füßen stürzen, aber die Offiziere hielten ihn fest, er vermochte sich nicht loszureißen. Sie sprachen alle gleichzeitig auf ihn ein, er verstand kein Wort und keuchte nur immer wieder in wahnsinniger Erregung den Namen der Geliebten hervor.

Inzwischen hatten die Kellner den im Hause statio-

nierten Gorowodny herbeigeholt. Gäste aus den andern Separées und eine Menge der noch in den Korridoren wartenden Artisten hatten sich hereingedrängt. Das ganze kleine Zimmer war voll Menschen; der Kosakenoffizier, dem man unterdessen auch wieder auf die Beine geholfen hatte, fluchte wie ein betrunkener Jswoschtschick und wehrte sich gegen die Umklammerung zweier Kellner, um sich auf seinen Feind zu stürzen. Und durch all den Lärm schrillte das krampfhafte, halb lachende, halb schluchzende Wimmern Tonis. Der Polizist war natürlich außerstande, aus dem Gewirr der auf ihn eindringenden aufgeregten Stimmen sich irgendeine Vorstellung von dem Geschehnis zu machen. Die Gegenwart der vornehmen Offiziere schüchterte ihn ein, so daß er seine gediegenen amtlichen Grobheiten nur gegen die müßigen Gaffer in Anwendung zu bringen wagte.

Erst als sich die Tür hinter diesen überflüssigen Menschen geschlossen hatte, gelang es dem jungen Grafen, sich Gehör zu verschaffen. Er schilderte dem Polizisten den Vorgang und gab seinen und seiner drei Kameraden Namen als Zeugen zu Protokoll. Dann erst wandte er sich an Peter und herrschte ihn ärgerlich an: „Sie haben uns da in eine ekelhafte Situation gebracht, mein Herr Kapellmeister. Sind Sie vielleicht jetzt in der Lage, uns zu erklären, wie Sie dazu kommen, sich der Person da in dieser brutalen Weise anzunehmen?“

Da entriß sich Peter mit einem Ruck der Umklammerung der beiden Offiziere, die ihn immer noch festhielten, trat dicht vor den Grafen hin und preßte mühsam mit fliegendem Atem die Worte hervor: „Die — Person, Herr Graf — die Person ist meine — ist meine — meine Frau!“

„Ach so, Pardon,“ sagte der Graf mit kühler Höflichkeit, indem er seine Brauen emporzog und einen Schritt zurücktrat. Er gab dem Beamten russisch Bescheid und wandte sich dann in vornehmem, distanzierendem Tone wieder an Peter: „Wenn Ihre — Gattin in diesem

Lokal mit Kavalieren zu soupieren pflegt, so hatten Sie doch keine Ursache, in dieser Weise Skandal zu provozieren. Ich habe Sie als Gentleman behandelt und durfte wohl erwarten, daß Sie sich dementsprechend benehmen würden."

Die Kameraden des Grafen hatten sich wieder der Arme Peters bemächtigt in der Befürchtung, sein tolles Temperament könnte ihn zu neuen Gewalttätigkeiten hinreißen. Er schien aber die kränkenden Worte seines Gönners gar nicht gehört zu haben, denn er starrte wie geistesabwesend zu seiner Toni hinüber, die eben jetzt wieder zu sich zu kommen schien. Und als er ihren Blick auf sich gerichtet sah, stemmte er so kräftig gegen die ihn Haltenden an, daß er sie alle beide mit sich zog. „Toni, mein Liebstes, mein Kindchen!" stammelte er dem Weinen nahe. „Sag mir bloß, wie in aller Welt kommst du nach Petersburg und gerade — hierher?"

Da nahm das verängstigte Weib alle seine Kraft zusammen, richtete sich auf und fiel dem Geliebten leise schluchzend um den Hals; zu sprechen vermochte es noch nicht.

Die Offiziere ließen Peter los, und er schloß sein geliebtes Mädchen tief aufatmend in seine Arme und drückte es an seine Brust. Auch er war unfähig, ein weiteres Wort hervorzubringen.

Gleich darauf traten die telephonisch herbeizitierten Schutzleute herein und ohne viel Federlesens wurden sowohl der Kosakenrittmeister als auch Peter und seine Toni von ihnen gepackt und aus dem Zimmer geführt, um nach der Polizeiwache zur Protokollaufnahme transportiert zu werden. Der Kosak gebärdete sich, betrunken wie er war, immer noch wie ein Tobsüchtiger, sträubte sich gegen den Griff der Schutzleute und fluchte dermaßen, daß die Gorowodny die Geduld verloren und fest zupackend ihn gewaltsam vor sich herschoben. Vor dem Eingang des „Aquariums" wartete immer noch eine Anzahl Droschken und Troiken. Der Sergeant

pfiff zwei der offenen Einspänner heran und ohne Widerrede nahm Peter mit Toni in einem derselben nebst einem Schutzmann Platz, während in die andre der Rittmeister von zwei Schutzleuten mit Gewalt verfrachtet werden mußte. Und dann ging's in schlankem Trabe in die eisige Nacht hinein.

Der starke frische Luftzug brachte Toni bald wieder zu sich. Sie nestelte sich fest an ihren Peter, warf die Arme um seinen Hals und drückte die tränenfeuchte Wange an die seinige. „Ach, daß du da bist, mein Liebling!" waren die ersten Worte, die sie zu sprechen vermochte. „Nun bin ich froh, nun ist alles gut —!"

Peter bedeckte ihr Gesicht mit Küssen und dann fragte er sie ins Ohr, wie sie denn nach Petersburg gekommen sei.

Da starrte sie ihn ganz entsetzt an. „Ja hast du denn meinen Brief nicht bekommen?"

„Was für einen Brief?"

„Ich habe dir doch geschrieben vor vierzehn Tagen oder länger schon."

„Und ich habe gewartet und gewartet auf den Brief, bis ich in meiner Verzweiflung annahm, du wolltest nichts mehr von mir wissen! Daß er mich nicht erreicht hat, ist ja freilich begreiflich; wir sind ja von einer kleinen Stadt zur andern gezogen. Aber nun sag doch bloß, wie bist du nach Petersburg gekommen?"

„Ach Gott, sehr einfach," erklärte Toni. „Sobald ich durch deinen Freund wußte, daß du dich nach mir sehntest und daß du zu Ostern hier sein würdest, habe ich einfach in Konzert- und Artistenblättern annonciert um ein Engagement in Rußland ab Ostern. Es kam darauf nur ein Angebot von einem Variétéagenten; ich besann mich nicht lange und unterschrieb, was er mir vorlegte."

„Natürlich ohne den Vertrag ordentlich durchzulesen, wie ihr Weiber das zu machen pflegt," schalt Peter bitterlich lächelnd.

Toni nickte trübe. „Ja, so war es auch. Schilt mich

nur; aber ich glaube, ich hätte doch unterschrieben, auch wenn ich vorher den scheußlichen Paragraphen gelesen hätte, daß die Mitglieder verpflichtet sind, die ganze Nacht durch zu Privatvorführungen zur Verfügung zu stehen. Ich hielt es einfach nicht länger aus, ich mußte bei dir sein! Und im übrigen verließ ich mich auf meine Courage. Ich habe doch mein Leben lang mich ganz frei unter Männern bewegt, ohne daß mir je einer zu nahe getreten wäre — das weißt du ja. Wenn man selber nur den richtigen Instinkt dafür hat, wie weit man als Dame sich gehen lassen darf, dann kann einem, selbst unter rohen Männern, kaum etwas passieren — darauf verließ ich mich. Und dann dachte ich auch natürlich, ich würde dich hier gleich treffen und mich unter deinen Schutz stellen können."

„Ja, siehst du," rief Peter eifrig, „das begreife ich eben nicht. Du weißt doch, daß ich beim Zirkus Aranyi angestellt bin; da war es doch wahrhaftig nicht so schwer, mich zu finden."

„Gewiß doch," versetzte Toni, aufs neue in Tränen ausbrechend. „Ich bin ja auch gleich am ersten Morgen nach meiner Ankunft im Zirkus gewesen."

„Wann war das?"

„Vorvorgestern, glaube ich. Ich bin ja erst zwei Tage vor der Eröffnung der Saison hier angekommen. Aber im Zirkus ließen sie mich nicht zu dir, wegen der Probe. Ich ließ meine Karte mit meiner Adresse da."

„Was? Die hat man mir nicht gegeben! Warum hast du denn nicht geschrieben?"

„Ich habe ja geschrieben. Wie keine Antwort von dir kam, war ich gestern wieder da und da habe ich dem Portier einen Brief für dich gegeben. Ich dachte, das wäre sicherer als mit der Post, weil ich doch nicht Russisch schreiben kann, und ich glaubte, Briefe mit deutscher Adresse würden am Ende nicht befördert."

„Hast du denn dem Portier ein Trinkgeld gegeben?"

„Nein, das habe ich nicht getan."

„Siehst du!“ rief Peter, die Faust in die Luft ballend. „Da hat der Schuft deinen Brief aus Bosheit nicht abgegeben. Ach Gott, ach Gott, du armes Ding, was mußt du in deiner Verlassenheit . . .! Aber sag doch bloß, wie hast du es fertig gebracht, so ohne weiteres ans Variété zu kommen?“

„Na, du weißt doch, Peter,“ versetzte Toni eifrig, „ich habe doch immer schon zu meinem Vergnügen komische Couplets und französische Chansons gesungen. Bei unsern kleinen Gesellschaften habe ich sogar damit Furore gemacht; sie sagten mir alle, ich hätte ein kolossales Vortragstalent und eine glänzende Mimik. Ich habe dem Agenten einiges vorgesungen und daraufhin hat er mich ja auch gleich engagiert. Natürlich mußte ich als namenlose Anfängerin erste Nummer machen. Aber die Gage war immerhin so hoch, daß ich dachte, man könnte ganz anständig davon leben, selbst in dem teuren Petersburg. Die Hauptsache war für mich, daß ich gleich eine halbe Monatsgage als Vorschuß bekam; davon habe ich die Reisekosten und das Kostüm bezahlt, sonst hätte ich ja überhaupt nicht fort gekonnt von zu Hause. Stella Lipsky habe ich mich genannt, damit mich nicht etwa einer von unseren russischen Bekannten gleich hier entdecken könnte. Und denke dir, ich habe einen ganz hübschen Erfolg gehabt. Mit der ersten Nummer ist ja natürlich nicht viel zu machen bei dem ewigen Kommen und Gehen, und meine Stimme ist ja auch wohl zu zart für den großen Raum; aber sie sagten alle, ich sehe reizend aus in meinem dezenten, schwarzen Paillettenkleid. Mir war es ja natürlich ganz recht, daß ich nicht weiter auffiel; ich hoffte schon, ich würde wegen meiner Dezenz überhaupt keine Einladung kriegen. Heute, das war die erste. Ich habe mich gesträubt und geweint, aber der Geschäftsführer sagte, wenn ich nicht ginge, wäre ich kontraktbrüchig und würde sofort entlassen, sobald ich meinen Vorschuß abgearbeitet hätte. Was blieb mir da übrig? Ich biß

halt die Zähne zusammen und ging hin. Der Mensch war ganz allein und ich sollte mit ihm soupieren. Er benahm sich ja anfangs ganz manierlich, aber ich hatte doch eine entsetzliche Angst und es schüttelte mich wie Fieber. Er sprach ein wenig schlechtes Französisch und machte mir komische Komplimente. Dann sagte ich mir: Ach was, Toni, wenn du schon mal beim Variété bist, ist es albern, dich wie eine Pastorstochter vom Lande zu benehmen. Ich aß also ein bißchen von den guten Dingen, die er auftragen ließ, und trank auch ein Glas Sekt — nicht mehr. Die Unterhaltung war sehr mühsam und sehr langweilig, denn ich war nur eben knapp höflich, um den Menschen nicht darüber im Zweifel zu lassen, daß er kein leichtes Dämchen vor sich habe. Dann setzte ich mich ans Klavier und sang ihm ein paar von meinen kleinen Sachen vor; währenddessen trank er sich Mut an. Und wie ich mich verabschieden wollte, hielt er mich fest und wollte mich zu sich aufs Sofa ziehen. Ich sagte ihm so ruhig, wie es mir irgend möglich war, er möge sich nur ja nicht in mir täuschen; meine Pflicht würde ich erfüllen und gegen Bezahlung so viele Lieder singen als er wünschte, aber weiter hätte er von mir nichts zu hoffen. Er ließ mich aber nicht los, sondern sprach immer aufgeregter auf mich ein; wie es mit seinem Französisch nicht weiter wollte, auf Russisch. Und dann fing er gar zu weinen an, der gräßliche Kerl! Wütend war er gewesen, daß ich nicht mehr trinken wollte — und dann fiel er gar vor mir auf die Kniee und schleckte mir die Hände und die Arme ab. Wenn ich mich gewaltsam von ihm losreißen wollte, um davonzulaufen, würde er auch Gewalt gebrauchen, das fühlte ich ganz bestimmt, und darum versuchte ich's mit Ruhe und Freundlichkeit. Ich appellierte an seine Kavaliersehre und sagte, daß ich bereits in festen Händen sei. Das schien aber weiter keinen Eindruck auf ihn zu machen, vielleicht hat er mich auch in seiner Aufregung gar nicht ver-

standen. Er redete immer heißer auf mich ein — und weil er so leise sprach, konnte ich die Musik im Nebenzimmer gut hören. Auf einmal erkannte ich mein Lied von dir und da wußte ich, du wärst da und du würdest mich retten. Da sprang ich auf und lief nach der Tür. Aber der Kosak warf sich mir entgegen und drückte mir die Arme so fest an den Leib, daß ich mich nicht wehren konnte. Er küßte mich — und da schrie ich nach dir in meiner Verzweiflung. So, nun weißt du alles. — Bist du mir böse? Hab' ich mich doch dumm benommen? — Ach, Peter, ich hab' wunder was von mir gedacht, was ich für ein Frauenzimmer wär' — aber so mutterseelenallein in diesem schrecklichen Rußland, das ist doch unmöglich für so ein armes Mädel."

Die Tränen strömten ihr aufs neue und sie ließ ihren Blondkopf matt an seine Schulter sinken.

Peter streichelte sie zärtlich und tröstete, so gut er konnte: „Gräm dich nicht, mein gutstes Mädelchen, du hast dich wahrhaftigen Gott tapfer genug benommen. Und jetzt bin ich bei dir und bleibe bei dir. Wir zwei zusammen werden uns schon durchschlagen."

Die beiden Wagen hielten vor der Polizeistation und eine Minute später standen die drei Arrestanten bereits vor dem diensthabenden Polizeioffizier. Der Rittmeister von den Gardekosaken wurde zuerst vernommen. Er gab seine Personalien an und dann erzählte er den Hergang, sprudelnd, überstürzt, mit Schimpfworten gespickt. Man ließ ihn ein Papier unterzeichnen und dann durfte er frei abziehen. Der Beamte wechselte sogar einige Scherzworte mit ihm und verneigte sich höflich zum Abschied. Die Gorodowoj standen stramm vor ihm, als er an ihnen vorbei zur Tür schritt.

Nun kamen Peter und sein Liebchen an die Reihe. Der Ton des Polizeioffiziers war sofort ein andrer. Er schnauzte Peter an wie irgendeinen auf frischer Tat ertappten Rowdy. Peter hatte von der Aussage des

Rittmeisters zwar kein Wort verstanden, konnte sich aber natürlich leicht denken, in welchem Sinne sie ungefähr ausgefallen sein mochte. Er begann also im Bewußtsein seines guten Rechtes mit edlem Feuer seinen Bericht zu erstatten. Der Beamte aber gebot ihm mit einer ärgerlichen Handbewegung Schweigen und nahm seine paar deutschen Brocken zusammen, um ihm begreiflich zu machen, daß kein Dolmetsch vorhanden sei zu dieser Nachtstunde, und daß er folglich bis zum andern Morgen in Polizeigewahrsam bleiben müsse.

Peter wehrte sich entrüstet gegen solches Ansinnen. Er werde sich unter den Schutz der deutschen Gesandtschaft stellen, er sei Angestellter eines in Rußland konzessionierten Unternehmens. Seinen Namen und seine Adresse gab er an — es half ihm alles nichts. Der Beamte schüttelte eigensinnig den Kopf und wiederholte nur: „Morgen, morgen."

„Ja, aber zum Donnerwetter, was soll denn dann aus meiner Frau werden?" rief Peter, indem er an den Tisch herantrat und, sich mit beiden Händen darauf stützend, sich ganz nahe zu dem Beamten hinüberbeugte, als ob der ihn auf diese Weise besser verstehen müßte.

Der Offizier sah sich nach Toni um, die mit angstweiten Augen ein paar Schritte weiter zurückstand, und rief dann dem Gorodowoj, der die Verhaftung bewerkstelligt hatte, etwas zu, was dieser mit breitem Grinsen beantwortete. Dann blickte er scharf auf Peters Hände, so daß dieser sie unwillkürlich öffnete und selber verwundert betrachtete. Auf einen Wink des Polizeioffiziers ergriff der Schutzmann Toni am rechten Handgelenk und zog sie nach der Schranke hin. Sie mußte ihre Hand vorzeigen. Jetzt begriff Peter: sie hatten beide keine Trauringe an den Fingern, und darum zweifelte der Beamte an ihrem Verheiratetsein.

„Erlauben Sie, Gospodin Parutschik," ereiferte sich Peter. „Nicht alle Leute tragen Trauringe; aber wenn wir auch nicht richtig verheiratet wären, diese junge

Dame steht unter meinem Schutz und ich werde auf keinen Fall dulden ..."

Der Beamte hieß ihn durch eine Geste schweigen, tauchte die Feder ein und schnauzte ihn an: „Kak wasche imja?" (Wie heißen Sie.) Peter gab Namen und Adresse an und dann faßten ihn auf ein Zeichen ihres Vorgesetzten zwei Schutzleute bei den Armen, um ihn in das Arrestlokal abzuführen.

Toni schrie auf, lief ihm nach und wollte sich von hinten an ihn hängen, indem sie leidenschaftlich erklärte, sie werde sich unter keiner Bedingung von ihm trennen.

Aber ehe sie ihn noch mit der ausgestreckten Hand erreichte, hatte der dritte Schutzmann sie ergriffen und wieder an die Schranke gezerrt. Aus dem Ton des Beamten entnahm Peter, daß er sich bemühe, die Aufgeregte zu beruhigen. Er stemmte sich gegen die ihn haltenden Männer und rief ihr zu, sie möge sich in das Unvermeidliche fügen. Morgen werde er wieder frei kommen und dann sofort zu ihr eilen; sie solle ihm nur ihre Adresse sagen.

Toni rief sie ihm möglichst deutlich zu und gleichzeitig trug sie der Beamte in sein Buch ein. Dann fragte er ganz höflich: „Aquarium? Chansonette?"

Toni nickte bejahend und gab dann auf Verlangen auch ihren richtigen, sowie ihren Bühnennamen an, worauf der Beamte sein Buch zuklappte und mit einer Verbeugung nach der Tür hin wies. „Dobrowo utra, baryschnja." (Guten Morgen, Fräulein.)

Da Peter nunmehr die Sicherheit zu haben glaubte, daß man sein Liebchen unangefochten nach Hause fahren lassen würde, rief er ihr noch eine zärtliche „Gute Nacht" zu und ließ sich dann ohne weiteren Widerstand abführen.

⊕ ⊕ ⊕

Die Nacht auf der Pritsche in Gesellschaft übel duftender Trunkenbolde und eines höchst bedenklich

aussehenden Strolches war ganz und gar nicht nach Peter Karns Geschmack gewesen. Er hatte kaum zwei Stunden geschlafen und war am andern Morgen, ärger noch wie am Abend vorher, bis zum Zerplatzen geladen von Gift und Galle. Die Annäherungsversuche seiner Pritschengenossen, die ihm einen freundlichen „Guten Morgen" boten, wies er unwillig zurück. Ein Schutzmann holte ihm auf sein Verlangen aus der nächsten Wirtschaft ein Glas Tee und ein Brötchen. Aber sein Begehren, sofort dem diensttuenden Beamten vorgeführt zu werden, oder wenigstens seinen Brotherrn, den Direktor Aranyi, herbeitelegraphieren zu dürfen, fand taube Ohren. Vielleicht reichte auch sein Russisch nicht aus, um seine Wünsche dem Schutzmann begreiflich zu machen. Die Betrunkenen durften sich nach Hause trollen, sobald sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten und auch der Herr Einbrecher oder was er sein mochte, wurde schon früher abgeholt, um dem Untersuchungsrichter vorgeführt zu werden — nur ihn allein ließ man Stunde um Stunde noch in dem mißduftigen Lokale seines Schicksals harren. Es wurde elf Uhr, bevor man ihn endlich zum Verhör abholte. Da nunmehr ein Dolmetscher zur Stelle war, so konnte Peter seinem gepreßten Herzen Luft machen — und er besorgte das gründlich. Sobald er nämlich die an ihn gerichteten Fragen beantwortet hatte, erging er sich unaufgefordert in entrüsteten Deklamationen über die russische Justiz. Er sei ein deutscher Künstler, der sich in Rußland auf anständige Weise sein Brot verdiene und habe sich nie etwas gegen die Gesetze zu schulden kommen lassen. Er werde sich nicht nur bei der deutschen Botschaft über die ihm widerfahrene Behandlung beschweren, sondern bei Seiner Exzellenz, dem Herrn Polizeimeister von Rostow, seinem hohen Freund und Gönner, General Wassili Wljadimirowitsch Protopopoff. — Wie einen Pistolenschuß schleuderte er den Beamten diesen knallenden Namen ins Gesicht, in der

Meinung, daß sie darüber das Zittern in die Kniee kriegen müßten.

Der Dolmetsch übersetzte getreulich, ohne daß jedoch die furchtbaren Drohungen des entrüsteten Künstlers einen irgendwie erheblichen Eindruck auf seine Peiniger zu machen schienen. Da fuhr er einigermaßen kleinlaut fort: „Ja, meine Herren, was machen Sie mir denn eigentlich zum Vorwurf? Ich habe doch nur getan, was die Pflicht jedes anständigen Mannes ist, den eine hilflose Dame zum Beistand herbeiruft. Ich weiß nicht, ob in der Aufzeichnung des Tatbestandes durch den Gorodowoj des ‚Aquariums' erwähnt ist, daß die junge Dame, die ich aus den Händen eines Wüstlings befreite, mir persönlich so nahe wie möglich steht; sie ist sozusagen meine Braut. Aber ich hätte ganz dasselbe auch für jede andre wildfremde Dame getan. In solchem Falle darf man sich doch einfach nicht lange besinnen. Bis der diensthabende Schutzmann zur Stelle war, konnte ja schon nicht wieder gut zu machendes Unheil geschehen sein. In Deutschland denkt jeder Ehrenmann wie ich, und die Polizei hätte mich nach Feststellung meiner Persönlichkeit sofort nach Hause entlassen und mir sogar noch eine Belobigung für mein energisches Eingreifen zuteil werden lassen."

Der Dolmetscher lächelte, als er diese Worte übersetzte; der Untersuchungsrichter und sein Sekretär schmunzelten und der Schutzmann grinste. Und dann ließ der Untersuchungsrichter dem entrüsteten Peter durch den Dolmetsch erklären, daß er für seine Person einigermaßen daran zu zweifeln sich erlaube, daß man in Deutschland Hausfriedensbruch, Sachbeschädigung und tätliche Mißhandlung als Ehrenrechte des Gentlemans respektiere. Sprödigkeit pflege vermutlich in Deutschland ebensowenig wie in Rußland zu den charakteristischen Eigenschaften der Chansonetten zu gehören. Und dem Herrn Rittmeister von den Gardekosaken, der dem Fräulein Lipski die Ehre einer Ein-

ladung erwiesen hätte, sei es doch kaum zum Vorwurf zu machen, daß er sich eine kleine zärtliche Annäherung herausgenommen habe. Außerdem sei das Separée nach dem Korridor hin nicht verschlossen gewesen, so daß also auf den Hilferuf des Fräuleins unbedingt ein Kellner, ein Schutzmann oder sonst irgend jemand herbeigeeilt wäre. Und es hätte doch jedenfalls nur einer solchen Unterbrechung des Tete-a-Tete bedurft, um den Herrn Rittmeister von weiteren Tätlichkeiten abzuhalten. Wenn die Herren Gardeoffiziere, in deren Gesellschaft er sich befunden habe, nicht dazwischen getreten wären, so hätte er in seiner sinnlosen Wut vielleicht sogar einen Mord auf sich geladen. Er, der Untersuchungsrichter, kenne zwar die deutschen Gesetze nicht genau, glaube aber doch schwerlich, daß sie einen Kavalier, der in der Sektlaune einer Chansonette einen Kuß raube, für des Todes würdig erklärten. Auch in Rußland stehe die Tugend unter dem Schutze des Gesetzes und man habe keineswegs nötig, sich die Intervention brutaler Ausländer gefallen zu lassen.

Diese niederschmetternde Eröffnung dämpfte denn doch des guten Peters Kampfstimmung um ein Beträchtliches. Wenn man den Fall so ansah ... Sachbeschädigung, tätliche Mißhandlung — vielleicht gar versuchter Totschlag! O du grundgütiger Himmel, das war eine böse Rechnung; da hieß es denn doch andre Saiten aufziehen. Und er stammelte recht kleinlaut, man werde doch wohl seine begreifliche Erregung und das edle Motiv seiner Tat berücksichtigen.

„Das wird Sache des Gerichtshofes sein,“ erwiderte der Untersuchungsrichter achselzuckend. Er glaube wohl, daß man ihm mildernde Umstände zubilligen werde, aber seine Strafe müsse er jedenfalls absitzen. Er möge sich doch gleich nach einem Rechtsanwalt umsehen, um ihn vor Gericht zu vertreten. Ob er denn keinen russischen Freund in Petersburg habe, der ihm dabei behilflich sein könne.

Peter besann sich ein Weilchen und dann nannte er Namen und Adresse des dummen Augusts im Zirkus, da ihm niemand sonst einfallen wollte, dem er einen Freundschaftsdienst dieser Art hätte zumuten können.

Der Untersuchungsrichter ließ den Namen Fjodor Timofejewitsch Schidkowsky notieren und versprach, dafür zu sorgen, daß dieser Herr zu einer Besprechung mit ihm ins Untersuchungsgefängnis zugelassen würde.

Auf die weitere Frage Peters, ob man ihn denn nicht auf freiem Fuße belassen könne, nötigenfalls gegen Kaution, die sein Direktor gewiß gerne für ihn erlegen werde, ließ ihm der Untersuchungsrichter sagen, daß er zunächst weitere Erkundigungen einziehen müsse. Doch stehe es ihm frei, an seinen Direktor oder seine Freunde Botschaft gelangen zu lassen und auch den Besuch seiner Braut im Untersuchungsgefängnis zu empfangen, allerdings nur innerhalb der vorgeschriebenen Zeit.

Damit war Peters Angelegenheit erledigt und er wurde mit dem Polizeiwagen in das Untersuchungsgefängnis überführt.

Es war ein Glück für ihn, daß er wenigstens Geld genug bei sich hatte, um Boten und Telegramme an Toni, an das deutsche Konsulat, an seinen Direktor und an seinen Freund Schidkowsky zu bezahlen und sich auch ausgiebig mit Nahrung, Getränk und Tabak zu versehen. Die erste, die auf seinen Hilferuf herbeieilte, war selbstverständlich Toni. Ein so tapferes Mädchen sie sonst war, konnte sie doch ihre Tränen nicht zurückhalten, als ihr Peter die traurige Eröffnung machte, daß er höchst wahrscheinlich für etliche Wochen, wenn nicht gar länger, die intime Bekanntschaft mit den berüchtigten russischen Gefängnissen werde machen müssen. Toni, die von Schlüsselburg und der Peter-Pauls-Festung etwas gelesen hatte, sah ihren süßen Peter bereits in einem feuchten, finsteren, unterirdischen Rattenloch bei fauligem Wasser und schimmligem Brot

schmachtend. Er lachte sie aus und versuchte sein Mißgeschick mit gutem Humor scherzhaft zu nehmen, aber dazu war Toni, die sonst einer jeden Lage eine heitere Seite abzugewinnen vermochte, denn doch nicht imstande; denn ihr eigenes Schicksal lastete zu schwer auf ihrem Gemüt. Sie hatte nämlich bereits eine Besprechung mit ihrem Direktor gehabt, um ihm auf das Nachdrücklichste zu erklären, daß sie unter keinen Umständen mehr sich bereitfinden lassen werde, eine Einladung in die Separées anzunehmen. Ihr Brotherr hatte ihr darauf kalt lächelnd erklärt, wenn sie die ausgemachte Konventionalstrafe auf der Stelle erlegen könne, möge sie das halten wie sie wolle; andernfalls aber müsse er darauf bestehen, daß sie mindestens vierzehn Tage lang ihre sämtlichen eingegangenen Verpflichtungen erfülle, um den empfangenen Vorschuß abzuarbeiten. Sie möge sich auch ja nicht etwa einbilden, daß sie ihm nach Deutschland durchbrennen könne, denn sie werde einfach ihren Paß von der Polizei nicht eher zurückerhalten, als bis er seine Genehmigung dazu erteilt habe.

Das arme Ding war ganz zerschmettert. Was in aller Welt sollte aus ihr werden, wenn sie nach vierzehn Tagen ohne Engagement, ohne einen Pfennig Geld dasaß — und Peter, im Gefängnis, außerstande ihr zu helfen! An ihre Mutter wagte sie nicht um Geld zu schreiben, denn die würde ihr heimliches Entweichen überhaupt wohl niemals verzeihen und ihr sicherlich für immer ihr Haus verschließen.

Der arme Peter war in Verzweiflung, denn er wußte keinen Trost für sein liebes Mädel. Er konnte sie nicht einmal küssen und herzen, weil ihn die Gegenwart eines Beamten genierte. So streichelte er ihr nur fortwährend über den glatten, aschblonden Madonnenscheitel und gab ihr zärtliche Namen und behauptete mit schlecht gespielter Zuversicht, daß eine so große Liebe unmöglich an der Dummheit und Bosheit

der Menschen und ihrer blödsinnigen Gesetze zuschanden werden könne.

Er war recht froh, als sein merkwürdiger Freund, der dumme August, erschien, um dieser tränenfeuchten Zwiesprache ein Ende zu machen. Fjodor Timofejewitschs groteskes Clowngesicht war von Sorgen zerknitterter, als er es je zuvor gesehen hatte — wirklich die leibhaftige Kaiserin-Mutter von China!

„Wissen Sie, lieber Freund," flüsterte ihm der dumme August, sobald er Toni vorgestellt worden war, aufgeregt ins Ohr. „Sie haben da eine große Dummheit gemacht. Warum haben Sie mein Name genannt? Polizei kennt mich und wenn weiß, daß Sie sind mein Freund, werden Sie auch serr verdächtig sein. Und wenn ich Ihnen Advokat besorge, wird Advokat auch verdächtig sein und Direktor auch verdächtig und wir kommen allzusammen aus Verdacht gar nicht mehr heraus. Sehen Sie, das haben Sie gemacht, lieber Freund!"

Peter hämmerte sich mit den Fäusten vor die Stirn und ächzte kläglich: „Was bin ich für ein Esel! Was bin ich für ein Esel!"

Toni strich ihm zärtlich über seinen struppigen Schopf: „Du kannst doch nichts dafür, mein Guter, ich bin doch an allem schuld. Warum muß ich alberne Gans auch gleich um Hilfe schreien! Ich hab' doch auch früher schon unversehens mal einen Kuß erwischt und bin nicht daran gestorben. Hätte mir der Kerl bloß nicht die Arme so fest gehalten, ich hätte ihm selber eine Gehörige hineingehauen. Du kennst mich doch, ich weiß mich doch sonst allein meiner Haut zu wehren. Es war nur das Gefühl der gänzlichen Verlassenheit und Fremdheit, was mich so schwach machte. Wie konnte ich aber auch bloß auf diese verrückte Idee verfallen, nach Rußland durchzubrennen!"

Da Toni jetzt ihrerseits im Begriffe schien, sich mit ihren niedlichen zehn Fingerchen das Gesicht zu

zerkratzen, so hielt sie Peter bei den Handgelenken fest und raunte ihr in strafendem Tone zu: „Das kommt davon, wenn man so verrückt ist, sich in einen vazierenden Fagottisten zu verlieben; da hast du nun die Bescherung. Kleine Mädchen gehören zu ihrer Mama ins Haus und nicht ins Petersburger ‚Aquarium‘. Was fängst du nun an, wenn Mutter nichts mehr von dir wissen will und dein reicher Onkel dich enterbt? Mach, daß du heimkommst, mein Dummes! Bitt' schön ab und sag, du wolltest's nicht wieder tun; sag, du sähest es ein, deine erste Liebe sei eine dilettantische Verirrung gewesen.“

Tonis lebhaftes Temperament sprang aus der zerknirschten Betrübnis ganz plötzlich in helle Entrüstung über. „Pfui, wie kann man bloß so garstig sein!“ fauchte sie ihn an. „Ist das vielleicht der Dank dafür, daß ich ...“

Er verschloß ihr den Mund mit der Hand und flüsterte ihr zu: „Stille doch, blamier mich nicht! Merkst du denn nicht, wie ich es meine?“ Und da wandte er sich verlegen lächelnd an seinen mit unerschütterlichem Ernst lauschenden und schauenden Freund und sagte entschuldigend: „Was sich liebt, das neckt sich. Sie müssen das nicht so tragisch nehmen, Fjodor Timofejewitsch.“

Der Clown zog sein Froschmaul noch mehr in die Breite, was ein liebenswürdiges Lächeln vortäuschen sollte und streckte Toni die Hand entgegen: „Keine Ursache, hübsches Fräulein,“ sagte er, „sich zu grämen. Ich bin Zeuge, daß Ihr Freund Peter sich verliebt ist, wie ein Katz ein männliches. Er wird Ihnen nicht verlassen, wenn er wieder heraus ist aus dem Gefängnis. Inzwischen können Sie mir vertrauen. Kommen Sie zu uns, hübsches Fräulein, mein Schwester wird sich serr freuen, Ihnen zu kennen und wird Ihnen helfen wo nötig ist.“

Da Toni ein wenig zögernd ihr feines Händchen

in die des wunderlichen Mannes legte, sprach ihr Peter Mut zu und schilderte ihr mit Begeisterung seinen Freund Fjodor Timofejewitsch als einen der tiefsten Menschen, den er je auf seinem holprigen Lebenswege getroffen habe. Daß dieser tiefe Mensch und große Philosoph „dummer August“ im Zirkus sei, vergaß er in seinem Eifer zu erwähnen. Aber plötzlich fiel ihm etwas Wichtiges ein. Er brach mitten im Satze ab und wandte sich flüsternd an den Clown: „Hören Sie, lieber Freund, könnten Sie nicht durch Ihre Verbindungen der Toni einen Paß verschaffen?“

Herr Schidkowsky zog drohend seine dürftigen Brauen hoch und streifte mit einem raschen Seitenblick den Aufseher.

Peter verstand und fuhr, den Gleichgültigen spielend, rasch fort: „Ich meine, wir müssen das Kind unter allen Umständen so bald wie möglich in Sicherheit bringen. Ich werde dann auch schauen loszukommen, und dann wollen wir versuchen, uns in der Heimat irgendwo gemeinsam unser Brot zu verdienen. Direktor Aranyi wird sowieso wohl nicht viel daran liegen, einen vorbestraften Menschen zum Kapellmeister zu haben. Wie wird es denn überhaupt mit meiner Vertretung — oder muß ich mich schon als entlassen betrachten wegen meiner Verhaftung?“

Nun berichtete der Clown, daß er nach Empfang von Peters Botschaft sofort zum Direktor gelaufen wäre, um für den Fall, daß der von Peters Unglück noch nichts wissen sollte, die notwendigsten Schritte mit ihm zu besprechen. Der Direktor sei aber bereits unterrichtet gewesen und habe sich sofort aufgemacht, um sich bei einigen einflußreichen Persönlichkeiten zu Peters Gunsten zu verwenden. Für eine, wenn auch nur notdürftige Stellvertretung sei bereits gesorgt, aber der Direktor halte große Stücke auf ihn, namentlich seit dem glänzenden Erfolge der Galoppkomposition, und denke gar nicht daran, ihn zu entlassen.

Der Aufseher machte höflich darauf aufmerksam, daß die vorschriftsmäßige Besuchszeit zu Ende sei und so mußten sich Toni und Fjodor Timofejewitsch in aller Eile empfehlen, nachdem letzterer noch versprochen hatte, sofort einen Rechtsanwalt aufzusuchen. Toni ließ sich nicht abhalten, ihrem Peter zum Abschied um den Hals zu fallen und ihn unter neu hervorbrechenden Tränen zu küssen. Sie versprach ihm, sich vernünftig aufzuführen und in allen Stücken den Weisungen des großen Philosophen mit den abstehenden Ohren zu folgen.

In der Einsamkeit seiner öden Zelle, die der gutmütige Aufseher Zimmer benannte, hatte Peter reichlich Zeit, über sein Schicksal und seine Aussichten nachzudenken. Er sagte sich, daß er sich beglückwünschen könne, wenn er mit zwei bis drei Wochen Haft davon käme, aber wenn er wieder in Freiheit war, wollte er so schnell wie irgend möglich die russische Grenze hinter sich bringen und mit seiner Toni sich irgendwo im teuren Vaterlande verkriechen. Nicht für den Alexander Newsky mit Stern wollte er sich verleiten lassen, diesen Petersburgern noch länger den Tscherkessenhäuptling vorzumachen. Mit brennender Ungeduld erwartete er den Besuch des Rechtsanwalts, aber der kam nicht — auch am folgenden Tage nicht! Endlich am Nachmittag des dritten Tages seiner Haft erschien der Heißersehnte. Es war der offizielle Anwalt des deutschen Generalkonsulats, ein Vollblutrusse mit einem großen weichen Bart, wäßrigen, aber sehr lebendigen und aufmerksamen Äuglein und einer alkoholische Neigungen verratenden platten Nase. Der Herr sprach fließend Deutsch und konnte so seinem Klienten lichtvoll auseinandersetzen, was er bereits für ihn getan habe. Es war in der Tat das Gescheiteste, was sich unter den Umständen tun ließ. Er hatte nämlich über den bewußten Rittmeister bei den Gardekosaken Erkundigungen angestellt und erfahren, daß dieser Herr

bei seinem Obersten keineswegs in Gunst stand und schon allerlei bedenkliche Streiche in der Trunkenheit begangen habe. Daraufhin hatte er diesen Obersten persönlich aufgesucht und ihm zu verstehen gegeben, daß er gut tun werde, den Herrn Rittmeister zur Zurückziehung seiner Klage zu veranlassen, widrigenfalls er in seinem Plädoyer nicht umhin können werde, das Regiment Gardekosaken recht unangenehm bloßzustellen. Ferner hatte er den jungen baltischen Grafen aufgesucht und ihn gebeten, seine hohen Verbindungen im Interesse der Ehre des Petersburger Gardeoffizierkorps zu benutzen, um den Fall ohne jedes unangenehme Aufsehen zu erledigen. Es sei als sicher anzunehmen, daß es überhaupt zu keiner Gerichtsverhandlung kommen werde, sondern daß auf dem Verwaltungswege Peters Freilassung in Kürze verfügt werden würde.

Und so geschah es tatsächlich. Bereits am Nachmittag des folgenden Tages eröffnete man durch den Dolmetscher dem glücklichen Peter, daß er frei sei zu gehen, wohin er wolle, da die Anklage fallen gelassen worden sei. Er möge die erlittene Untersuchungshaft als eine mehr denn gelinde Strafe für seine Verfehlung ansehen und nächst Gott seinen freundlichen Gönnern danken, daß er so billig davongekommen sei.

Der befreite Peter sprang in die nächste Droschke und versprach dem Iswoschtschik ein Extrateegeld, um ihn auf Flügeln der Sehnsucht der weitentfernten Behausung seiner Toni zuzuführen. Glücklicherweise traf er sie daheim und das Wiedersehen wurde so gründlich gefeiert, daß Peter abends im Zirkus nur knapp zurecht kam, um seinem Stellvertreter den Tscherkessenrock mit den goldenen Kantillen vom Leibe reißen und selber hineinschlüpfen zu können. Seine kleine Musikbande begrüßte ihn mit Jubel und sein Direktor schloß ihn in der ersten Pause gerührt in seine Arme.

Aber schon wenige Tage später ließ ihn Herr Arantzi

in sein Bureau bitten und eröffnete ihm mit sorgenvoller Miene, man habe ihm seitens der politischen Polizei einen energischen Wink zukommen lassen, daß ein längerer Aufenthalt seines deutschen Kapellmeisters im heiligen Rußland einer hohen Behörde unerwünscht sei. Er, der Direktor, möge sich sofort nach einem Ersatz umsehen und den jungen Herrn veranlassen, Petersburg binnen achtundvierzig Stunden zu verlassen. Sein Paß stehe ihm zur Verfügung.

Peter nahm seine Qualifizierung als lästiger Ausländer ohne die geringste Trauer oder Entrüstung entgegen, vermochte auch seinem bekümmerten Chef beim besten Willen keine Auskunft zu geben über die Umstände, die ihn der politischen Polizei verdächtig gemacht haben könnten. Obwohl er keine Ahnung hatte, wohin er sich wenden und wie er in der teuren Heimat sofort für sich und sein Liebchen Brot finden sollte, noch auch selbst, wie er die Reisekosten für sie beide bestreiten sollte, so rannte er doch wie einer, der einen Haupttreffer in der Lotterie gemacht hat, zu seiner Toni und verkündete ihr mit der Miene eines Siegers die frohe Botschaft seiner Ausweisung.

Aber bereits am andern Morgen mußte Toni seiner Jubelstimmung einen bösen Dämpfer aufsetzen. Sie hatte von ihrem Direktor ihre Entlassung zum fünfzehnten dieses Monats erbeten; der aber hatte es ihr rundweg abgeschlagen, denn sie gefiel von Tag zu Tag besser und war für russische Verhältnisse billig. Da saßen denn die zwei Verliebten traurig wie verregnete Hühner in Peters ungemütlicher Bude auf dem dürftigen Kanapee beisammen und wußten wieder einmal nicht aus noch ein — nicht aus, aus dem heiligen Rußland und nicht ein in ein vernünftiges, zweckvolles und auskömmliches Dasein.

Endlich machten sie sich auf den Weg, um dem dummen August ihr neues Leid zu klagen.

Fünftes Kapitel

Eine höchst romantische Entführungsgeschichte mit allem was dazu gehört.

Fjodor Timofejewitsch Schidkowsky hauste mit seiner Schwester zusammen im obersten Stock einer gewaltigen Mietskaserne, die einen ganzen Baublock in einer unansehnlichen Straße im Südwesten der Hauptstadt einnahm. Drei kleine Zimmer nebst Küche genügten den einfachen Bedürfnissen der Geschwister. Sara Timofejewna war allerdings nicht ganz so garstig wie ihr Bruder, denn sie besaß in ihrem üppigen, glänzend schwarzen Haar wenigstens einen schönen Hauptschmuck, aber hübsch konnte man auch sie beim besten Willen nicht finden, und zudem war die Rasse bei ihr erheblich stärker als bei dem Bruder ausgeprägt. Toni Heydt hatte Sara Timofejewna schon am zweiten Tage von Peters Haft kennen gelernt. Das stark geistige, bis zum Fanatismus idealistisch veranlagte Judenmädchen war ihr mit großer Wärme entgegengekommen, und doch war es Toni unmöglich gewesen, diese Wärme zu erwidern. Das Rassebewußtsein war in ihr stark ausgeprägt und überdies waren ihr alle häßlichen Menschen so antipathisch, daß es ihr Überwindung kostete, solchen auch nur ordentlich die Hand zu drücken. Sie machte sich selber die gröbsten Vorwürfe über ihre dumme, ungerechte Voreingenommenheit und vermochte doch gegen ihren instinktiven Wider-

willen nichts auszurichten. Sara Timofejewna hatte ihr gleich in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft anvertraut, daß sie nur dank ihrer gelben Karte in Petersburg geduldet werde, jenes Schandbilletts, das sie fast zu einer rechtlosen Sache erniedrigte, womit polizeiliche Willkür und Roheit nach Belieben schalten durfte. Es lag in dieser Offenheit eine gewisse heroische Koketterie, die aber dennoch den beabsichtigten Eindruck auf Toni einigermaßen verfehlte. Dieselbe Toni, die ihrer jungen Liebe zu Gefallen die wildesten Streiche gewagt hatte, ja sogar es auf Mutterfluch und Enterbung ankommen ließ, war außerstande, zu begreifen, wie ein Mädchen, nur um Medizin nach seinen Wünschen studieren zu können, sich von Polizei wegen freiwillig unter die Verworfenen rechnen lassen konnte. Sie empfand das als so unweiblich und so häßlich, daß sie den Zug von tragischer Größe, der in solchem Opfer lag, durchaus nicht zu würdigen imstande war. Sie begriff sehr wohl, daß Menschen, wie die Schidkowskys, die sich nur durch unerhörteste Selbsterniedrigung vor der gröbsten Vergewaltigung ihres Willens durch grausame Gesetze zu schützen vermochten, notwendigerweise in eine Todfeindschaft wider solche Gesetze hineingetrieben werden mußten. Es wäre fast ein Wunder gewesen, wenn diese Menschen nicht der revolutionären Partei angehört hätten. Nihilisten, Terroristen — die Worte allein hatten in der blonden Leipziger Professorentochter, wenn sie in Romanen und Zeitungsberichten davon las, das angenehme Gruseln des romantischen Schauders erregt; aber nun, wo sie mit solchen Leuten, die sie daheim in Leipzig ohne Zweifel für wahnsinnig interessant erklärt hätte, im eigenen Stübchen allein um den dampfenden Samowar saß, hatte sie nichts von jenem romantischen Grauen, sondern lediglich einen physischen Widerwillen gegen deren äußerliche Garstigkeit verspürt — und das, obwohl diese zwei Menschen die einzigen gewesen waren, die ihr in

ihrer hilflosen Verlassenheit freundlich Trost gespendet hatten!

Darum mußte Peter Karn auch lange in sie hineinreden, bevor er sie dazu brachte, ihn zu den Geschwistern zu begleiten. Und nun saßen sie zu vieren da oben in der bescheidenen Mansardenwohnung und tranken den freundlich dargebotenen Tee zusammen.

Peter hatte seinem Freunde berichtet, welch neue verzweifelte Schwierigkeit der unerforschliche Ratschluß der russischen Polizei abermals über ihn und sein Liebchen heraufbeschworen habe und die dringende Bitte um Hilfe darangeknüpft.

„Lieber Freund," versetzte Fjodor Timofejewitsch darauf, indem er seine Schultern hochzog, „wie soll ich Ihnen dabei helfen! Glauben Sie von mir, daß ich habe Einfluß auf Polizei?"

„Herrgott, Mann!" rief Peter ungeduldig. „Tun Sie doch nicht so! Wenn Sie mir auch nie Ihre Geheimnisse anvertraut haben — was ich Ihnen selbstverständlich nicht im mindesten verdenke — ich weiß doch, woran ich mit Ihnen bin. Wenn Sie mir auch keinen richtigen Paß für Toni verschaffen können — Sie wissen doch jedenfalls, wie man so etwas macht. So gut wie Sie verbotene Schriften vom Ausland beziehen, werden Sie auch wissen, wie man ohne Paß ins Ausland entkommt. Das geschieht doch alle Tage, das kann unmöglich so schwer sein. Wenn Sie oder Ihre Freunde uns nur helfen w o l l e n!"

Der Clown saß ein Weilchen nachdenklich da und dann begann er mit seiner Schwester eine polnische Unterhaltung, von der Peter kein Wort verstand. Es wollte ihm scheinen, als ob die Studentin ihrem Bruder von einem gewagten Unternehmen abrate. Er suchte das Auge seiner Toni, aber die blickte ganz geistesabwesend vor sich hin, mit einem so gequälten Ausdruck im Gesicht, daß Peter ihr höchst ärgerlich zuflüsterte: „Kind, nimm dich doch ein bißchen zusammen! Deine

Prinzessinnenmiene ist hier wirklich nicht angebracht. Du kannst doch wahrhaftig nicht erwarten, daß Menschen dir helfen sollen, wenn du so hochmütig an ihnen vorbei siehst."

„Laß mich doch zufrieden," fuhr Toni fast laut heraus. „Geschieht mir ganz recht, wenn ich für meinen verrückten Streich büßen muß. Fahr' du nur ruhig heim — was geht's dich an, was hier inzwischen aus mir wird! Übrigens — die vier Wochen werden auch vorbeigehen."

Peter wollte schon gekränkt aufbegehren, als Toni sich plötzlich erhob, mit ein paar Schritten ans Fenster trat und ihr feines Näschen eilfertig in ihrem Batisttüchlein barg. Der bloße Gedanke, noch drei Wochen allein als Aquariumchansonette hier ausharren zu müssen, brach ihren Trotz, und sie vermochte die jämmerlichen Tränen mädchenhafter Schwäche nicht zurückzudämmen.

„Da!" rief Peter schier schadenfroh. „Du bist mir gerade die Rechte! Dich werde ich drei Wochen hier allein lassen! Nee, mein Engel, wenn sie mich nicht in Eisen legen und per Schub über die Grenze befördern, trenne ich mich nicht von dir."

Toni drückte ihre Stirn gegen das Fensterkreuz und verbiß sich krampfhaft schluchzend in ihr Tüchlein. Da trat Fräulein Sara zu ihr, legte ihr den Arm um die schmalen Schultern und versuchte, sie in ihrem höchst mangelhaften Deutsch zu trösten. Die Tränen der Schwäche hatten ihr starkes Herz gerührt und als sie sich nun wieder auf Polnisch zu ihrem Bruder wandte, merkte der scharf beobachtende Peter, daß sie den Clown in einem schwankenden Entschluß zu befestigen suchte.

„Kommen Sie," sagte Fjodor Timofejewitsch nach kurzer Überlegung. „Ich will sehen, was ich für Sie tun kann."

Sie brachen alle vier zusammen auf, nahmen aber nur ihre Kopfbedeckungen mit und gingen dem voran-

schreitenden Clown nach: drei Treppen hinunter und dann über einen düsteren Hof in ein Seitengebäude hinein, einen langen Korridor zu ebener Erde hinunter, in welchen zahlreiche Türen mündeten, und machten endlich vor einer dieser Türen halt. Der Clown klopfte auf eine besondere Art an und alsbald wurde von innen ein Riegel zurückgeschoben und die Tür von einem jungen Menschen in einer schäbigen Studentenuniform aufgetan.

Es war ein ziemlich geräumiges Zimmer, in das die vier Besucher nun eintraten; schmal und lang, vor dem einzigen Fenster, das auf einen zweiten Hof hinausging, war eine dicke Reisedecke mit Klammernadeln an der Gardine festgesteckt, ein alter eingesessener Diwan nahm einen großen Teil der rechten Seitenwand ein, an der linken Seitenwand stand das eiserne Bett, eine Kommode und ein Büchergestell. Was Petern auf den ersten Blick als sonderbar auffiel in dieser höchst dürftigen, unordentlichen und schmucklosen Studentenbude, das war die Stellung des Schreibtisches. Anstatt an der Wand beim Fenster stand dieser Schreibtisch nämlich mitten im Zimmer auf einem alten vielgeflickten Teppich, vermutlich um das Licht der Petroleumlampe genießen zu können, die von der Mitte des Plafonds herunterhing. Aber dieser Schreibtisch stand auch nicht einmal gerade, sondern schief im Zimmer und eine Ecke des Teppichs war auffällig zurückgeschlagen.

Der Student schien Peters verwundertem Blick gefolgt zu sein; er murmelte so etwas wie eine Entschuldigung, wobei eine jache Blutwelle sein stubenblasses glattes Gesicht rötete und beeilte sich, die Teppichecke mit dem Fuß zurückzuschlagen und den Schreibtisch gerade zu rücken.

Peter verneigte sich, da sein Freund keine Anstalten machte ihn und seine Liebste vorzustellen, gegen den Studenten und nannte nach deutscher Sitte seinen Namen, worauf dieser etwas Unverständliches brum-

melte. Sodann lud der Student durch eine Handbewegung die beiden deutschen Gäste ein, auf dem alten zerschlissenen Diwan Platz zu nehmen. Als sie sich anschickten, der Aufforderung Folge zu leisten, bemerkten sie erst eine schöne braune Angorakatze, behaglich in die Ecke geschmiegt. Das Tier miaute ärgerlich, als es der Student auf seinen Arm nahm. Aber Toni wollte das nicht zulassen; die Katze war so schön, und allem Schönen gegenüber flammte sofort ihre Begeisterung hell auf. Der Student mußte ihr seinen Liebling auf den Schoß geben und da hielt sie das Tier fest, obwohl es sich fauchend sträubte und feindselig seine Krallen zeigte. Sie hatte es aber bald durch schmeichelndes Zureden und Streicheln beruhigt, so daß es behaglich zu schnurren begann.

Der Student, der kein Wort Deutsch zu verstehen schien, war über das Eindringen der beiden jungen Ausländer in seine geheimnisvolle Behausung sichtlich betreten gewesen, aber die Katzenfreundlichkeit des blonden Fräuleins und das biederehrliche Gesicht des Musikanten schienen ihm Zutrauen einzuflößen. Er zog sich mit seinen beiden Freunden in eine Ecke des Zimmers zurück und es entspann sich unter den dreien eine lebhafte russische Unterhaltung im Flüsterton. Es war Fräulein Sara, die sich am eifrigsten zu bemühen schien, die Bedenken ihres jungen Studiengenossen zu beseitigen.

Erst nach geraumer Weile wandte sich Fjodor Timofejewitsch an Peter mit der Frage, ob er denn überhaupt Geld genug habe, um die Reisekosten für sich und seine Freundin bestreiten zu können.

„Bis Königsberg," erwiderte Peter, „reicht es am Ende dritter Klasse, aber nur für einen! Das Nötige für Toni müssen Sie mir pumpen, lieber Freund; Sie können sich darauf verlassen, daß sie's wiederkriegen, sobald ich irgend dazu imstande bin. Außerdem versteht es sich von selbst, daß ich Ihnen jederzeit zu Gegen-

diensten zur Verfügung stehe, wenn Sie vielleicht mal genötigt sein sollten, in Deutschland Ihre Zuflucht zu suchen. Oberflächlich dürfen Sie mich meinetwegen schimpfen, aber eine undankbare Seele bin ich nicht."

„Ist gutt, ich glaube Ihnen," versetzte der Clown mit herzlichem Grinsen. „Finanzfrage ist erledigt. Jetzt wollen wir sehen, was man kann weiter machen." Damit beugte er sich nahe beim Schreibtisch zum Boden nieder, schlug die Teppichecke zurück und klopfte mit seinen harten Knöcheln auf den Fußboden ein ähnliches Signal wie vorher gegen die Tür. Dann schob er den Schreibtisch beiseite, schlug den Teppich noch weiter zurück, und nun wurde ein flach ins Holz gefugter Eisenring sichtbar, in den er hineingriff und eine Falltür aufklappte, die kaum einen halben Meter im Geviert maß.

Nun wußte Peter weshalb der Schreibtisch in der Mitte des Zimmers aufgestellt war. Aus der Öffnung im Fußboden drang ein schwacher Lichtschein herauf und gleich darauf tauchte aus der Versenkung eine hagere Mannsgestalt empor. Es war ein junger Mensch mit einem sanften blassen Gesicht, den ein unregelmäßig wachsender, fahlblonder Bart und große schwärmerische Augen mit auffallend langen Wimpern als schüchternen Propheten charakterisierten. Er hatte ein russisches Blusenhemd von dunkelblauer Farbe an, das aber ebenso, wie seine langen schmalen Hände, durch zahlreiche schwarze Flecken verunziert war. Auch er wurde den Fremden nicht vorgestellt, sondern sofort von seinen Freunden in die Ecke gezogen und mit den Wünschen der beiden Deutschen bekannt gemacht. Er schien sich noch hartnäckiger als der junge Student gegen das Ansinnen der Geschwister Schidkowsky zu sträuben.

Peter Karn, der die Mienen der leidenschaftlich aufeinander Einsprechenden scharf beobachtete, war fast schon geneigt, seine Sache verloren zu geben. Er rang seine Hände nervös ineinander und dann wandte er

sich flüsternd an Toni: „Weißt du, Kind, du könntest auch was Besseres tun, als dieses Katzenvieh egal hinter den Ohren krabbeln!"

Von seinem gereizten Tone überrascht, schaute ihn Toni groß an: „Was hast du denn nur heute mit mir?" schmollte sie. „Nichts kann ich dir recht machen!"

„Ja, mein Gott," gab Peter nervös zurück, „du tust, als ob dich die ganze Geschichte nichts anginge. Die Sara wollte doch auch nichts davon wissen — die hat sich doch bloß von deinen Tränen erweichen lassen. Also mach doch schon; verleg dich aufs Bitten, heul ihnen was vor. Wozu bist du denn ein hübsches Mädel?"

„Weißt du, du bist heute einfach ekelhaft zu mir; jetzt soll ich auch noch auf Kommando heulen!" Damit wandte Toni tiefgekränkt ihrem Peter den Rücken. Aber ihr letztes Wort kam schon ganz zittrig heraus und unmittelbar darauf drängten sich ihr wirklich die dummen Tränen schon wieder aus den sonst so lustigen grauen Augen. In Ermanglung eines besseren Trostes drückte sie die schöne Katze gegen ihre Brust und schmiegte ihre Wange in das seidenweiche Fell hinein. Das Tier war aber mit dieser Art Liebkosung nicht einverstanden, es sträubte sich heftig gegen die haltenden Hände des Mädchens, schlug die scharfen Krallen in den Stoff ihrer Bluse ein und zog sich so auf ihre Schulter hinauf. Wie Toni ihren Kopf vorbeugte, kletterte die Katze über ihren Nacken hinweg auf ihre linke Schulter hinüber und setzte sich dort nieder, indem sie mit dem buschigen Schweif Toni den Rücken klopfte. Ganz still saß das Mädchen da, den Kopf zur Seite gebeugt, und mit beiden Händen sich auf den Rand des Diwans stützend, um nicht durch irgendeine Bewegung das Tier zu verscheuchen.

Die beiden jungen Russen wurden auf das drollig anmutige Bild aufmerksam und lächelten einander zu. Der erregte Ton schwand aus ihrer Unterhaltung und gleich darauf trat Fjodor Timofejewitsch zu seinen

deutschen Freunden, um ihnen als Dolmetsch das Ergebnis der eifrigen Verhandlung mitzuteilen.

„Also, lieber Freund und hübsches Fräulein," begann er verlegen, „wir haben uns überlegt, daß serr gefährlich ist. Was werrden Sie sagen, wenn Kommissärr in Wirballen die Fräulein nicht wird passieren lassen, weil Paß ist falsch?"

Peter traf diese Frage gänzlich unvorbereitet. Er fuhr sich aufgeregt durch seinen Schopf und stotterte überlegend: „Ja — dann freilich ... Hm, ich weiß wirklich nicht. Ich glaube, ich würde dem Herrn grob kommen und mich auf meine Eigenschaft als deutscher Reichsbürger berufen und ... Sie wissen ja, ich bin nicht auf den Mund gefallen. Ich denke, ich würde dem Kerl schon zu imponieren wissen."

Der Clown schüttelte den Kopf: „Nein, so geht nicht. Wenn Kommissärr sagt, Paß ist falsch, so muß Fräulein in Rußland bleiben und Sie werrden über Grenze geschiebt."

Peter sprang auf die Füße und begann aufgeregt hin und her zu laufen: „Verflucht nochmal!" knurrte er vor sich hin. Und dann trat er an seinen Freund heran, packte ihn bei einem Westenknopf und sagte: „Was meinen Sie, wenn wir uns Trauringe anstecken und ganz harmlos und ungeniert als Ehepaar auftreten? Wenn wir nicht von vornherein den Beamten verdächtig vorkommen, wird man die Pässe doch auch nicht besonders aufmerksam untersuchen."

„Das geht nicht," versetzte Schidkowsky mit müdem Lächeln. „In Ihr Paßport, was ist echt, steht geschrieben, daß Sie sind ledig — also dürfen Sie nicht verheiratet an Grenze kommen. Sie vergessen auch, daß Sie sind verdächtig; Polizei wird allen Kommissärren an Grenzstationen Befehl gegeben haben, auf Sie aufzumerken und nach Petterburg zu telegraphieren, wenn Sie sind richtig aus Rußland heraus. Wenn Sie kommen an Grenze mit hübschem Fräulein, wird Kommissärr sagen:

Wer ist diese Dame? Wird er Paßport serr genau untersuchen und vielleicht beide festhalten, bis kommt Befehl von Petterburg, ob mit hübschen Fräulein seine Richtigkeit hat. Dann wird Kommissärr fragen: Paschal'st, Gospodin, wo haben Sie Paßport genommen? Und dann werrden Sie, lieber Freund, sagen: Paßport hat mir mein Freund, was ist dummer August in Zirkus Aranyi, gemacht."

Peter mußte lachen, trotz seiner verzweifelten Ratlosigkeit. „Was denken Sie denn von mir? Halten Sie mich wirklich für so ein ausgemachtes Kamel?"

Der Clown hob abwehrend seine Rechte auf und zog die Schultern hoch: „Lieber Freund," sagte er, „man kann nicht wissen! Sie haben bereits zu Polizei gesagt, daß ich bin Ihr Freund und daß ich Ihnen soll Rechtsanwalt besorgen. Diese Herren hier glauben, daß das serr wahrscheinlich ist Grund, warum Sie selber sind verdächtig geworden. Sie haben mein richtige Name gesagt und mein richtige Name ist bekannt bei dritte Abteilung. Mir scheint, ich werrde, seitdem Sie mein Name genannt haben, wieder beobachtet. Niemand weiß in Rußland, wer ist Spion und wer ist nicht Spion. Nitschewo! Wir wollen Ihnen doch helfen, weil hübsche Fräulein uns so serr erbarmt. Hübsche Fräulein soll nicht weinen. — Hm, aber meine Freunde verlangen, daß Sie beide sollen schwören eine große Schwur, daß Sie nicht werrden sagen, unter keine Bedingung verstehen Sie, auch nicht wenn Sie werden in Gefängnis gesteckt, auch nicht wenn Sie werrden geknutet, wer Ihnen Paßport für Fräulein Toni hat gegeben."

„Aber selbstverständlich, selbstverständlich!" rief Peter ungeduldig. „Ich lasse mir eher die Zunge herausreißen, als daß ich meine Freunde in Ungelegenheiten bringe, da können Sie sich darauf verlassen. Also holen Sie nur meinetwegen Bibel, Dolch und Totenbein, oder was Sie sonst für Apparate in Bewegung setzen wollen, herbei; ich bin zu allem bereit."

Fjodor Timofejewitsch lächelte gutmütig: „Wir machen nicht solche kindische Sachen. Schwören Sie bei was Ihnen das Allerheiligste ist.“

Und ohne sich zu besinnen, reckte Peter die Schwurfinger hoch und sprach abenteuerfroh wie ein großer Junge, mit glänzenden Augen und geröteten Wangen: „Ich schwöre, so wahr mir nichts heiliger ist in der Welt als meine Kunst, daß ich unter keinen Umständen, selbst wenn es mir ans Leben ginge, Sie oder Ihre Freunde verraten will!“

Und dann kam Toni an die Reihe. Sie erhob sich ganz vorsichtig aus ihrer Sofaecke, aber die Katze sprang doch herunter von ihrer Schulter. Peter soufflierte ihr, und die Hand aufs Herz gedrückt sprach sie ihm mit aufgeregtem Eifer nach: „Ich schwöre bei Gott und allem was mir heilig ist, daß ich nie und nimmer, unter keinen Umständen, selbst wenn es mir ans Leben ginge, Sie oder Ihre Freunde verraten will!“ Und während sie also feierlich sprach, strich die herrliche Angorakatze um ihre Röcke herum und drückte sich schnurrend an ihrem Bein entlang. Tonis Aufmerksamkeit wurde dadurch immerhin so sehr abgelenkt, daß sie vermutlich auch geschworen hätte, den Prokureur des heiligen Synods zu ermorden, ohne es gewahr zu werden, wenn man ihr das vorgesprochen hätte.

Der dumme August hatte mit ernster Miene diese feierlichen Schwüre entgegengenommen und schien auch mit der Form ganz zufrieden. Er übersetzte den Wortlaut den beiden Russen, worauf wieder ein Köpfezusammenstecken und Beraten der vier Verbündeten stattfand. Sie trugen anscheinend Fjodor Timofejewitsch auf, den beiden Deutschen etwas auszurichten, wozu dieser sich nicht recht bequemen wollte. So nahm denn seine Schwester für ihn das Wort und wandte sich an Toni, indem sie auf sie zuging und, nachdem sie die Katze fortgescheucht hatte, sie fest beim Handgelenk ergriff: „Meine Freunde wünschen,“ sprach

sie, „daß ich Ihnen soll sagen, Fräulein, daß es ist kein Spaß und kein Spiel, was wir machen. Wenn Sie werrden dem Schwur nicht halten, werrden wir Ihnen finden überall in ganze Welt, wo Sie werrden sein und werrden Ihnen bestrafen als Verräter."

Toni war in der ersten Überraschung so erschreckt durch diese drohende Eröffnung, daß sie sich von Fräulein Sara heftig losriß und sich ängstlich an ihren Peter anklammerte.

Der strich ihr beruhigend übers Haar und tröstete gutmütig: „Na, na, hab' nur keine Angst, Dummchen, das gilt natürlich nicht bloß dir, sondern mir auch. Aber wir brauchen uns nicht bange machen zu lassen, gelt? Wir lassen uns lieber zu Tode knuten, als daß wir unsre Freunde verraten."

Nun endlich war Toni so bei der Sache, daß sie den romantischen Schauder mit heimlicher Wollust wirklich empfand. Die beiden russischen jungen Herren schienen nun auch zufriedengestellt zu sein und notierten sich durch die Vermittlung Schidkowskys Tonis Nationale auf einen Zettel, den der junge Mann mit den geschwärzten Händen an sich nahm. Außerdem ließen sie sich Peters echten Paß, der ihm am Morgen dieses Tages ausgehändigt worden war, anvertrauen und versprachen, bis zum andern Morgen den falschen Paß für Toni liefern zu wollen. Peter dankte ihnen mit herzlichen Worten und auch Toni brachte es über sich, diesen Mordgesellen, die so harmlos und lammfromm aussahen, ihre kleine Hand mit ein paar Dankesworten darzubieten. Darauf kehrten sie mit den Schidkowskys auf demselben Wege, den sie gekommen waren, wieder in deren Wohnung zurück.

Erst oben angekommen, bat sie Fjodor Timofejewitsch um Entschuldigung, daß er ihnen die Mühe gemacht habe, noch einmal die steilen Treppen hinaufzusteigen. Er habe vermeiden wollen, daß sie unmittelbar aus dem Seitengebäude auf die Straße

hinausträten, da man ja doch nie wissen könnte, ob nicht vielleicht ein Späher sie vorn habe hineingehen sehen, dem es dann vielleicht auffallen könnte, daß sie nicht wieder herauskamen. Sie blieben nur noch ein Viertelstündchen in der Wohnung der Geschwister und verabredeten die Einzelheiten ihres Verhaltens während der Reise. Toni sollte mit einem frühen Morgenzug nach Gatschina, der nächsten Station der Petersburg-Wilnaer-Bahn vorausfahren; Peter dagegen den Schnellzug, der etwa eine Stunde später abging, benutzen. Dann sollte Toni in Gatschina in diesen Zug einsteigen, aber während der ganzen Reise sich nicht um Peter kümmern, sondern im Frauenabteil fahren. Am allerwenigsten sollten die beiden natürlich auf der Grenzstation Wirballen voneinander Notiz nehmen. Tonis Paß sollte auch nicht auf ihren wirklichen Namen lauten, sondern auf den einer angeblichen deutschen Erzieherin Anna Müller. Erst jenseits der Grenze im deutschen Zuge sollten sie sich zueinander gesellen und sich ihrer gelungenen Flucht nach Herzenslust freuen. Für den allerdings unwahrscheinlichen Fall, daß der Grenzkommissar die Echtheit von Tonis Paß beargwöhnen sollte, war freilich guter Rat teuer, da blieb schlechterdings nichts übrig, als sich in sein Schicksal zu ergeben und die deutsche Botschaft um Hilfe anzurufen.

Toni war jetzt Feuer und Flamme für das Abenteuer. Auf dem Heimwege hing sie sich fest an Peters Arm und flüsterte ihm schaudernd zu: „Jetzt bereue ich's nicht mehr, daß ich durchgebrannt bin. O Peter, ist das gruselig schön! Denke dir bloß, wenn die beiden netten blassen jungen Herren da unten im Keller ihre Bomben fabrizieren und die wundervolle Angorakatze schaut zu!"

Peter mußte laut lachen, trotzdem ihm recht erbärmlich beklommen zumute war: „Du süßer, kleiner Schafskopf," spöttelte er; „bilde dir nur nicht solche Räubergeschichten ein! Diese guten Leute sind sicher weder Bombenschmeißer noch Bombenverfertiger. Ich denke

mir, sie werden da unten einfach eine Druckerei haben — hast du das dem Blondbärtigen nicht an den Fingern angesehen? Da werden sie ihre Manifeste an das russische Volk drucken und all den idealistischen Unsinn, den sie auf dem Herzen haben, die armen Kerle. Der Teufel soll mich holen, wenn ich mich je mit Politik befasse! Wenn sie nur ihre Sache gut machen und uns eine brauchbare Flebbe liefern. Ich weiß nicht, viel Gescheites trau' ich ihnen nicht zu. Ich kann dir nur sagen, mir ist nicht wohl bei der ganzen Geschichte. Wenn der Paß nicht sehr gut ausfällt, dann halte ich es doch für vernünftiger, wenn du deine vier Wochen am Aquarium aushältst und dann mit einem sicheren Papier wieder heimfährst. Ich würde mich auf jeden Fall in der Nähe der Grenze aufhalten; irgendwo in Ostpreußen wird sich doch Brot für mich finden lassen."

Toni erklärte daraufhin ihren Peter für einen lieblosen Angsthasen und schickte ihn unversöhnt an diesem Abend heim. Am andern Morgen war sie aber doch schon früh bei ihm, um sich zu erkundigen, ob der gefälschte Paß schon in seinen Händen sei. Sie mußten sich noch bis Mittag gedulden. Da endlich kam Fräulein Sara und brachte ihnen nicht nur ihre beiden Pässe, sondern auch eine Summe Geldes, die reichlich zur Bestreitung der Reisekosten bis Königsberg genügte. Peter verglich die beiden Dokumente mit der größten Aufmerksamkeit und vermochte in dem Passe der Lehrerin Anna Müller absolut nichts zu finden, was irgendwie verdächtig aussah. Die deutschen und die russischen Stempel glichen täuschend den seinigen, Format, Papier, Linierung der beiden Hefte waren einander völlig gleich und auch an den schriftlichen Eintragungen und Unterschriften schien ihm nichts auszusetzen. Mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung steckte er die beiden Dokumente ein und dann küßte er, seine guten blauen Augen voller Tränen, in überquellender Dankbarkeit der garstigen Sara die Hand.

„Ihr lieben guten Seelen, diesen Freundschaftsdienst werde ich euch nie vergessen," sagte er tief bewegt.

Es wurde nun ausgemacht, daß Sara am nächsten Morgen Toni an einer ihrer Wohnung zunächst gelegenen Straßenecke im Wagen erwarten und mit ihr nach Gatschina fahren sollte. Um nicht den Verdacht ihrer Wirtin, der sie noch Geld schuldig war, zu erwecken, sollte Toni ihren Koffer mit ihrer Bühnengarderobe und so weiter zurücklassen und nur das Notwendigste in ihrer Handtasche, unterm Mantel verborgen, mit fortnehmen. Es blieb nun nur noch die eine Gefahr bestehen, daß die Direktion des Aquariums, wenn Toni am Abend nicht zur Vorstellung erschien, die Polizei benachrichtigte, da ja der Verdacht nahe lag, daß sie sich ihren Verpflichtungen durch Flucht zu entziehen suchen könnte. Um dem vorzubeugen, sollte Sara am späten Nachmittag Tonis Wirtin aufsuchen, und zwar dicht verschleiert, und ihr sagen, das Fräulein Lipski sei in ihrer Wohnung von einem heftigen Unwohlsein mit Fieber befallen worden und sie wollte sie daher für diese Nacht lieber bei sich behalten. Der Arzt habe aber gemeint, sie werde wahrscheinlich morgen wieder dienstfähig sein. Die Wirtin möge der Direktion des Aquariums das gefälligst mitteilen. Da diese Wirtin eine nichts weniger als scharfsinnige Frau war, so war kaum zu befürchten, daß sie viele unbequeme Fragen stellen würde. Jedenfalls war Sara klug genug, um für jede Möglichkeit mit irreführenden Ausflüchten gerüstet zu sein. Peter übte an dem Abend zum letzten Male seine Dirigententätigkeit aus und nahm dann von seinem freundlichen Direktor, der ihn nur seufzend ziehen ließ, gerührten Abschied. Seinem lieben Fjodor Timofejewitsch hatte er in aller Heimlichkeit in einer dunklen Stallecke Lebewohl gesagt und ihm das Versprechen gegeben, die geliehene Summe sobald wie möglich zurückzuerstatten. Seine Tscherkessenbande hatte es sich nicht nehmen lassen, ihm nach der letzten

Aufführung seines famosen Galopps, den bereits die ganze Lebewelt Petersburgs nachpfiff, einen Tusch auszubringen und nach der Vorstellung mußte er es sich noch gefallen lassen, von den wackeren Musikanten in einem deutschen Bierlokal mit durstiger Stoffverschwendung gefeiert zu werden. Die Leutchen hatten wohl noch niemals einen solchen vornehmen, echten Musikanten zum Dirigenten gehabt, und darum waren sie alle stolz auf ihn und sahen ihn mit Herzeleid scheiden.

Die alkoholische Betäubung verhalf unserm armen Peter dennoch nur zu wenigen Stunden Schlaf in dieser letzten Nacht, denn seine Einbildungskraft arbeitete gewaltig und gaukelte ihm die furchtbarsten Schrecknisse vor. Wenn nun nicht alles so glatt ablief, wie es geplant war; wenn die Polizei doch von Tonis Flucht Wind bekam und sie an der Grenze anhalten ließ ...!

Zerschlagen, blaß, nervös, wie er sich in seinem Leben nicht gekannt hatte, fand sich Peter gegen Mittag des folgenden Tages im Wilnaer Bahnhof ein. Er hatte sich absichtlich jede Begleitung verbeten, um nicht die Aufmerksamkeit der Geheimpolizisten auf sich zu lenken. Er kaufte sein Billett und bestieg seinen Zug, ohne daß ihm irgend etwas Bedenkliches aufgefallen wäre. Er sicherte sich einen Fensterplatz und saß bis Gatschina in fiebernder Unruhe da. Als der Zug in die Station einfuhr, öffnete er die Wagentür und sprang hinaus, noch ehe der ganz zum Stillstand gekommen war, wie einer, der fürchtet, einen Schlanganfall zu bekommen, wenn er nicht augenblicklich in die frische Luft gelangen kann. Vor seinen Augen tanzten schwarze Kreise und das Blut hämmerte ihm in den Schläfen, aber — Gott sei Lob und Dank! — da war sie! Allein stand sie auf dem Bahnsteig und ließ ihre Augen ängstlich suchend an den Fenstern entlang schweifen. Und jetzt hatte sie ihn erspäht! Er wagte keine deutliche Begrüßung, nur den Kopf neigte er ein wenig und fuhr sich mit der Hand

über die Stirn. Da eilte sie auf ihn zu und ließ sich vom Schaffner das Frauenabteil des Wagens öffnen, in dem ihr Peter saß. Erst wie sie einstieg, kaum zwei Schritte von ihm entfernt, fiel ihm auf, daß sie ganz unförmlich dick war. Sie mußte ihren Kleidersaum aufheben, um nicht beim Einsteigen zu stolpern, und dabei bemerkte er, daß sie mindestens zwei, wenn nicht noch mehr Röcke anhabe. Auch das sichtbar werdende Stückchen von ihrem Bein kam ihm ganz unnatürlich dick vor. Er rieb sich die Hände, als wenn ihn fröre und schmunzelte ganz vergnügt. Jetzt, wo er wußte, daß die Liebste mit ihm demselben Ziele der Freiheit zufuhr, nur durch eine dünne Holzwand von ihm getrennt, kam ihm seine Zuversicht und sein klares Denkvermögen wieder. „Schau den gescheiten Racker!“ dachte er. „Hat sie von ihrer Wäsche und von ihren Kleidern so viel wie irgend angängig übereinander gezogen, um so wenig wie möglich von ihrem Besitztum im Stich lassen zu müssen. Und in der Ausstaffierung ist sie stundenlang in Gatschina spazieren gegangen! Herrgott, muß das arme Mädel warm haben! Mindestens drei Paar Strümpfe und ebensoviele Ober- und Untergewänder übereinander muß sie an haben. Ausgestopft wie ein russischer Herrschaftskutscher sieht mein schlankes Häschen aus. Wer das süße Gesichtel nicht ganz genau kennt, der muß sie in dieser Verkleidung, zum mindesten von hinten, für ein altes Marktweib halten!“

Gutes Muts stieg Peter wieder ein, und vorwärts ging die flotte Fahrt. Die Wagen waren gut geheizt, es war schon nahezu ungemütlich warm. Herrgott, wie mußte sich die arme Toni in diesem Schwitzbad behagen! Und ob die mitreisenden Damen diese verrückte Person nicht mit einigem Mißtrauen beobachten würden? Ach was, Unsinn! Sie war da, sie saß vielleicht Rücken an Rücken mit ihm, und wenn ihr jetzt noch irgend jemand zu nahe treten sollte, so war er, der faustgewaltige Peter Karn, zu ihrem Schutze da.

Die Wärme machte ihn schläfrig und der harten Bank zum Trotz verfiel er bald in einen wohltätigen Schlummer. Er wachte erst in Pskow auf, stieg aus und gab Toni, die in der Tat gleichfalls einen Fensterplatz erwischt hatte, ein Zeichen, gleichfalls auszusteigen. In dem Gedränge um das Bahnhofsbüfett konnte es unmöglich auffallen, wenn sich ein junger Herr einer beliebigen alleinreisenden Dame hilfreich erwies. Er hieß sie an einem kleinen Tisch Platz nehmen und eroberte Kaffee und Gebäck für sie beide.

Die arme Toni war in einem bedauernswerten Zustande. Der Schweiß stand ihr in dicken Perlen im Gesicht und die Angst setzte ihr dermaßen zu, daß sie trotzdem wie im Fieberfrost zitterte. Peter sprach mit erkünstelter Unbefangenheit auf sie ein. Er redete sie Fräulein und Sie an und sagte lauter gleichgültiges Zeug, um etwaige Deutsch verstehende Lauscher irre zu führen. Aber sie war schon glücklich, seine Stimme zu hören und ihre lieben lustigen Augen küßten ihm Gesicht und Hände voll Dankbarkeit. Sie gestand ihm flüsternd, daß sie vor Aufregung den ganzen Tag über nichts habe essen können. Der Kaffee tat ihr wohl, obwohl ihr eine innere Wärmezufuhr keineswegs vonnöten war. Peter versah sie noch mit allerlei Eßbarem und dann bestiegen sie wieder ihren Zug, nachdem sie sich verabredet hatten, sich in Dünaburg im Restaurant wieder zu treffen.

Gegen halb fünf Uhr morgens langten sie in Wirballen an. Die Stunde der Entscheidung war gekommen; die Pässe der nach Deutschland Reisenden wurden eingesammelt. Und nun hieß es warten. Der große Restaurationsraum war hell erleuchtet, denn draußen herrschte noch die nordische Nacht. Die mächtigen blanken Samoware auf dem Büfett spendeten Ströme von gutem heißem Tee für die dichten Scharen von Reisenden verschiedenster Nation, die im Bewußtsein ihrer politischen Unanfechtbarkeit und ihrer ord-

nungsmäßigen Pässe behaglich ihren durchgerüttelten Mägen die warme Morgenerfrischung vergönnten. Russisch, Polnisch, Deutsch, Finnisch, Esthnisch, Lettisch, hie und da auch wohl Französisch, lärmte die Unterhaltung der Reisegenossen durcheinander. Zündhölzchen flammten auf und die dunklen Papyros qualmten Morgenrauchopfer in die dicke Luft.

Peter Karn saß an einem langen Tisch mit lauter unbekannten Menschen zusammen; seine Toni weit von ihm entfernt in einer andern Ecke des weiten Raumes, denn gerade hier galt es jedes auffällige Zeichen ihrer Zusammengehörigkeit zu vermeiden. Er hatte ein paar Stunden lang fest geschlafen während der Nacht, aber nun schnürte ihm doch die Angst die Kehle zu, so daß er sich außerstande fühlte, seinen Tee zu kosten. Auch zitterten ihm alle Glieder seines Körpers dermaßen, daß er schwerlich sein Glas zum Munde zu führen vermocht hätte. Er mußte die Zähne fest aufeinanderbeißen, wenn er nicht als eine lebendige Klappermühle seinen Nachbarn auffallen wollte. Ihm war so elend zumute, wie es einem sonst nur kurz vor Ausbruch einer Krankheit zu sein pflegt. Und er konnte sich nicht enthalten, unablässig die beiden Soldaten anzustarren, die, Gewehr bei Fuß mit aufgepflanzten Bajonetten, an der Ausgangstür des Wartesaales Wacht hielten, bereit, jeden aufzuspießen oder niederzuschießen, der es etwa wagen wollte, durch dieses offene Tor den Armen Mütterchen Rußlands zu entlaufen und sich in die jenseits weit gebreiteten Arme Mutter Germanias zu stürzen. Endlos wollte ihn die Zeit bedünken, die er bei diesem Henkersfrühstück ausharren mußte, bevor der uniformierte Beamte in der Ausgangstür erschien und die Namen derer auszurufen begann, deren Paß in Ordnung befunden war. Erst kamen die Herrschaften der ersten Klasse daran: lauter Fürsten, Exzellenzen, Staatsräte, Großhändler und so weiter. Dann kam die zweite Klasse, der bessere Bürgerstand, darunter

viele deutsche Namen — und dann trat eine Pause ein, eine entsetzliche, herzbeklemmende Pause. Der Stoß von Pässen für die Reisenden der dritten Klasse war noch nicht zur Stelle. Endlich begann der Namensaufruf dieser Unerheblichen, dieser ganz ordinären Plebejer. Peter Karn, Musiker, befand sich unter den ersten. Er taumelte von seinem Stuhl empor, sandte einen sehnsüchtigen Blick nach dem Tisch in jener entfernten Ecke, an dem einsam sein unförmig geschwollenes Liebchen saß, einen Blick, der ihr Mut in die verängstigte Seele blitzen sollte, der aber — das fühlte er — in bezug auf freudige Leuchtkraft völlig versagte. Aber er durfte nicht zaudern, wenn er nicht noch im letzten Moment Verdacht erwecken wollte. Es blieb nichts andres übrig, er mußte die Geliebte ihrem Schicksal überlassen. Und so schwankte er denn zwischen den beiden gleichgültig dreinblickenden Türwächtern des heiligen Rußlands vorbei, nahm seinen Paß in Empfang und war — in der Heimat — in der Freiheit!

Die Formalität der deutschen Gepäckrevision war ihm gänzlich gleichgültig. Er ließ sich von den durcheinanderhastenden Menschen hin und her stoßen, einzig darauf bedacht, nicht zu weit von der rettenden Pforte abgetrennt zu werden. Er strengte sein Gehör an so sehr er konnte, um durch das Stimmengewirr hindurch die aufgerufenen Namen zu verstehen. Eintönig klangen sie von den bärtigen Lippen des streng blickenden Beamten, aber der Name „Anna Müller" ließ noch immer auf sich warten. Einer nach dem andern: Männer, Frauen, Kinder, traten sie über die Schwelle, empfingen ihr blaues Büchlein und mischten sich schwatzend unter das bunte Menschengewoge. Peter mußte sich an die Wand lehnen, um nicht umzufallen. Die Kniee zitterten ihm, der Angstschweiß rann ihm von der Stirn herunter und er war sich bewußt, kreidebleich im Gesicht zu sein. So muß sich der Gläubige die große Abrechnung

am Tage des Jüngsten Gerichts vorstellen, wenn die Böcke von den Schafen geschieden werden.

„Anna!" Hatte der Beamte nicht Anna gerufen? Richtig: Anna Marimowna Gabrilowitsch oder so etwas Ähnliches. Ein steckendürres altes Jüngferchen trat über die Schwelle, und dann kam wieder eine ganze Reihe Namen entsetzlich gleichgültiger Mitmenschen — aber keine Anna Müller!

Da wurde es Peter schwindlig vor wahnsinniger Angst. Er griff mit den Händen um sich und klammerte sich an den nächsten besten Menschen an, um nicht hinzustürzen. Er fühlte sich von zahlreichen Händen gestützt, teilnehmende Fragen in allerlei Zungen schlugen ihm ans Ohr — und dann plötzlich vernahm er durch das dumpfe Brausen hindurch in nächster Nähe einen lieben, lieben, holden Klang. „Peter, was ist dir?" rief ihm die Stimme der Geliebten zu. Und im nächsten Augenblick schlüpfte eine kleine warme Hand in seine schlaff herabhängende Rechte und ihr fester Druck durchzuckte ihn wie ein elektrischer Strom und brachte ihn augenblicklich wieder zum Bewußtsein. Er riß das kleine dicke Weibchen an sich und küßte es, unbekümmert um die neugierigen Gaffer, aufs Ohr — denn es hatte sein Gesicht an seinem Halse versteckt.

Eine Viertelstunde später saßen sie im deutschen Zug und hatten das Glück, ein leeres Coupé zu ergattern. Und als der Zug sich endlich in Bewegung setzte, schrieen sie auf vor Seligkeit, und dann warf Toni ihren Mantel ab und riß sich die überflüssigen Kleider vom Leibe. Zwei Blusen und zwei Röcke! Und zwischen den Blusen war noch eine ganze Menge Wäsche versteckt und Schleier und sonstiger Kleinkram. Und dann zog sie die Stiefel aus und entledigte sich der überschüssigen Strümpfe, ballte sie zusammen und warf sie Peter ausgelassen kreischend ins Gesicht. Ganz toll, ganz kindisch vor Freude gebärdete sie sich. Und dann erst, als sie ihre normale Gestalt wieder ange-

nommen hatte, schmiegte sie sich an ihren wackeren Fagottisten und ließ sich küssen — eine halbe Stunde lang, fast ohne ein Wort dabei zu sprechen.

Die Sonne ging auf. Feiner, leichter Morgennebel braute über deutschen Äckern und Wiesen. Deutsche Heimstätten mit großmächtigen Dächern flogen vorbei, und an einem Übergang hütete ein preußischer Schlagbaum die Straße. Und die glückseligen Kinder grüßten das strenge, harte Schwarz-weiß mit einem dreimaligen: „Hoa, hoa, hoa!" sprangen auf die Füße und intonierten instinktmäßig: „Heil dir im Siegerkranz!"

„Ach Gott, mein Peterchen," sagte Toni noch immer zwischen Lachen und Weinen, „hättest du es je für möglich gehalten, daß wir zwei königlich sächsischen Mitteleuropäer uns dermaßen patriotisch anstrengen könnten? J nu nee, wahrhaftigen Gott, es ist aber auch wirklich wahr: Deutschland, Deutschland über alles! — Denke dir, ich war die Vorletzte beim Aufruf, hinter mir kam nur noch ein Schwerverbrecher, der schon am frühen Morgen nach Schnaps duftete. Ach Peter, Peter, die Angst vergess' ich meiner Lebtage nicht!"

Und dann küßten sie sich wieder auf nüchternen Magen und machten sich gar nichts daraus, daß sie noch nicht gewaschen waren. Und dann setzte sich Toni auf Peters Schoß, den Arm um seinen Nacken geschlungen, und so guckten sie mitsammen zum Fenster hinaus und fanden das deutsche Land und die deutsche Sonne und den deutschen Frühling über alle Begriffe schön und mit nichts in der weiten Welt vergleichbar.

Sechstes Kapitel

Ostpreußisches Zwischenspiel. Wie sich unsre Liebesleute im Gasthof zum Aal verhalten, verzanken und vom Heiraten reden.

Der weinselige Rheinländer oder der krachlederne Oberbayer mögen sich die ostpreußische Kapitale als so eine Art Vorstadt von Sibirien vorstellen — nun freilich, die landschaftlichen und baulichen Reize Königsbergs sind äußerst bescheiden, aber leben läßt es sich am Pregel so gut wie an irgendeinem der schönen Ströme, so da vom Gebirge herkommen. Und in Anbetracht ihres hellen, raschen Geistes, ihrer lebensfrohen Tüchtigkeit, ihrer Unternehmungslust und Warmherzigkeit brauchen die Königsberger keinen Vergleich mit irgendwelchen Bewohnern gesegneterer Himmelsstriche und berühmterer Kulturstätten zu scheuen.

Peter Karn und seine Toni fanden das auch. Zunächst freilich nur aus dem Grunde, weil sie hier wieder sicheren deutschen Boden unter den Füßen fühlten und alle Menschen ihre Sprache sprachen, ihr geliebtes Deutsch; noch dazu in einem Tonfall, der an musikalischer Lieblichkeit nahe an ihre eigene trauteste sächsische Melodei heranreichte. Sie hatten ihr Gepäck am Bahnhof gelassen und waren planlos in die Stadt hineingelaufen, um sich ein billiges Quartier zu suchen, das sie denn auch in einem sehr bescheidenen Gasthofe in der Nähe des Flusses fanden. Es war eigentlich nur ein Logierhaus für Schiffer, Viehhändler und sonstige geringere

Land- und Wasserkundschaft, und von den zehn Zimmerchen, die da zu vermieten waren, hätte der Wirt schwerlich sein Auskommen gefunden, wenn nicht der flottgehende Restaurationsbetrieb gewesen wäre. Peter und Toni hatten ihre Mittagsmahlzeit hier eingenommen und die Kost hatte ihnen durch ihre Güte, Reichlichkeit und erstaunliche Billigkeit so sehr gefallen, daß sie in diesem Hafen vorläufig vor Anker zu gehen beschlossen.

Peter war in seinem Übermut freudig bereit gewesen, eine Falschmeldung zu begehen, aber Toni wollte es nicht leiden, daß er sie als Frau Karn ins Fremdenbuch eintrug. Nicht aus reiner Hochachtung vor dem Gesetz und auch nicht aus Tugendhaftigkeit, sondern einfach, weil ihr praktischer Instinkt ihr sagte, daß bei der völligen Unsicherheit der nächsten Zukunft für sie beide jede Lüge leicht zu verhängnisvollen Verwicklungen führen könnte. So bezogen sie denn zwei nebeneinanderliegende Kämmerchen, in denen nur eben für Bett, Tisch, Waschkommode und zwei Stühle Platz war. Aber die dürftige Unterkunft machte sie vorderhand nicht weiter unglücklich. Sie fühlten sich in Freiheit und Sicherheit und waren beieinander. Grund genug zur Seligkeit!

Todmüde, wie sie waren, verschliefen sie den ganzen Nachmittag und am Abend gingen sie zusammen in die Oper. Der glückliche Zufall bescherte ihnen die Meistersinger. Es war zwar keine Mustervorstellung, aber immerhin eine anständige, würdige Darbietung, und sie genossen Hand in Hand, vom hohen Olymp herab, das wunderbar stolze, beglückende Gefühl, Landsleute des genialen Schöpfers dieses deutschesten, innigsten, blühendsten aller musikdramatischen Meisterwerke zu sein.

Auf dem Heimwege drückte Toni zärtlich Peters Arm und sagte: „Du, weißt du, übers Jahr werd' ich sicher so weit sein, daß ich auch das Evchen singen kann."

Peter blieb stehen, sah ihr erstaunt in die Augen und neckte: „Nein, wirklich, du mit deinem Piepstimmchen?“

Worauf sie gekränkt: „Erlaube mal, du hast mich ja seit Jahr und Tag nicht gehört; du wirst dich aber eklig wundern!“

„Da bin ich aber begierig,“ lenkte Peter gutmütig ein. „Soll es wirklich Ernst werden mit der Bühne? Da muß ich wohl beizeiten dran denken, dir eine Partie auf den Leib zu schreiben?“

„Das wäre nicht die schlechteste Spekulation, die du machen könntest,“ gab sie schnippisch zurück.

Sie gingen übrigens an diesem Abend noch nicht gleich heim, sondern fragten sich nach dem hochberühmten „Blutgericht“ durch, wo sie tief unter der Erde, in Gesellschaft ehrwürdiger Faßriesen, sich alle beide in vortrefflichem Rotspon einen Schwips antranken. Und als sie durch die Vollmondfrühlingsnacht ihren Weg zum Pregelhafen suchten, konnte Peter der Versuchung nicht widerstehen, seinen in Rußland eingefrorenen Tenor zu prüfen, und Toni führte gar auf dem ehrwürdigen Marktplatz einen ausgelassenen Schattentanz auf. Als die Pickelhaube eines Schutzmanns auftauchte, rannte sie davon wie ein ungezogenes Schulmädchen, das einen losen Streich verübt hat, und Peter, weingeistbeschwingt, hinter ihr her. Sie schliefen in dieser ersten Nacht im Vaterlande einen tiefen, traumlosen Bärenschlaf, obwohl die schweren Federbetten auf ihnen lasteten, wie das böse Gewissen auf einer armen Seele.

Am andern Morgen zählten sie ihre Barschaft und berechneten, daß der Betrag für sie beide selbst bei den billigen Preisen des Gast- und Logierhauses „Zum Aal“ höchstens für eine Woche ausreichen könnte.

„Wie denkst du dir also die Sache?“ sagte Toni ziemlich kleinlaut.

Peter setzte eine gleichgültige Miene auf. „Nu, was ist da weiter zu denken,“ versetzte er. „Begegnen

wir dem sogenannten Ernst des Lebens mit klaren Augen und heiteren Stirnen."

Sie richteten ihren äußeren Menschen so vorteilhaft wie möglich her — zu welchem Behufe Toni ihrem Peter eigenhändig den arg verwahrlosten Bart mit ihrer Nagelschere zurechtstutzte — und dann schritten sie Arm in Arm mit offenen Augen und reinen Stirnen dem Ernst des Lebens entgegen. Peter suchte zunächst den ersten Kapellmeister des Stadttheaters auf, um nachzufragen, ob man ihn nicht im Orchester beim Fagott oder bei der Tuba oder auch als Korrepetitor verwenden könne. Ein bedauerndes Achselzucken war die Antwort. Peter drehte seufzend seinen Hut in der Hand und dann wagte er, obwohl der Kapellmeister deutlich seine Ungeduld zu erkennen gab, noch ein gutes Wort einzulegen für eine junge Künstlerin, die ebenso wie er in Rußland Schiffbruch gelitten und die er zufällig auf der Heimreise kennen gelernt habe. Eine ausgezeichnete Sopranistin, die froh sein würde, vorläufig im Chor unterzukommen.

„Aber ich bitte Sie, mein Bester!" rief der Kapellmeister ärgerlich. „Was sollen wir am Ausgang der Saison mit neuen Choristen; außerdem sind wir komplett, durchaus komplett." Er erhob sich, um das Ende der Unterredung anzudeuten. Peter machte seine Abschiedsverbeugung. Da glitt ein etwas maliziöses Lächeln über das feine Künstlerantlitz des Orchesterbeherrschers und er nahm nochmal das Wort: „Apropos, Herr Karn, woher wissen Sie denn, daß die junge Dame eine ausgezeichnete Sopranistin ist? Hat sie Ihnen denn im Zuge vorgesungen?"

„Das gerade nicht," erwiderte Peter, verlegen zur Seite schauend. „Ich meinte nur, weil sie doch eine Schülerin hervorragender Gesangsmeisterinnen in Leipzig und München ist und ... die junge Dame wartet unten auf der Straße; ich kann sie ja mal raufholen."

Aber der Kapellmeister winkte ab. „Nein, lassen Sie nur," sagte er. „Es hat wirklich keinen Zweck. Es würde mich nur interessieren ... hm. Ich verstehe nicht recht, wie man als Fagottist in Rußland Schiffbruch leiden kann."

„Da kann das Fagott auch nichts dafür," erwiderte Peter lächelnd. „Ich war auch gar nicht Fagottist zuletzt, sondern vielmehr Dirigent einer Tscherkessenkapelle; dunkelgrüner Schnürenrock mit goldenen Kantillen."

„Was Sie sagen!"

„Man hätte mich auch so leicht nicht ziehen lassen," fuhr Peter warm werdend fort. „Ich war sehr beliebt, eine meiner Kompositionen hatte gerade Furore gemacht. Ganz Petersburg war elektrisiert davon. Leider sah sich die Polizei veranlaßt, mich auszuweisen."

Der Kapellmeister horchte lebhaft interessiert auf. „Nanu, was haben Sie denn angestellt?"

„Ach Gott, eigentlich gar nichts," versetzte Peter jungenhaft übermütig; „es kam nur so eins zum andern: erst fand mich Seine Exzellenz, der Herr Polizeipräsident, in dem Kleiderschrank seiner Geliebten, dann verprügelte ich einen Gardeoffizier und schließlich verkehrte ich mit einem nihilistischen Clown."

„Na, wissen Sie, Verehrtester," rief der Kapellmeister höchst belustigt, „das hätte am Ende auch bei uns in Preußen genügt, um die hohe Polizei nervös zu machen. Und da wundern Sie sich, daß man Sie ausweist? Hahaha, großartig! Sagen Sie mal, Herr — Kollege, würden Sie mir nicht das Vergnügen machen, heute abend ein Glas Wein mit mir und einigen Freunden zu trinken? Meine Zeit ist leider sehr in Anspruch genommen, aber ich würde gar zu gerne ... wenn es nicht indiskret ist."

„Bitte, durchaus nicht," sagte Peter. „Wenn ich die junge Dame mitbringen darf; ich kann sie hier unmöglich allein lassen."

„Die junge Dame, die Sie im Zug kennen lernten?"

„Nein, die junge Dame, der zuliebe ich den Gardeoffizier verprügelte."

„Ah so! Es wird uns ein großes Vergnügen sein, die Bekanntschaft der jungen Dame zu machen."

Der Kapellmeister nannte ihm ein erstklassiges Weinrestaurant und streckte ihm zum Abschied die Hand entgegen. Und indem Peter sie mit seiner großen Tatze fest umspannte, sagte er, mit seinen treuherzigen blauen Augen den Kunstgenossen vertrauensvoll anblickend: „Vergessen Sie nicht, wovon unsre Unterhaltung ausgegangen ist, verehrtester Herr Kapellmeister. Wir haben höchstens noch acht Tage zu leben. Das Hungertuch wimpelt uns schon bedenklich nahe vor der Nase."

„O, o, steht es so schlimm? Na, ich will einmal herumhorchen, ob ich nicht eine lohnende Beschäftigung für Sie ausfindig machen kann. Aber ich sage Ihnen gleich, es wird schwer halten, denn die Musiksaison neigt sich dem Ende zu."

Mit diesem schwachen Trost mußte Peter abziehen. Aber der Hoffnungsschimmer genügte seiner glücksgläubigen Seele schon. Mit strahlendem Gesicht trat er seiner Toni entgegen und verkündete ihr, daß er in seinem gewohnten Dusel gleich auf einen herrlichen Menschen gestoßen sei, der ihm versprochen habe, Himmel und Erde in Bewegung zu setzen, um ihnen in Königsberg Brot und Bleibe zu verschaffen.

Das Pärchen trollte sich wieder heim in seinen Aal. Die große Wirtsstube war um diese Tageszeit noch leer. Und in der Ecke stand ein Pianino. Peter schlug beherzt den Deckel zurück und griff gewaltig in die schmutzigen Tasten. Es heulte schmerzlich auf. „Pfui Deibel, ist das eine Drahtkommode! Aber ganz egal, sie stimmt wenigstens einigermaßen. Also los, Toni, jetzt werd' ich dir mal auf den Zahn fühlen oder vielmehr auf die Gurgel — keine Müdigkeit vorschützen!"

Toni dachte auch gar nicht daran, sich zu zieren,

sondern sang ihm die Agathenarie vor, die er auswendig begleiten konnte. Ein furchterweckender alter Scheuerdrache, der mit Schrubber und Haderlumpen den Fußboden bearbeitete, unterbrach seine Hantierung, um beseligt zuzuhören; auch Wirt und Wirtin fanden sich ein und lauschten dem Gesang.

Peter war zufrieden. Er nahm Tonis Händchen zwischen seine Tatzen, tätschelte sie wohlwollend und sagte bloß: „Nu gucke mal an! Nicht übel."

Toni strahlte, denn sie wußte, daß ihr Peter keine billigen Komplimente machte.

Und dann sprang Peter von seinem Stuhl auf und lief davon. Wenige Minuten später erschien er mit einer dickgeschwollenen Notenmappe wieder. Ohne sich um die drei Zuhörer im mindesten zu bekümmern, rief er Toni zu: „Jetzt paß mal auf, sollst von mir auch was Neues zu hören kriegen!" Er suchte einige flüchtig beschriebene, viel korrigierte Blätter heraus und begann seinen Vortrag. Eine todernste Liedkomposition war es: Liebesleid und Todessehnsucht, von kühner, chromatischer Harmonik gestützte leidenschaftliche Deklamation. Und Peter kniete sich mit fanatischer Inbrunst hinein. Er hieb auf die vergilbten Tasten los und strengte seinen angeblichen Tenor auf das Äußerste an, um eine ideale Vortragswirkung zu erreichen. Aber diese gottlose Toni verstand seinen edlen Eifer nicht zu würdigen. Sie hielt sich ganz frech die niedlichen Ohren zu und rief laut: „Nein, Peter, das ist entsetzlich! Hör bloß auf!"

„Unterbrich mich nicht," schnauzte Peter und tobte weiter.

Aber Toni gehorchte nur insofern, als sie das glücklicherweise kurze Lied mit den Händen vor den Ohren über sich ergehen ließ. Als er sich dann nach Beendigung seines feurigen Vortrags nach ihr umsah, legte sie ihm die Hand auf die Schulter und sagte unerschrocken: „Vielleicht ist das Lied sehr schön, aber wenn d u es

singst, ist es scheußlich. Deine Stimme ist wahrhaftig nicht besser geworden in Rußland. Kannst du mir nicht etwas pfeifen?“

„Jawohl, husten werd' ich dir was!“ schrie der tief gekränkte Peter sie an, nahm seine Notenblätter und stopfte sie wieder in seine Mappe hinein.

„Aber Peterchen,“ schmeichelte Toni, „wer wird denn so grantig sein! Die Kompositionen sind gewiß wunderschön — wenn sie ein andrer singt. Du kannst dir doch unmöglich im Ernst einbilden, daß du Stimme hättest! Verlangt ja auch niemand von dir. Deutsche Komponisten können doch überhaupt nie singen!“

„So, deutsche Komponisten können nie singen?“ raunzte Peter wütend. „Dann werd' ich der Welt das Gegenteil beweisen. Schmachten und Säuseln kann ich freilich nicht, aber mir Stimme abzustreiten, das ist einfach ... das ist überhaupt ... das ist bloß der reine Neid von dir — der Neid der besitzlosen Klasse, jawohl! Bild'st du dir vielleicht ein, daß du's besser könntest?“

„Allerdings, das bilde ich mir ein,“ fuhr Toni wie ein gereizter kleiner Kampfhahn auf. „Gib nur her, ich sing' dir alles vom Blatt.“

Peter stimmte das bekannte Hohngelächter der Hölle an und wühlte mit nervöser Hast aus seiner Mappe ein ziemlich deutlich geschriebenes Manuskript heraus. „Da, also bitte, Fräulein Heydt, beweisen Sie gefälligst Ihre Behauptung.“

Er setzte sich ans Klavier und intonierte ein ziemlich einfaches herziges Wiegenlied. Die kecke Toni sang es tatsächlich musikalisch völlig korrekt vom Blatt. Nur war es ihr unmöglich, den Text in Peters schauderhafter Handschrift zu entziffern. Aber das störte die Wirkung nicht besonders, denn bei einem Wiegenliede läßt sich mit lalala, susufu ganz gut auskommen.

Als sie fertig war, zuckte Peter geringschätzig die Achseln. „Nu ja, Kunststück! Das ist überhaupt ein

Schmarren für Kinder und Dilettanten. Wenn du das nicht vom Blatt singen könntest, das wär' einfach eine Schande. Aber hier, probier mal das!"

Es war ein Lied in ziemlich raschem Zeitmaß mit fast durchweg rein deklamatorisch behandelter Singstimme. Ohne genaue Kenntnis des Textes war es natürlich ganz unmöglich, die musikalische Charakteristik zu treffen. Toni brachte dennoch die Noten ziemlich korrekt, doch geriet sie bald mit dem schwierigen Rhythmus in Konflikt. Und da fiel ihr Peter mit seiner blechernen, forcierten Stimme korrigierend ins Wort und steigerte außerdem das Tempo dermaßen, daß er selber in der Geschwindigkeit den Text nicht zu lesen vermochte, sondern sich auf sinnlose Naturlaute beschränken mußte.

Triumphierend schaute er zu ihr hinauf, nachdem das Lied beendet war. „Sehen Sie wohl, Fräulein!" höhnte er. „Ein echter Peter Karn ist nicht so leicht vom Blatt zu singen."

Toni zuckte die Achseln. „Wenn du nur nicht immer von S i n g e n reden wolltest, davon verstehst du ja doch gar nichts."

„Ach, wirklich, davon versteh' ich nichts?! Nun, dann brauchst du es mir ja auch nicht zu glauben, daß du einen ganz falschen Ansatz hast. Deine Stimme wird nie Glanz kriegen — dir fehlt überhaupt jede Nasenresonanz."

„Und deine Stimme, mein Lieber, hat wohl diesen Glanz? Ach Herrje! Wie neues Blech. Deine Höhe klingt genau so schön, wie wenn man einer Säge die Zähne feilt."

„Und deine Höhe klingt wie eine Neugroschenpfeife von der Messe."

„Und deine Tiefe klingt, wie wenn man in eine alte Gießkanne reinhustet."

„Und wenn man bei dir überhaupt von Mittellage sprechen könnte, dann klingt sie, als wenn eine Katze miaute, die man in einen Sack gebunden hat."

„Und wenn du überhaupt eine Tiefe hättest, dann könnte man sie höchstens mit einem geplatzten Fagott vergleichen.“

Die Liebesleute wären vielleicht noch eine gute Strecke weiter fortgefahren mit solchen beleidigenden Retourkutschen, wenn nicht der dicke Wirt vom Aal herzugetreten wäre und mit einem vergnügten Schmunzeln über das ganze feiste Antlitz sich zum Preisrichter aufgeworfen hätte: „Ach Jott, Mannchen!“ rief er in den Streit hinein. „Nu halten Se doch man ein kleines Augenblickchen die Puste an. Das Fräuleinchen hat janz recht: dat is doch wohl kein Jesang, wat Sie da machen. Dat is doch man bloß Jegröhl, aber dat Fräuleinchen, dat singt direkt wie en Angelchen.“

Peters Gesicht zuckte wetterleuchtend. Er verschränkte die Arme über der Brust, stierte den Aalwirt bedrohlich an und fragte mit gedämpfter Stimme, wie er dazu komme, hier unaufgefordert sein Urteil abzugeben.

„Denken Sie vielleicht, ich versteh' nichts von Jesang? Nu, da wer' ich Ihnen mal wat sagen: wie Sie noch in de Windeln jelegen haben, war ich schon Mitglied von den Kriegerjesangverein Leyer und Schwert. Ersten Baß solo hab' ich jesungen, wat man Bariton nennt. Jawoll, kucken Sie man! Und in mein Restorang haben schon die feinsten Vokalsänger Konzert gemacht, jawoll. Aber ich wer' Ihnen mal wat sagen: Wenn Sie beide bei mir abends Konzert machen wollen — dat heißt, Sie sollen bloß auf dat Klavier spielen, aber nich solche wilde Sachen — so recht forsche Piecen, mein' ich, wat Lustiges — und Fräuleinchen soll singen, so Dings, wat schön sanft jeht — dann werd' ich mir auch nicht lumpen lassen, dann sollen Sie frei assen und trinken dürfen, so viel man in Sie reinjeht. Nu, wat meinen Sie?“

Ohne ein Wort der Erwiderung drehte sich Peter dem Klavier zu und paukte seinen Petersburger Zirkusgalopp herunter.

Der Wirt strahlte, die Wirtin hielt mit Gläserspülen inne und lauschte verzückt, die Scheuerfrau machte ein Gesicht, als ob sie die größte Lust hätte, ihren Besen zu besteigen und im Lokal herumzufahren, wie eine Hexe in der Walpurgisnacht — und Toni maß ihren schlimmen Peter von der Seite mit halb erstaunten, halb verächtlichen Blicken.

Als er geendet hatte, klopfte der Aalwirt dem Musikanten wohlwollend auf die Schulter. „Ausjezeichnet, Mannchen, aber wirklich ausjezeichnet! So mein' ich dat, dat is Musik! Also: es soll ein Wort sein."

Peter schüttelte die fette Hand ab, sprang von seinem Stuhl auf und schrie den verdutzten Dickwanst an: „Ihr Vorschlag, mein lieber Herr, verdiente, daß ich Sie in Ihr sogenanntes Klavier hineinstopfte und durch das Fenster in den Pregel schmisse. Wenn ich mich bezähme, so verdanken Sie das nur meiner guten Erziehung und den vorzüglichen Klopsen Ihrer Frau Gemahlin. Morgen!" Er ergriff seine Mappe, Hut und Stock und verließ stolz erhobenen Hauptes das Lokal.

Es dauerte ein ganzes Weilchen, bis sich der kleine Wirt von seinem Schrecken erholt hatte. Dann wandte er sich zornrot an Toni: „Haben Sie dat jehört, Fräuleinchen? War dat nu woll eine Beleidigung oder nicht? Der Mansch scheint mir nicht janz richtig hier oben. Und mit so en Jrobsack ziehen Sie im Lande herum?"

Da reckte sich die kleine Toni hoheitsvoll auf und sagte, ihr feines Näschen kraus ziehend: „Sie haben für Ihre beleidigende Zumutung nur eine Entschuldigung, Herr Wirt: Sie wissen eben nicht, was Peter Karn für Deutschland bedeutet!" Damit nahm sie ihren Mantel über den Arm und rauschte an den gänzlich ratlos dreinstaunenden Wirtsleuten vorbei zur Tür hinaus — rauschen konnte sie nämlich noch, dieweil sie einen seidenen Unterrock aus dem Petersburger Schiffbruch gerettet hatte. Sie stieg in ihre Kammer hinauf

und horchte an der Seitentür. Nichts rührte sich nebenan. Sie spähte durchs Schlüsselloch — das Zimmer war leer. War dieser Berserker doch wahrhaftig ohne sie in die Stadt gelaufen!

Grollend warf sich Toni auf ihr Bett. Sie hatte freilich selbst die Absicht gehabt, so lange zu schmollen und ihre Tür verschlossen zu halten, bis er demütig um Verzeihung bitten würde — und jetzt wagte *er* den Gekränkten zu spielen! Kleine Zankereien waren zwar zwischen ihnen nichts Neues, denn Peter war, besonders wenn es seine Kunst anging, rechthaberisch und ließ sich kein Tüpfelchen von seiner Meinung abstreiten. Und ihr, der Toni, kroch auch leicht ein Insekt übers Leberlein; denn sie war von Kind auf gewohnt, von aller Welt bewundert und verhätschelt zu werden. Da sie ungewöhnlich schlagfertigen Geistes war, gab sie jede Neckerei kräftig gewürzt zurück, und wer sie gar ernstlich kränkte, der konnte sich auf eine massive Gegenwehr gefaßt machen. Ihre gesegnete „sächsische Gusche“ ließ sie nie im Stich. Überhaupt dieser Peter! Er konnte doch nur Gott auf den Knieen danken, daß sie, das feine Professorentöchterlein mit der internationalen Bildung und Weltgewandtheit, sich zu ihm herabgelassen hatte. Sie hatte ihn doch überhaupt erst zum Menschen gemacht durch ihre verrückte Liebe. Jawohl, *verrückte* Liebe! Sie trommelte sich mit ihren niedlichen Fäustchen gegen die kluge Stirn und wiederholte sich in Gedanken ein paarmal das böse Wort. Und dann fing sie an, ernstlich nachzudenken. Sie packte sozusagen ihr komisches Herzlein aus und beguckte es sich wissenschaftlich interessiert von allen Seiten. Wie war sie eigentlich, so fragte sie sich, darauf verfallen, sich justament diesem derben Jungen mit solcher Leidenschaft an den Hals zu werfen? Sie hatte doch wahrhaftig nur das Aussuchen gehabt unter den verschiedenartigsten Sorten von Männern. Seit ihren frühesten Backfischzeiten hatte sie mit smarten

jungen Engländern und Amerikanern nach allen Regeln der hohen Kunst geflirtet, hatte die glühenden Huldigungen schwarzäugiger Spanier und Italiener, das seufzende Umwerben melancholischer Slawen erfahren, hatte den dämonischen Fallensteller, den amüsanten Spaßmacher, den verläßlichen Biedermann wie den eleganten Windhund besser kennen gelernt, als die allermeisten Mädchen ihrer Schicht, war sogar nicht eben selten, sei es betrübt, sei es lustig verliebt gewesen und doch aus allen solchen Scharmützeln ohne Schaden an ihrer Seele oder auch nur an ihrer Tugend hervorgegangen. Enttäuschte Männer hatten sie eine „kühle Blonde" gescholten, und sie selber hatte so manchen Sündenfällen ihrer Freundinnen, deren Sinne der heiße Hauch einiger zärtlicher Worte zu überrumpeln vermochte, verständnislos gegenübergestanden. Auch dieser erzgesunde, lebensgierige Fagottist konnte sich eigentlich nicht rühmen, ihre schlafende Sinnlichkeit geweckt zu haben. Seine robuste Mannhaftigkeit gefiel ihr zwar, aber sie hatte sich keineswegs daran berauscht. Wenn ihr trotzdem gerade dieser allgemein für harmlos geltende Mensch zum Herzensverhängnis geworden war, so war das nur aus ihrem Glauben an sein starkes Künstlertum zu erklären. Ihr feiner Kunstsinn hatte den Marschallstab im Tornister dieses gemeinen Musiksoldaten ahnend aufgespürt. Sie war der erste Mensch gewesen, der an Peter Karns Genie glaubte. Und das erfüllte ihre junge Seele mit Stolz. Und dann die helle Mutterfreude, die sie an ihm erlebte! Hatte sie ihm doch die Kinderstube, die sein Schicksal ihm versagt hatte, so erfolgreich zu ersetzen gewußt. Sie hatte an dem zwei Jahre älteren Kunststudenten, der ihr an schöpferischer Begabung gewaltig überlegen war, einen lieben folgsamen Jungen gefunden, der mit so viel Glauben und so rührender Dankbarkeit ihre weisen Lehren aufsog und sich menschlich durch diese Lehren so erstaunlich rasch entwickelte. Und seit diese Er-

kenntnis ihr beglückend aufgegangen war, fühlte sie sich moralisch für ihren Peter verantwortlich. Sie war überzeugt, daß sie berufen sei, ihm sein ganzes Leben hindurch zur Seite zu stehen als begeisternde Muse, als treu wachsames Mütterchen, als kluge beratende Freundin. Hingegeben hatte sie sich ihm eigentlich nur, weil sie ihren guten Jungen nicht leiden sehen konnte. Und sie war ohne Gewissensbisse ihrer lieben Mutter durchgebrannt, weil sie es für ihre hohe Pflicht hielt, ihren Peter in der Fremde, wo seinen frisch erworbenen guten Manieren nicht nur, sondern auch seinem Künstlertum und seinem Charakter schreckliche Gefahren drohten, nicht im Stiche zu lassen.

Jawohl, so lagen die Dinge; sie war sich ganz klar darüber. Aber wenn ihr großer Junge sich einbildete, sie schlecht behandeln zu dürfen, dann mußte er empfindlich gestraft werden. Niemand hatte sich noch herausgenommen, sie schlecht zu behandeln! Tief empört sann sie darüber nach, welche Ahndung seinem Verbrechen wohl angemessen wäre.

Darüber wurde es Mittag und sie begann trotz ihrer Herzensqual einen ganz gesunden Hunger zu empfinden. So ging sie denn hinunter in die Gaststube und setzte sich auf ihren gewohnten Platz. Dieser unverschämte Peter war noch nicht da! Mißmutig nahm sie ihre derbe Suppe in Angriff. Sie erschien ihr heute ungenießbar und sie war überzeugt, daß die Wirtsleute sich durch diese Suppe für die erlittene Kränkung rächen wollten. Erst beim Fleischgericht erschien Peter. Er wollte tun, als ob nichts Besonderes vorgefallen wäre. Aber da kam er an die Unrechte. Sie beachtete seine scherzhaften Annäherungsversuche gar nicht, sondern aß stumm mit verschlossener Miene weiter. Er tat, als ob er ihre üble Laune gar nicht bemerkte und erzählte ihr, daß er in den Expeditionen der Hauptzeitungen ein Gesuch um Beschäftigung als Lehrer für musikalische Theorie, verschiedene Instru-

mente, als Begleiter und Einpauker aufgegeben habe. Toni zog nur gleichgültig die Brauen hoch. Erst als die Mahlzeit vorüber war und sie zusammen die enge Treppe hinaufstiegen, redete sie ihn zum erstenmal wieder an: „Ehe du unser ganzes bißchen Geld verpulvert hast, möchte ich dich bitten, mir dreißig Mark zu leihen."

„Bloß dreißig Mark!" rief Peter in scherzhaft sein sollendem Tone. „Willst du dir vielleicht einen eleganten Frühjahrshut kaufen?"

Damit öffnete er seine Stubentür und lud Toni ein, vor ihm einzutreten. Und im Vorbeischreiten sagte sie eiskalt: „Das nicht, aber einen Koffer."

Er drückte erschrocken die Tür hinter ihr ins Schloß: „Wozu brauchst du denn einen Koffer?"

„Du wirst doch wohl nicht von mir verlangen, daß ich abermals vierundzwanzig Stunden mit meinen sämtlichen Sachen am Leibe in der Bahn sitzen soll?"

„Ja, um Gottes willen, wo willst du denn hinreisen?" würgte Peter hervor.

Und sie nahm ihre ganze Kraft zusammen, um ihm ruhig zu erwidern: „Nach Hause doch natürlich, zu meiner armen Mama."

Peter setzte sich auf sein Bett und starrte sie mißtrauisch an: „Soll das ein Witz sein?"

Sie schüttelte den Kopf: „Durchaus nicht. Wie hast du dir denn meine Lage hier gedacht? Es ist doch noch sehr fraglich, ob du hier so viel Beschäftigung finden wirst, um dich allein durchzubringen. Ich werde hier doch schwerlich eine Stellung finden — besonders nicht, wenn die Leute erfahren, daß ich hier in der Schifferkneipe mit einem ausgewiesenen Musikanten zusammenwohne! Oder hast du dich vielleicht entschlossen, die ehrenvolle Offerte unsres Wirtes doch anzunehmen und mich daraufhin zu heiraten?"

Peter forcierte ein erbostes Gelächter. Dann erhaschte er Toni beim Arm, zog sie gewaltsam zu sich

heran und schlang seine Arme um ihre Hüften: „Hab' ich dich denn gar so bitter gekränkt," sagte er herzlich, „daß du mich so schwer ärgern mußt? Komm Schatz, sei doch wieder gut! Du hast doch angefangen — du hast mich zuerst beschimpft. Du warst doch überhaupt immer das Karnickel, wenn wir uns einmal gezankt haben. Aber das sind doch bloß Dummheiten — die nimmt man doch nicht tragisch. Selbstverständlich singst du besser als ich. Du hast ein süßes Stimmchen und bist überhaupt ein höchst talentvoller Racker. So, nun laß dich küssen und sei wieder lieb."

„Das könnte dir so passen!" rief Toni, sich energisch losreißend. „Wir reden jetzt ernsthaft und du mußt dich schon bequemen, mir ernsthaft zu antworten."

„Also, ich verstehe dich gar nicht, Toni!" grollte Peter. „Du bist doch sonst nicht diejenige, die gleich die Flinte ins Korn wirft. Du könntest doch wenigstens abwarten, was meine Inserate und die Bemühungen des Kapellmeisters hier für Erfolg haben."

„Zum Abwarten gehört Kapital," versetzte sie ironisch.

„Na ja, aber man muß doch auch ein bißchen auf sein Glück vertrauen. Ich bin noch immer durchgekommen, und wenn du mich liebst, mußt du auch einmal knappe Zeiten mit mir durchmachen können. Wenn du mich jetzt hier im Stiche lassen willst, das wäre doch wirklich ein schlechter Dank dafür, daß ich dich aus deiner unmöglichen Lage in Rußland befreit habe."

„Du?" fragte sie erstaunt zurück. „Du hättest doch nicht das geringste für mich tun können ohne deinen Freund, den dummen August. Ich tue dir doch wirklich nur einen Gefallen, wenn ich dich jetzt von der Sorge um mich befreie. Und außerdem ist überhaupt der entscheidende Schritt bereits geschehen; ich habe an Mama telegraphiert!" Das log sie, ohne auch nur im mindesten zu erröten und beobachtete mit lauerndem Blick die Wirkung auf seinem Gesicht.

Peter konnte sich schlecht verstellen. Zwar sagte er nur: „Das ist also die Rache dafür, daß ich dir die Nasenresonanz abgesprochen habe?“ Aber seine Finger krampften sich aufgeregt ineinander und seinen heftig arbeitenden Gesichtszügen sah sie es an, daß er am liebsten fluchend und schimpfend, heulend und bettelnd ihr zu Füßen gefallen wäre. Aber er bezwang sich für diesmal. Er riß seine Augen von ihrer süßen Gestalt los, warf sich vollends auf sein Bett und knurrte etwas Unverständliches vor sich hin.

Das war nicht der Erfolg, den sie erwartet hatte. Wütend ging sie in ihre Kammer und zog die Tür heftig hinter sich zu. Sie warf sich auch aufs Bett, aber ihr Blut hämmerte so heftig gegen ihre Schläfen und der Ärger drückte ihr so die Kehle zusammen, daß sie es liegend nicht aushielt. Sie sprang wieder auf, setzte sich auf den Stuhl am Fenster, stützte die Ellbogen gegen das Fensterbrett und vergrub ihr Gesicht in die Hände. So boste sie sich aus, bis ihr die Tränen in die Augen traten; und dann ärgerte sie sich wieder über ihre mädchenhafte Dummheit, nahm mit einem raschen Entschluß ihre Briefmappe vor und begann an ihre Mutter zu schreiben. Die ersten Sätze kosteten ihr viel Zeit und Überlegung; als sie aber dann dazu kam, ihr Abenteuer und Peters Heldentat zu schildern, flog ihre Feder nur so über das Papier. Zwei Bogen waren bald gefüllt und ihre Wangen glühten vor Eifer. Sie merkte gar nicht, daß die Tür ganz leise aufgemacht wurde und Peter auf Socken hereingeschlichen kam.

Auf einmal fühlte sie sich beim Kopf gepackt und schrie leicht auf.

„Du gräßliches Mädel!“ sagte Peter, und seine lachenden blauen Augen funkelten dabei gierig über ihrem trotzigen Gesicht: „Das geht doch einfach nicht, daß wir uns so in unsren Zorn verbeißen. Einer bost hüben, einer bost drüben und dazwischen eine zur Türe.

Das ist doch einfach blödsinnig für zwei Menschen, die sich so zum Fressen lieb haben wie wir."

Er wartete ihre Antwort gar nicht ab, sondern verschloß ihren Mund mit einem Kusse, der gar kein Ende nehmen wollte. Als es ihr endlich gelang, sich seinen gewalttätigen Händen zu entreißen, spielte sie nur noch atemlos mit bösem Stirnrunzeln die Schmollende. Innerlich war sie besiegt.

„Nun soll ich wohl wieder gut sein?" sagte sie, ein Schmollmündchen machend. „Das ändert doch aber meine unmögliche Lage nicht. Sag du doch mal ernsthaft, wie du dir das gedacht hast."

„Ja, liebes Kind," versetzte er lustig, „ich habe mir gedacht, ich müßte das Thema, wie du es angeschlagen hast, nun weiter durchführen — lamentoso oder allegro — wie's trefft. Du bist doch nicht nach Petersburg durchgebrannt, um mir nur eine kurze Visite abzustatten. Du wolltest doch bei mir bleiben, mein Los mit mir teilen."

„Allerdings," versetzte sie eifrig. „Aber ich habe mir eingebildet, wir würden in Rußland alle beide Geld wie Heu verdienen — dann hätten wir's ja auch durchführen können; aber hier ist das doch ganz was andres. Der Sommer steht vor der Tür und da ist es doch für dich schon recht schwierig, überhaupt ein Engagement zu finden, und für mich, die ich noch gar kein Repertoir habe, vollends aussichtslos. Oder hast du vielleicht die Absicht, mich mit deinem Fagott zu ernähren?"

„Ach Herr Jeses nee!" rief Peter mit verzweifeltem Humor. „Das Fagott ist überhaupt nur ein stilisierter F.... — daraufhin heiratet man doch nicht!"

Sie schlug lachend mit dem Taschentuch nach ihm: „Na weißt du ...! Mit solchen Witzen tut man eine so ernste Frage nicht ab."

Peter schob sich den zweiten Stuhl heran, setzte sich vor sie und nahm ihre Hände in die seinen: „Also

gut, sein wir ernsthaft," sprach er. „Ich finde, es ist überhaupt ein schlechter Witz, wenn wir zwei vom Heiraten reden. Ich bin dir so von Herzen dankbar, mein allerliebstes Tonitierchen, daß ich dir's unmöglich antun kann, dich aus deiner Sphäre herauszureißen. Du bist eine geborene Dame und du gehörst in eine schöne Wohnung und in eine feine manierliche Gesellschaft und mußt deine hübschen Kleider und dein anständiges Essen haben und was sonst alles dazugehört. Ich dürfte dir nicht einmal vom Heiraten reden, wenn ich eine dauernde Stellung mit Pensionsberechtigung als Fagottist an einem ersten Orchester hätte. So eine kleine Musikantenfrau, die vielleicht nebenbei noch Stunden gibt oder gar Handarbeiten für die Geschäfte macht, das wäre nichts für dich."

„Aber wenn ich meinen Onkel beerbe?" fiel Toni eifrig ein.

Peter schüttelte den Kopf. „Auch dann nicht. Ich würde mir zu gedemütigt vorkommen, wenn ich von dem Gelde meiner Frau mir einen Lebenszuschnitt leisten wollte, der meiner eigenen Stellung nicht entspricht. Ja, wenn ich Kapellmeister wäre, an einem großen Theater oder gar ein freier Künstler, der von dem Ertrag seiner Werke anständig leben kann — dann wollt' ich mir den Mammon des seligen Onkels mit Vergnügen gefallen lassen; aber ehe ich nicht so weit bin, wollen wir vom Heiraten lieber gar nicht mehr reden."

„Na siehst du, da sind wir ja ganz einig," sagte Toni lebhaft. „Du mußt doch auch zugeben, daß mir gegenwärtig nichts weiter übrig bleibt, als meine arme Mama demütig um Verzeihung zu bitten und reumütig wieder heimzukehren — vorausgesetzt, daß es mir erlaubt wird."

„Und wenn Mutter nichts mehr von dir wissen will?"

„Ja dann freilich ... da muß ich eben dahin gehen, wo ich mein Brot finde, gleichgültig, ob es mit dir

ist oder nicht. Aber Mutter verstößt mich nicht; ich bin doch ihr Einziges auf der Welt; sie kennt mich doch auch so gut: sie weiß doch ganz genau, daß ich mich nicht verliere, auch wenn ich ihr noch so böse Streiche spiele."

Peter saß eine ganze Weile schweigend da. Endlich stieß er einen tiefen Seufzer aus, küßte Toni die beiden Hände und sagte leise: „Ja, dann wirst du wohl recht haben; ich sehe auch keinen andern Ausweg."

Dem tapferen Mädchen wurde ganz weh ums Herz. Die Trennung schon wieder so nahe gerückt — und die Seligkeit war so groß und so jämmerlich kurz gewesen! Sie konnte sich nicht helfen, sie mußte ein bißchen weinen. Aber die Tränen taten ihr wohl.

Als sie mit Weinen fertig war, las sie dem Liebsten ihren Brief an die Mutter vor. Und dann überlegten sie beide ganz ruhig und vernünftig, was etwa noch hinzuzufügen wäre, um die herzensgute, liebevolle Frau versöhnlich und wenn möglich gar auch für Peter günstig zu stimmen. Darauf wurde der Brief vollendet und dann gingen sie zusammen aus und warfen das schicksalsschwere Schreiben in den Briefkasten.

Für den Abend machte sich Toni mit Hilfe der geretteten Habseligkeiten so hübsch wie möglich und dann folgten sie der Einladung des Kapellmeisters in das Weinrestaurant. Es wurde ein sehr vergnügter Abend. Peter gab seine russischen Abenteuer zum besten und erntete dafür nicht nur Heiterkeit, sondern auch Hochachtung. Aber auch Toni holte sich einen schönen persönlichen Erfolg. Die verheirateten Herren der Tafelrunde hatten vorsichtshalber ihre Frauen nicht mitgebracht, in der sicheren Erwartung, daß die Freundin des ausgewiesenen Musikanten ein lockeres Dämchen sein werde. Sie waren nicht wenig überrascht, in diesem abenteuerlichen Fräulein eine geistig überlegene, bei aller Ungezwungenheit feine kleine Dame zu finden, die mit selbstverständlicher Sicherheit den

Herren den Ton anzugeben wußte, in welchem sie ihr zu begegnen hatten.

Dem bezwingenden Eindruck, den seine reizende Liebste auf diese Königsberger Herren machte — es waren auch ein paar ältere von gesellschaftlichem Rang und Einfluß darunter — hatte es Peter wohl wesentlich mit zu verdanken, daß sie ihm alle versprachen, sich mit Eifer nach einer lohnenden Beschäftigung für ihn umzutun. Und dieser Eifer war so offensichtlich ehrlich, daß auf dem Heimwege die beiden Liebesleute schon bereuten, den Brief an Frau Professor Heydt voreilig abgeschickt zu haben.

Die nächsten vierundzwanzig Stunden vergingen den beiden in banger Erwartung und wehmütiger Liebesseligkeit. Aber schon am Abend des andern Tages überbrachte der Postbote eine telegraphische Geldsendung an Fräulein Toni Heydt im Gasthause zum Aal. Ein Glück, daß sie ihren richtigen Namen angegeben hatte! Die Summe betrug das Reisegeld zweiter Klasse und noch ein Anständiges darüber für die Rechnung im Wirtshaus und Zehrung unterwegs. Das Telegramm enthielt außer der Geldanweisung nur noch die Worte: „Herzlich willkommen, wenn mit nächstem Zuge abfährst."

Da der letzte Abendschnellzug nur bei größter Hast vielleicht noch zu erreichen gewesen wäre, hielt sich Toni für berechtigt, ihrem armen Peter noch eine Nacht zu schenken. Eine einzige Nacht voll schmerzlicher Wonnen. Und am andern Morgen brachte sie Peter zur Bahn. Sie waren alle beide tapfer und schieden mit kindlichen Scherzen voneinander, obwohl sie ganz genau wußten, daß es vielleicht Jahre dauern könne, bevor sie einander wieder frei und völlig angehören durften. Es konnte aber auch sein, daß der selige Jugendtraum sie nie mehr beglücken würde; Peter konnte sich doch über seine Begabung getäuscht haben und seiner Lebtage nicht aus der bedrückten

Enge eines Musikantendaseins herausfinden. Und Toni konnte schließlich doch vernünftig werden und den armen Peter beschämt in ein Geheimfach ihrer Erinnerungen verstecken. — Ein letzter Kuß, dann rollte der Zug aus der Halle und die Taschentücher flatterten, bis er um die erste Kurve verschwand.

Peter Karn hatte sonderbar lange mit seiner Nase zu tun, während er den Bahnhof verließ, und als er endlich sein Tuch wieder in die Manteltasche steckte, stießen seine Finger auf einen in Papier gewickelten harten Gegenstand darin. Er zog das Paketchen heraus, wickelte es auf und entdeckte drei Goldstücke darin, zwei große und ein kleines. Hatte sie es ihm doch heimlich in die Tasche zu praktizieren verstanden, das liebe eigensinnige Mädel! Toni hatte ihm nämlich gleich den Vorschlag gemacht, sie wolle dritter Klasse fahren und ihm die Differenz des Fahrpreises als Zehrpfennig für die Wartezeit abgeben. Er hatte das durchaus nicht annehmen wollen — und nun hatte sie ihm gar noch mehr zugesteckt als jener Unterschied betrug. Die Rührung überwältigte ihn und er küßte heimlich die drei Goldstücke, bevor er sie in seinen Geldbeutel tat.

Siebentes Kapitel

In welchem die Familie David Gumbinner Peter mit dem Zaunpfahl winkt, dieser jedoch vorzieht ins Ausland zu entweichen.

In den ersten Wochen nach Tonis Abreise erging es unserm Peter recht erbärmlich. Wohl hatte er durch die herzliche Sympathie, die er sich bei dem Kapellmeister des Stadttheaters erworben, allerlei angenehme Bekanntschaften unter den Musikern des Orchesters, den Leuten vom Theater und einigen musikliebenden Juristen, Ärzten und Kaufleuten gemacht. Es kam also nur selten vor, daß er einmal einen Abend allein verbringen mußte; aber dennoch fühlte er sich so verlassen wie kaum je in seinem Leben. Die angenehmen neuen Bekanntschaften hatten ihm zwar alle versprochen, sich nach einer lohnenden Beschäftigung für ihn umzusehen, aber es war bei diesen Bemühungen in der ersten Woche nur eine einzige Stunde herausgekommen, die er jeden Mittwoch einer höchst dilettantischen Sängerin in der Vortragskunst geben sollte. Drei Mark sollte er dafür erhalten, aber nicht vorschußweise, sondern erst am Schluß des Monats. Übrigens waren auch diese drei Mark für die eifrige Dame so gut wie hinausgeworfen, denn sie hatte weder Temperament noch Talent. Außer dieser herzlich unbefriedigenden Beschäftigung ergab sich für Peter vorläufig nur noch ein Partieenstudium mit einem Opernbassisten, der sehr schwer lernte und selbst

ein armer Teufel war, und zwei Stunden wöchentlich vierhändig spielen mit einem alten musikbegeisterten Herrn, der aber nur die frühklassische Literatur liebte und immer dieselben Sachen hart und trocken herunterspielte. Da seine Kasse so wenig frische Zufuhr bekam, war Peter genötigt, in dem Gasthaus zum Aal wohnen zu bleiben, da er ja doch nicht imstande war, die Miete für ein eigenes möbliertes Zimmer vorauszuzahlen. Er litt schwerer noch als unter seinen höchst kümmerlichen äußerlichen Verhältnissen unter der gänzlichen Aussichtslosigkeit seiner Lage und unter der Sehnsucht nach seiner Toni, und er verwünschte oft seine Gewissenhaftigkeit, die ihm verboten hatte, ihre Opferfreudigkeit auszunutzen.

Und dennoch: aus seinem tiefsten Leid, aus seiner jämmerlichsten Not erblühte ihm das schönste Werk, das er bisher noch geschaffen hatte, ein Zyklus von Liebesliedern, für Tonis Stimme und Eigenart gedacht und ihr gewidmet. So wunderliche Kinder Gottes sind die echten Künstler. Sie reißen sich blutige Wunden an den tückischen Stacheldrahtzäunen, die ihnen das harte Leben quer über ihren eigensinnig verfolgten Weg zieht und wo ihr heißes Blut den unfruchtbaren Sand der Not düngt, da erblühen ihnen die schönsten roten Rosen. Er spielte seinen Zyklus einigen seiner neuen Freunde vor und sie waren hingerissen davon. Peter hatte keinen Grund an ihrer Kennerschaft und an ihrer Ehrlichkeit zu zweifeln — und dennoch machte ihn ihr Lob nicht glücklich. Er begann im Gegenteil mehr denn je in seinen trübsten Stunden an seiner Berufenheit zu zweifeln und setzte sich in den Kopf, nicht eher zu ruhen, bis er die rückhaltlose Anerkennung seiner Begabung durch einen der ersten noch lebenden Großmeister seiner Kunst, durch Brahms oder Bruckner gefunden haben würde. Er schrieb seinen Zyklus in seiner schönsten Handschrift dreimal ab, schickte ein Exemplar unter der verab-

redeten Deckadresse an Toni, das andre an Brahms und das dritte an den vornehmsten Leipziger Musikverlag.

Von dem letzteren empfing er die Sendung fast mit wendender Post zurück: man bedaure sehr, man sei mit Liedern auf mehrere Jahre hinaus überreichlich versehen. Meister Johannes ließ nichts von sich hören, aber von Toni kam nach acht Tagen ein begeisterter Brief, der dem Tondichter eine um so größere Freude bereitete, als sie durchaus nicht alles, was er schrieb, blindlings zu loben pflegte.

Ein freundlicher Zufall fügte es, daß am selben Tage, an dem Tonis heiß bewundernder und reizend geschriebener Brief eintraf, der Kapellmeister unserm Peter die angenehme Nachricht bringen konnte, daß er endlich eine lohnende Beschäftigung für ihn gefunden habe. Ein Kaufmann namens David Gumbinner, Großhändler in Kleiderstoffen, hatte den Kapellmeister gebeten, seinen beiden ältesten, sehr musikalischen Töchtern Theorieunterricht zu geben. Und der Kapellmeister hatte, da er selbst reichlich beschäftigt war, Peter Karn an seiner Statt empfohlen und auch gleich ein recht ansehnliches Honorar, das monatlich vorauszuzahlen war, für ihn erwirkt.

Peter verfügte sich sofort in die Privatwohnung des Herrn Gumbinner, fand jedoch nur die Frau des Hauses daheim. Es war eine mittelgroße, hagere Dame mit üppigem rotem, nur wenig angegrautem Haar, schmalem blassem Gesicht, großem Munde und einer auffallend schiefstehenden, an der leicht überhängenden Spitze katarrhalisch geröteten Nase. Sie war elegant gekleidet und zeigte die nachlässig sicheren Manieren einer Dame von Welt, gepaart mit einer stark nervösen Beweglichkeit. Sie eröffnete die Unterhaltung mit einer so erstaunlichen Zungenfertigkeit und einem so schrillen Organ, daß dem guten Peter angst und bange dabei wurde. Kaum hatte er auf ihre Frage

nach seinem Studiengang mitgeteilt, daß er Absolvent des Leipziger Konservatoriums sei, als sie mit Begeisterung von Leipzig zu schwärmen begann. Sie hatte gleichfalls dort studiert vor fünfundzwanzig Jahren; hatte sich zur Pianistin ausbilden wollen, aber ihrer Nervosität wegen das Studium kurz vor der Vollendung aufgeben müssen. Dann war sie in ihre Vaterstadt Königsberg zurückgekehrt, hatte auf Befehl der Ärzte jahrelang kein Klavier anrühren dürfen und nach langem Schwanken, an ihrer künstlerischen Laufbahn verzweifelnd, die Werbung des wohlhabenden, aber gänzlich unmusikalischen Herrn David Gumbinner angenommen. Herrn Gumbinners Verehrung für sie war so weit gegangen, daß er ihr zuliebe sogar sich taufen ließ. Aber natürlich, das rechte seelische Verhältnis zwischen einer durch und durch künstlerisch empfindenden Natur und einem ... Hier unterbrach die Dame ihren Redeschwall mit einem vielsagenden Seufzer. Peter war nicht wenig erstaunt, sich so auf den ersten Anhieb, nachdem er selber noch kaum drei Worte geredet, gleich zum Vertrauten der intimsten Angelegenheiten gemacht zu sehen. Aber ehe er noch die passende Redensart gefunden hatte, um sein Verständnis mit dem vorliegenden Fall anzudeuten, hatte Frau Gumbinner die fallengelassene Masche schon wieder aufgenommen und strickte ihren Redestrumpf im selben beängstigenden Tempo weiter. „Kinder sind doch wirklich ein rechter Segen Gottes, mein lieber Herr Karn, wenigstens in solchen Verhältnissen; drei Töchter und zwei Söhne habe ich, in zehn Jahren alle fünf zur Welt gekommen — und denken Sie, alle fünf sind sie musikalisch! Die beiden ältesten Töchter geradezu fabelhaft, sie gehen ganz auf in Musik; die Armgard spielt Cello und die Siglinde Violine, ich sage Ihnen ... na, Sie werden sie ja selbst hören. Bis in die Fingerspitzen sage ich Ihnen! Mein ältester Sohn ist im Geschäft tätig, er hat leider

nicht viel Zeit, sonst würde er es sicher schon zur virtuosen Beherrschung seines Instrumentes gebracht haben; aber so kann er wenigstens am Bratschenpult im Quartett recht ordentlich mittun. Die beiden Jüngsten gehen noch in die Schule, aber das Mädchen entwickelt einen großartigen Fleiß auf ihrer Geige und das Jungchen bläst ganz nett die Flöte. Mindestens zweimal die Woche, manchmal auch öfter, machen wir Kammermusik — ich am Flügel." Sie begann die Werke aufzuzählen, die sie in diesen häuslichen Weihestunden alle schon durchgenommen hätten und zeigte sich von fast sämtlichen klassischen und modernen Verfassern dieser Musikgattung schier gleichmäßig entzückt, bewies eine außerordentliche Literaturkenntnis und schien sogar sämtliche Tonarten und Opuszahlen sicher am Schnürchen zu haben. Die hübsche Empirependüle auf dem Schreibtisch der Gnädigen schlug mit ihrem hellen Silberstimmchen eine Viertelstunde nach der andern an und Peter hatte zu der Unterhaltung immer noch nichts andres beigetragen als die sieben Worte: „Ich habe meine Studien in Leipzig absolviert"; denn Frau Gumbinner ließ nicht von der seltsamen Gepflogenheit ab, sich alle ihre rhetorischen Fragen sofort selbst zu beantworten. Fünf Viertelstunden redete sie schier ohne Atempausen in den ob dieser Leistung erstarrenden Peter hinein, ehe sie endlich bei einer Frage landete, die er nur selbst beantworten konnte: ob er nicht so freundlich sein wolle, ihr etwas von seinen eigenen Kompositionen vorzuspielen, damit sie von seiner musikalischen Eigenart eine Vorstellung bekäme.

Peter verbeugte sich zustimmend und dachte: jetzt ist die Reihe an mir; du kannst lange warten, ehe du wieder zu Worte kommst! Es war ihm eine wahre Lust, nach so langer Entbehrung einmal wieder einen anständigen Flügel unter die Finger zu bekommen. Er begann darauf los zu fantasieren und hatte bald die neue Umgebung, seine Zuhörerin und den Zweck der

Übung gänzlich vergessen. Allerlei Erinnerungen an verschiedene seiner Orchester- und Gesangskompositionen, die sich ihm zufällig aufdrängten, wirkte er in den bunten Teppich seiner rapsodischen Fantasie hinein und pfiff wohl auch, wenn er gerade auf ein Lied gestoßen war, den Gesangspart dazu. So kam er auf weiten Umwegen schließlich zu seiner neuesten Schöpfung und gestaltete in der glücklichen Inspiration des Augenblicks den Liederzyklus zu einer kleinen symphonischen Suite in mehreren Sätzen aus. Da aber riß ihn ein energisches Beifallsklatschen, mit entzückten Ausrufen untermischt, aus seiner Versunkenheit heraus, und als er sich mit seinem Drehstuhl umwandte, entdeckte er, daß sich seine Zuhörerschaft um vier Köpfe vermehrt habe. Es war die gesamte Nachkommenschaft David Gumbinners, mit Ausnahme des ältesten Sohnes, der erst gegen Abend nach Geschäftsschluß in den Schoß der Familie zurückkehren durfte. Peter riß erstaunt seine Augen auf, während die Gnädige ihm ihre Sprößlinge vorstellte. Er entsann sich nicht, jemals in einer Familie so viel Garstigkeit beisammen gefunden zu haben. Die schlanke rothaarige Mutter war geradezu eine Schönheit zu nennen im Vergleich zu diesen beiden ältesten Töchtern, die klein, nudelfett und entsetzlich spießbürgerlich aussahen. Ihre breiten Pfannkuchengesichter zeigten eher einen mongolischen als einen semitischen Typus mit ihren flachen Nasen, schräg geschlitzten Schweinsäuglein, aufgeworfenen Lippen und der gelben Hautfarbe, während die beiden Jüngsten noch schulpflichtigen in der Figur und der Haarfarbe mehr der Mutter nachgeraten waren, aber vom Vater eine starke Dreingabe jüdischer Rassemerkmale bekommen hatten. Das einzige, was mit dieser abschreckenden Häßlichkeit einigermaßen versöhnte, war die große Gutmütigkeit, die aus den Zügen der älteren Mädchen und die Intelligenz, die aus denen der jüngeren Kinder sprach. Peter schüttelte mit Vehemenz

alle die vier dargereichten Hände und mußte dabei einem neuen Wortwasserfall über seinen Kopf hin plätschern lassen. Die heftigsten Ruhmestitel: genial, meisterhaft, fabelhaft originell, selbstverständliche Kühnheit, üppig quellende Erfindung prasselten an seinem Ohr vorüber und machten den unverfrorenen Peter tatsächlich verlegen wie einen Schulbuben. Er duckte sich wie ein Geprügelter unter dem knüppeldicken Lob und stammelte zum Schluß nur eine ungeschickte Entschuldigung für sein mangelhaftes Klavierspiel. Als nun aber Frau Gumbinner sofort wieder die Posaune an den unermüdlichen Mund setzte, um das Lob seiner pianistischen Leistung zu verkünden, da fand er seinen Humor wieder und rief, seine fünf gespreizten Finger gegen sie schüttelnd: „Nee, nu hören Sie aber auf, gnädige Frau, sonst fange ich an, an Ihrem Urteil zu zweifeln! Ich spiele Klavier wie ein salva venia Schwein, und wenn Sie mir das abstreiten, dann darf ich Ihnen auch nicht glauben, was Sie mir Schmeichelhaftes über mein Musizieren gesagt haben. Und das möchte ich doch so gerne glauben können — indem, daß ich doch überhaupt nur von der Einbildung lebe, es könnte mal etwas aus mir werden."

Damit nahm er seinen Hut und traf Anstalt, sich zu verabschieden. Die Gnädige ließ ihn aber nicht eher fort, bis er versprochen hatte, am nächsten Abend zu Tisch ihr Gast zu sein und der häuslichen Kammermusikübung mit anzuwohnen. Ob er denn nicht auch ein Streichinstrument spiele, fragte Frau Gumbinner; etwa die Viola, damit sie ein Quintett mit zwei Violen spielen könnten. Worauf Peter in seinem schönsten Sächsisch versetzte: „Ich kann nu zwar nich ord'ntlich bratschen, doch bratsch' ich wenigstens einigermatschen."

Die Gumbinnerschen wollten sich ausschütten über diesen Scherz, und so hatte sich denn Peter für sein erstes Debut in diesem musikalischen Hause einen glänzenden Abgang gesichert.

Am andern Abend schwärzte Peter Karn die faden-

scheinigen Stellen seines alten Bratenrocks mit Tinte, bürstete ihn sorgfältig aus, schnitt die Fusseln von seinen Manschetten recht akkurat ab und bearbeitete seine Wichsstiefel noch eigenhändig mit einem wollenen Strumpf, um ihnen Hochglanz zu verleihen, bevor er der Einladung in das Gumbinnersche Haus folgte.

Der Hausherr empfing ihn mit ausgebreiteten Armen und drückte ihn an seine Brust, oder vielmehr an seinen Bauch, denn die Brust war durch das weitvorspringende Bollwerk vor Anrempelungen gut geschützt. Peter bedankte sich für die schmeichelhafte Einladung, noch bevor er als Lehrer seine Leistungsfähigkeit erprobt hätte, aber Herr David Gumbinner ließ ihn gar nicht ausreden. Er klopfte ihm wohlwollend auf den Rücken und sagte: „S i e werden sich entschuldigen, S i e! Es ist uns eine große Ehre, Herr Karn. Sie brauchen sich nicht hinter ihre Bescheidenheit zurückzuziehen, ich weiß alles, meine Frau hat mir erzählt: Sie sind ein Genie, Sie sind ein großer Meister, Sie werden sich einen Namen machen, der wird unsterblich sein ... sagen Sie nichts, meine Frau versteht sich darauf; meine Frau hat dem feinsten Geschmack, ich kann mich auf ihrem Urteil verlassen. Ich versteh' nichts von Musik, aber ich habe meine Freude, wenn meine Kinder mit meiner Frau so schön musizieren. Meine Frau wäre selbst eine große Künstlerin geworden, wenn sie nicht vorgezogen hätte, Frau David Gumbinner zu werden. Nicht, daß sie es nötig gehabt hätte, das dürfen Sie nicht glauben, Herr Karn! Meine Frau ist eine geborene Meyer — was denken Sie, von Meyer & Milutat, älteste Firma am Platze für Tee, Japanwaren und so was, en Gros selbstredend, hochangesehenes christliches Haus. Können Sie sich denken, wie mich das freut, daß unsre Kinder alle das musikalische Talent von der Mutter geerbt haben! Auf die Weise hat sie doch eine Entschädigung; kann sein, daß eins von die Kinder sich den großen Namen in der

Musik macht und die großen Honorare einstreicht, wo die Mutter hat darauf verzichten müssen. Nu, und wenn's nichts ist mit die Lorbeeren und die Honorare, was macht's? Die Kinder von David Gumbinner werden auch so nicht schlecht gestellt sein, hähä! Nu kommen Sie, ehe wir zu Tische gehen und sagen Sie mir ins Ohr: was wollen Sie essen, was wollen Sie trinken? Es is alles da: Rheinwein, Bordeaux, Burgunder? Was haben Sie für eine besondere Vorliebe in Hors d'oeuvres? Sagen Sie, was soll ich aufmachen lassen von de Konservenbüchsen, wollen Sie was Saures, wollen Sie was Salziges? Anchovis, Rollmops, Bismarckheringe oder marinierte, Aal in Gelee — oder lieber was für die sanfteren Gefühle? Straßburger Gänseleber, Ölsardinen — alles da. Ich esse auch gerne gut und halte darauf, daß immer was im Hause ist. Was Sie nich wollen, das lass' ich nich aufmachen. Ich geb's gerne, ich geb's reichlich, aber wozu die Verschwendung?"

Peter genierte sich auch weiter nicht, sondern bestellte sich von den aufgezählten Herrlichkeiten unbefangen etliche Kosthappen und Rheinwein dazu. Die Probe seiner Zungengeläufigkeit, die Herr Gumbinner bei Gelegenheit seiner Begrüßungsrede abgelegt hatte, nötigte unserm Peter außerdem volle Bewunderung ab. In diesem Hause brauchte man sich als Gast sicherlich nicht seine Mahlzeit mühselig durch eifriges Geschwätz zu verdienen. Er nahm sich vor, eine so tapfere Klinge zu schlagen, daß er mindestens für den morgigen Tag sich die Mahlzeiten ersparen könnte und war gespannt darauf, wer von den beiden hochbegabten Gatten während der Tischunterhaltung den Preis für den längsten Atem und die größte Anzahl in einer Minute produzierter Worte davontragen werde.

Aber darin irrte er sich. Sobald man bei Tische saß, führte Madame ganz allein die Unterhaltung. Der Hausherr tat nur den Mund auf, um die Speisen zu loben und zum Zulangen zu nötigen, der Gast brauchte

nur zu reden, wenn er gefragt wurde und die Kinder brauchten gar nichts zu sagen. Da Peter neben der Hausfrau saß, so mußte sein rechtes Trommelfell wie ein Schleußentor den ersten Anprall des Wortstromes aushalten. Nach wenigen Minuten hatte ihn das schrille Blechpfeifenkonzert bereits dermaßen betäubt, daß er den zweifellos höchst interessanten und anregenden Ausführungen der Dame nicht mehr zu folgen vermochte. Er stimmte allen ihren Behauptungen freudig zu und brachte in den Atempausen wahllos sein „ach wirklich“, „nein, was Sie sagen“, „o gewiß, ganz Ihrer Meinung“ und dergleichen an, womit die Dame auch vollständig zufrieden zu sein schien. Seine Nachbarin zur Linken war Armgard, die älteste Tochter des Hauses. Seine Bemühungen, eine Unterhaltung mit ihr in Gang zu bringen, waren vergeblich. Aber das brave Mädchen mit dem mongolischen Vollmondgesicht nahm ihm das augenscheinlich durchaus nicht übel. Die Kinder des Hauses waren es offenbar gewöhnt, im Beisein der Mutter den Schnabel zu halten, beziehungsweise dieses Ausfalltor des Geistes allein zur Einfuhr reichlicher Fütterung zu benutzen. Die Mädchen waren sicherlich nur deshalb so erstaunlich fett geraten, weil sie bei den Mahlzeiten niemals durch geistige Anstrengung gestört wurden.

Nach Aufhebung der Tafel schob Herr David Gumbinner vertraulich seinen Arm unter den des neuen Hausfreundes und geleitete ihn in sein Zimmer hinüber. Eduard Gumbinner, der Stammhalter und Erbe des Geschäftes, schloß sich ihnen an und die drei vollen Mägen ließen sich in die weichen Klubsessel fallen zum Genusse einer vortrefflichen Import und eines exquisiten Likörs.

„Nu, was sagen Sie?“ begann Herr Gumbinner senior, sich behaglich die Weste über den Bauch glatt streichend. „Wir wissen zu leben in Königsberg, hab' ich recht? Sie sollen nicht denken, daß ich ein Materialist wär' — Gott soll schützen, ich weiß, was ich als Mann von Bildung den Idealen schuldig bin. Ich habe Hoch-

achtung für die Ideale und lasse sie mich was kosten. Aber warum soll ich schlecht essen und trinken, wenn ich's nicht nötig hab'? Sagen Sie selbst! Warum soll ich, wo ich doch die allgemeine Hochachtung vor der Kunst habe, nicht auch die Kochkunst verehren? Man soll nicht sagen, daß bei David Gumbinner schlecht gegessen wird. Was Sie bei mir kriegen, ist alles vom besten Material und nicht so fett wie sonst in die jüdischen Familien."

Hier mischte sich zum ersten Male Herr Gumbinner junior in die Unterhaltung, indem er sich rasch an Peter Karn wandte: „Wie sich Papa ausdrückt, könnten Sie glauben, Herr Professor, daß wir auch zu den jüdischen Familien gehörten; ich möchte bemerken, daß das keineswegs der Fall ist. Wir Kinder wenigstens sind beiderseitig christlich geboren."

Worauf Peter gedankenlos erwiderte: „O bitte, das macht fast gar nichts," und ein zweites Glas Likör hinuntergoß. Das Gespräch drehte sich noch eine ganze Weile um Zigarren und sonstige feste und flüssige Genußmittel, wogegen Peter auch nicht das mindeste einzuwenden hatte; denn nach Erduldung der schrillen Ohrenfolter durch die Nachbarschaft der unterhaltsamen Hausfrau war es eine angenehme, eine geruhsame Verdauung befördernde Erholung, der sanften, gleichsam wie eine silberne Sardine in reichlichem Öl schwimmenden Stimme des Hausherrn zu lauschen. Auch die Unterhaltungsgabe des Jünglings Eduard wirkte keineswegs aufregend. Er war weniger garstig als seine Schwestern, hatte aber doch das rote Haar und die schiefe Nase seiner Mutter geerbt, potenziert durch die weich geschwungene Krümmung des väterlichen Riechorgans. Er war der erste, der den Versuch machte, den Gast über sich selbst und seine Angelegenheiten zum Reden zu bringen, indem er fragte, wie er auf die Idee verfallen sei, sich gerade in Königsberg niederzulassen.

„Weil es die erste größere Stadt an der russischen Grenze ist," erwiderte Peter und begann im Anschluß

an diese Erklärung von seinen russischen Abenteuern zu erzählen. Er kam aber damit nicht weit, indem die Hausfrau die Herren zum Konzert in den Musiksalon herüberbat. Peter folgte der Einladung mit einem verstohlenen Seufzer, söhnte sich aber bald mit dem Ortswechsel aus, da er im Salon gleichfalls einen bequemen Fauteuil angewiesen bekam und seine Zigarre nicht ausgehen zu lassen brauchte.

Die Gumbinner Kinder führten zunächst ein Mozartsches Streichquartett auf und zwar so sauber und korrekt, straff im Rhythmus und mit gebührender Beachtung der Vortragszeichen, daß Peter in seinem wohligen Dämmerzustande sich keineswegs gestört fühlte, sondern ganz behaglich zuhörte und am Schluß den Ausführenden wie der strahlenden Mutter ein ganz ehrliches Kompliment machen konnte. Dann setzte sich die Mutter an den Flügel und spielte mit den vieren das herrliche Schumannsche Es-Dur-Quintett. Auch daran fand Peter wenig auszusetzen, wenngleich diese Musik für die wohlgenährten Sprößlinge schon etwas zu leidenschaftlich war. Dem Spiel der Mutter merkte man an, daß sie ernsthaft studiert hatte; sie verdarb nur manches durch ihre nervöse Hast. Die Anerkennung des „Meisters" — sie hatte dem jungen Streber sofort diesen höchsten Ehrentitel angehängt — machte die aufgeregte Dame ganz glücklich, obwohl sie mit einem reichlichen Wortschwall beteuerte, sie sei gar nicht in Übung und habe nie so schlecht gespielt wie heute vor einem so strengen Richter. Dann wurde die zweite Tochter Siglinde als Sängerin vorgeführt. Das war nicht schön. Die Mutter begleitete ihr „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein" und „Ich grolle nicht", aber dem behaglichen Tönnchen mit dem gutmütigen Chinesengesicht war die verliebte Ekstase beim besten Willen nicht zu glauben und ob sie nun grollte oder nicht, das schien sie ebensowenig aufzuregen wie die Hörer.

Nach dieser mit mäßiger Begeisterung aufgenommenen Leistung bestürmte Frau Gumbinner, schüchtern von ihren beiden ältesten Mädchen unterstützt, den jungen Meister, doch auch etwas von seinen herrlichen Liedern zum besten zu geben. Peter ließ sich nicht lange bitten, sondern gab einen ziemlichen banalen Reißer eigener Arbeit zum besten und zwar mit dem ganzen Aufgebot seiner quetschtenoralen Fähigkeit. Da nach der reichlichen Mahlzeit das Zwerchfell nur mangelhaft als Balgtreter für die Atemgebung funktionierte, so geriet sein Vortrag noch scheußlicher als gewöhnlich. Doch hatte er wenigstens den Erfolg, daß die Damen nicht auf Fortsetzung drangen. Peter hatte auch wohl bemerkt, daß der unmusikalische Herr Gumbinner senior ein einigermaßen verdutztes Gesicht zu dieser Produktion des angeblich genialen Meisters machte; aber da er sich in musikalischen Dingen auf das Urteil seiner Frau verließ, so grunzte seine Baßstimme im Bewunderungschorus brav mit. Die fünfzehnjährige Brangäne und der dreizehnjährige Arnold mußten, bevor sie ins Bett geschickt wurden, noch ein Duo für Geige und Flöte zum besten geben, wozu Peter aus dem Handgelenk eine Begleitung im Haydnschen Stil improvisierte.

Auch diese Kinder machten ihre Sache äußerst brav und korrekt. Der kleine Arnold blies sogar sein Andante recht gefühlvoll und Peter gewann sich das Herz der glücklichen Mutter der „fünf Davidsbündler", wie er sie scherzend taufte, vollends dadurch, daß er ihren Jüngsten für ein offenbares Talent erklärte und den Vorschlag machte, ihn den theoretischen Unterricht mitnehmen zu lassen.

Erst lange nach Mitternacht trollte sich Peter, das gedankenschwere Haupt von den Geistern duftiger Weine angenehm umnebelt und die Brusttasche voll guter Zigarren, die ihm der Hausherr noch beim Abschied zugesteckt hatte (das Stück zu fünfundzwanzig

Pfennig), nach Hause, in der befriedigenden Gewißheit, endlich einmal wieder eine gute Nummer aus seines Schicksals Topf gezogen zu haben. So garstig diese guten Kinder waren, so anstrengend die Beredsamkeit ihrer Frau Mutter, so durfte er sich doch von den Unterrichtsstunden außer dem recht anständigen Honorar auch einige Befriedigung versprechen. Denn richtig musikalisch waren sie in der Tat — und die kulinarischen Neigungen des Hausherrn waren ihm auch keineswegs unsympathisch.

Es zeigte sich in der Folge, daß seine Hoffnungen nicht übertrieben waren. Die erwachsenen Mädchen waren nämlich in den Anfangsgründen der Harmonielehre bereits gut beschlagen, begriffen leicht und führten ihre Aufgaben mit schönem Fleiße aus. Der kleine Arnold, der ziemlich regelmäßig an den Stunden teilnahm, begriff zwar die Theorie noch nicht so leicht wie die großen Schwestern, zeigte sich aber für die eigentliche musikalische Erfindung viel begabter als sie. Es war das erstemal, daß Peter theoretischen Unterricht erteilte, und er maß seine guten Erfolge mit stiller Befriedigung seinem Lehrtalent bei. Nur wenn die Mutter den Lektionen beiwohnte, was glücklicherweise nicht häufig geschah, da sie viel durch ihre Vereinstätigkeit in Anspruch genommen war, wurde es einigermaßen ungemütlich, denn sie konnte sich nicht enthalten, bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit längere Ausführungen an seine sachlichen Bemerkungen zu knüpfen. An den Musikabenden war fortan Peter ständiger Gast des Hauses Gumbinner und er fühlte sich verpflichtet, für die guten Speisen und Getränke, die ihm dabei geboten wurden, durch eifrige Beteiligung an den musikalischen Aufführungen zu zahlen. Auch wurde er durch Gumbinners weiter empfohlen, und bekam auf diese Weise so viel zu tun, daß er seine bescheidenen Bedürfnisse fortan bequem bestreiten und sogar beginnen konnte, für die Rückzahlung seiner

Schuld an den dummen August in Petersburg etwas zurückzulegen. Bis zu Beginn der großen Sommerferien, wo fast alle Familien, in denen er beschäftigt war, verreisten, war also für sein Auskommen ganz nett gesorgt. Für die Sommermonate freilich mußte er versuchen, in einem Kurorchester unterzukommen, und er verfolgte zu diesem Zwecke aufmerksam die Angebote in den Fachzeitschriften.

So weit wäre nun alles ganz gut und schön gewesen und er hätte sein Lebensschifflein dauernd in den Königsberger Hafen verankern können, wenn nicht ein höchst natürliches, aber darum doch recht beunruhigendes Ereignis eingetreten wäre. Die beiden großen Mädchen verliebten sich nämlich in ihren blonden jungen Lehrer. Er selbst hätte vermutlich niemals etwas davon gemerkt, wenn nicht die Mutter und der kleine Arnold zu Verrätern geworden wären. Armgard hatte eines Tages ihre Übungsaufgabe vorspielen sollen. Aber da ihre Fertigkeit auf der Klaviatur sehr gering war, so war Peter hinter sie getreten, hatte mit seinen beiden Armen über ihre Schultern hinweg gelangt und so, stehend, das kleine Sätzchen ins reine gespielt. Dabei war natürlich der runde Rücken des fetten Mädchens mit Peters Brustkasten in Berührung und sein Haupt ihrer vollen Wange ziemlich nahe gekommen. Als nun gleich darauf Peter an Schwester Siglinde eine Frage richtete, bekam er eine ganz dumme Antwort und bemerkte, als er sie daraufhin erstaunt anblickte, daß sie so blaß geworden war, als ihr gelblicher Teint und ihre gewöhnliche Stubenfarbe das irgend zuließen. Er hatte sie neckend ins Ohr gezwickt und gefragt, wo denn wohl das Fräulein seine Gedanken spazieren führe.

In der nächsten Unterrichtsstunde hatten die beiden Mädchen verweinte Augen gezeigt und auffallend verwirrte Antworten gegeben, so daß der kleine Arnold sie mit leichter Mühe durch sein Wissen zu beschämen vermochte. Nach Bubenart genoß der Knabe seinen

Triumph mit höhnischem Lächeln, und der gutmütige Peter gedachte die geärgerten und gedrückten Mädchen dadurch aufzumuntern, daß er ihnen vorschlug, sie sollten bei dem schönen Frühlingswetter mehr spazierenlaufen, damit sie mit frischeren Köpfen an die Arbeit herangehen könnten. Er erbot sich selbst, sie gelegentlich, wenn es seine Zeit erlaubte, zu begleiten. Es konnte Peter nicht entgehen, daß bei diesem Vorschlag die Schwestern einander schier erschrocken ins Gesicht starrten. Zum Überfluß platzte auch noch Arnold mit dem hämisch-vergnügten Ruf heraus: „Ach Gottchen, das gibt wieder was! Fahrt euch doch nur nicht gleich in die Haare!"

„Wieso denn?" fragte Peter arglos.

Und als der Junge den Mund zur Antwort auftun wollte, versetzte ihm Siglinde einen derben Puff in die Rippen und fuhr ihn an: „Dummer Junge, was fällt dir denn ein!"

Armgard aber zog hastig ihr Taschentuch hervor und stürzte davon, als ob sie von Nasenbluten überrascht würde. Sie kam auch nicht wieder herein, und die beiden Zurückgebliebenen waren so unaufmerksam, daß sie von dem Schluß der Stunde nichts mehr profitierten.

Zufällig traf Peter andern Tages mit Arnold Gumbinner, der von der Schule heimkam, auf der Straße zusammen. Der Knabe schloß sich ihm an, und es bedurfte nur einer Frage seitens Peters, um ihn gesprächig zu machen. „Na, wissen Sie, Herr Karn," sagte der Junge altklug, „daß Sie das aber auch noch nicht gewahr geworden sind! Die beiden Marjellen sind doch mächtig in Sie verschossen. Die glotzen Sie doch in der Stunde egal an, als ob sie Sie auffressen wollten. Ich hab' mir doch gleich so was gedacht."

„Ach was, Junge, du bist nicht recht gescheit!" verwies ihn Peter ärgerlich. „Was das für Einbildungen sind! Sie passen eben gut auf, das ist alles."

„Jawoll!" rief Arnold gekränkt, „aufpassen tun sie

scharf genug, ob Sie zu einer netter sind als zu der andern. Das ist doch für die Gänse die Hauptsache. Und wie Sie neulich über die Armgard weg ins Klavier gelangt haben und dann die Siglinde in den Ohrlappen gezwickt, da haben sie das Zanken gekriegt. Wie die Katzen haben sie gesaucht, daß ich alles nebenan hören konnte. Was die sich alles vorgeschmissen haben — och nee! Sie machten Ihnen Augen und schämten sich nicht einmal und drängelten sich heran an Sie und ich weiß nicht was noch alles. Die Armgard sagte, die Siglinde wäre ein kokettes Balg; und die Siglinde sagte, die Armgard würde sich Ihnen nächstens auf den Schoß setzen, wenn Sie sie ans Klavier heranholen. Und wie Sie nun vollends das mit dem Spazierengehen gesagt haben, da gab's mächtigen Krach. Ich hab' am Schlüsselloch gehorcht und hab' mir en Ast gelacht. Was so Marjellen giftig werden können; erbarmen Sie sich! Und sonst tun sie immer so zipp, als wenn sie kein Wässerchen trüben könnten. Alle beide haben sie sich angeschrieen, daß sie um keen Jald mit Ihnen spazierengehen würden, wenn die andre dabei wäre. Aber allein will auch keine die andre mit Ihnen gehen lassen, Herr Karn. Ich hab' mich, weiß Gott, scheckig gelacht."

Peter verwies dem Jungen seinen bösen Mund und seine Horcherei mit ernsten Worten. Dann ließ er ihn verdutzt stehen und schlug eine andre Richtung ein. Die dumme Geschichte war ihm höchst unangenehm. Er durfte sich sagen, daß bei ihm auch nicht die Spur eines Verschuldens lag, und es konnte ihm ja schließlich ganz gleichgültig sein, was die albernen Geschöpfe sich einbildeten. Aber wenn es bei ihnen wirklich Ernst wurde mit der Verliebtheit und er dadurch den satten Frieden der Familie störte, so konnte ihm das den sicheren Boden seiner Königsberger Existenz unter den Füßen wegziehen. Und was dann? Er beschloß, mit der Mutter ein ernstes Wort zu reden.

Bei der nächsten Unterrichtsstunde war Frau Gumbinner wieder einmal zugegen, und geschärft, wie Peters Blick durch die Eröffnung des Knaben Arnold war, konnte es ihm nicht entgehen, daß das mütterliche Auge mit ganz verdächtiger Zärtlichkeit auf ihm ruhte und daß ihre nervösen Blicke fortwährend zwischen ihm und den beiden fetten Mädchen auf der Lauer lagen. Nach Beendigung des Unterrichts hielt sie den jungen Meister noch eine ganze Weile schwatzend fest und verstand das Gespräch sehr geschickt auf den heiligen Ehestand zu bringen. Ein Künstler bedürfe zur unbehinderten Entfaltung seiner Kräfte des Friedens einer behaglichen Häuslichkeit und für einen Musiker komme natürlich nur eine durch und durch musikalische Frau in Frage; aber es müsse auch eine Frau sein, die ihm die pekuniären Sorgen fernzuhalten imstande sei, und sie könnte sich für ein musikalisches Mädchen mit einigem Vermögen kein schöneres Glück denken, als einem aufstrebenden Genius als freundlicher Hausgeist zur Seite zu stehen.

Das war reichlich deutlich, dachte Peter und blieb der eifrigen Mutter die deutliche Antwort nicht schuldig. Er erklärte lachend, er fühle sich für den Ehestand lange noch nicht reif, er bedürfe noch der Leidenschaft, um seiner Phantasie gehörig einzuheizen, und außerdem sei er viel zu stolz, um sich von einer Frau ernähren zu lassen, auch wenn er sie noch so sehr liebte. Er ließ Madame mit langem Gesicht stehen und verließ hoch erhobenen Hauptes das Zimmer.

Wenn Peter glaubte, nun endlich die Atmosphäre gereinigt und einen vernünftigen, bequemen modus vivendi festgestellt zu haben, so irrte er sich doch gewaltig. Die beiden unglücklichen Fäßlein entzündeten ihre Verliebtheit immer aufs neue an ihrer Eifersucht. Sie suchten sich gegenseitig in ihren Leistungen zu überbieten und wandten alle möglichen Kniffe an, um außer ihren aufgegebenen Arbeiten heimlich voreinander noch

Kompositionsversuche zu machen und durch deren Länge und Schwierigkeit eine die andre auszustechen. Das war natürlich um so schwerer auszuführen, als sie ein gemeinsames Zimmer bewohnten und fast immer beieinander waren. So verfielen sie darauf, diese heimlichen Arbeiten auf den Bänken der Promenade oder in den Wohnungen ihrer Freundinnen anzufertigen. Siglinde lieferte als erste eine solche heimliche Privatarbeit ab und heimste des Lehrers Lob tief erglühend ein. Darüber brach Armgard vor Wut in Tränen aus — und als bei nächster Gelegenheit Armgard gar mit dem schweren Geschütz einer Fuge anrückte, fehlte wenig, daß Siglinde in Ohnmacht gefallen wäre. Sie kam aber sofort wieder zu sich, als die schwesterliche Fuge, auf dem Klavier gespielt, sich als scheußlich klingend erwies. Der arme Peter war manchmal in Verzweiflung, wie er sich dieser leidenschaftlichen Eifersucht gegenüber verhalten solle. Er war vor jedem Wort auf der Hut und bemühte sich nach Kräften, Lob und Tadel gleichmäßig zu verteilen und die Wärme seiner Anerkennung wie die Schärfe seines Tadels beiden Schwestern gleichmäßig zuzumessen. Aber das half auch nicht viel. Auch die Mutter schien durchaus nicht endgültig abgeschreckt durch seine deutliche Ablehnung aller Heiratsabsichten, sondern bemühte sich nur zu offensichtlich mit schwiegermütterlichem Umgirren, um ihm die Angliederung an die Familie Gumbinner nahezulegen. Nur der Vater beteiligte sich nicht an diesem Kesseltreiben, denn ihm, als praktisch denkendem Manne, wäre es weit lieber gewesen, seine Töchter an gutsituierte Kaufleute abzugeben, denen er nicht gleich eine große Mitgift herauszurücken brauchte, als so einem Künstler, der ja trotz aller Genialität sein Leben lang zu einem dürftigen, allen Zufällen des Erfolges preisgegebenen Dasein verurteilt sein konnte. Es war ihm auch gar nicht recht, daß der kleine Arnold so gute Fortschritte in der Musik machte, denn er be-

gann bald seine Schulaufgaben darüber zu vernachlässigen und sich in den Kopf zu setzen, daß er zum Musiker bestimmt sei.

Es sollte aber noch schlimmer kommen. Eines schönen Tages nämlich traf Peter Armgard, als er zum Unterricht erschien, allein an. Siglinde lag krank zu Bett, Arnold war durch seine Schulpflichten verhindert teilzunehmen und die Mutter in der Säuglingsfürsorge tätig. Armgard war nun von Beginn der Stunde an so aufgeregt und geistesabwesend, daß sie törichte Antworten gab und ganz dumme Fehler machte. Da verlor Peter die Geduld und schnauzte sie ziemlich grob an. Selbstverständlich brach Armgard in die üblichen Tränen aus. Es gibt nicht viele Mädchen, die durchs Weinen schöner werden, und Armgard gehörte ganz entschieden nicht zu diesen Bevorzugten. Sie verzog ihr gutmütiges flaches Gesicht zu einer so komischen Grimasse, daß Peter unwillkürlich lachen mußte. Das Lachen war durchaus nicht bös gemeint, aber es kränkte das weichherzige Mädchen so empfindlich, daß sie ganz fassungslos zu schluchzen begann. Da legte Peter den Arm um ihre Schultern, schüttelte sie neckisch und sagte: „Na, na, na, was ist denn das, Kindchen, wer wird denn gleich! Ist denn das Unglück gar so groß, wenn man mal ein bißchen geschimpft kriegt?"

„Ach, geben Sie sich doch gar keine Mühe, Herr Karn!" jammerte die betränte Armgard. „Ich weiß doch, was ich weiß, Sie können sich ja gar nicht verstellen; Sie mögen mich eben nicht leiden — Sie können mich nicht ausstehen — ich bin Ihnen zu dumm und zu häßlich — und — und — wenn die Siglinde nicht dabei ist, dann ist es Ihnen zu langweilig."

Peter sprang auf und fuhr sich verzweifelt durch den Lockenschopf: „Aber mein bestes Fräuleinchen," rief er, „das ist doch Unsinn! Was machen Sie sich bloß für unnütze Gedanken. Sie sind mir als Schülerin alle beide gleich lieb und wert; und sonst als Mensch ...

ich maße mir ja nicht an, Sie menschlich so genau zu kennen, aber mir will's scheinen, als ob Sie die tiefer Empfindende wären, wenigstens liegt in Ihrem Cellospiel mehr Empfindung als in Fräulein Siglindens Geigenspiel. Aber sagen Sie das um Gottes willen nicht weiter, sonst habe ich wieder alle Hände voll zu tun, um Fräulein Siglinde zu beruhigen."

Armgard blinzelte ihn durch ihre Tränen hindurch mißtrauisch an. „Dann machen Sie sich überhaupt gar nichts aus uns," flüsterte sie, mühsam ihr Schluchzen unterdrückend.

„Nee, aber Kindel — so was!" Und da er weiter nichts zum Troste zu sagen wußte, so strich er ihr zärtlich über den dunkeln Scheitel. Da versiegten ihre Tränen sofort und sie saß gebeugten Hauptes beseligt da.

Peter versuchte den Unterricht wieder aufzunehmen, aber es wurde nichts Rechtes daraus. Und so erzählte er dem Mädchen, um es aufzumuntern, allerlei harmlose Schwänke aus seinem Leben, schilderte mit humoristischer Selbstverspottung die ärgsten Hungerepisoden seines Daseins und seine geringen Aussichten, es je zu einer sorglosen bürgerlichen Existenz zu bringen. Und als die Uhr endlich die erlösende Stunde schlug, drückte er Armgard herzlicher als je zuvor die Hände und sagte fröhlich aufmunternd: „Also nicht wahr, Fräuleinchen, jetzt gibt's keine Mißverständnisse mehr zwischen uns, und Ihre Tränen sparen Sie sich für bessere Gelegenheiten." Damit machte er sich schleunig davon.

Am späten Nachmittag desselben Tages überraschte ihn Eduard Gumbinner durch einen Besuch in seiner bescheidenen Behausung. Der junge Mann hatte für diese Gelegenheit auffallend feierliche Toilette gemacht und sein langer Bratenrock verlieh ihm eine gewisse Würde, zu der sein knabenhaft verlegenes Wesen nicht recht stimmen wollte. Peter merkte es seinem unruhigen Blick und seinen nervös zuckenden Mienen auch sofort

an, daß er mit diesem Besuch mehr als nur eine Höflichkeit im Namen der Familie bezweckte, wenngleich er zunächst nur unbeträchtliches Zeug über alle möglichen Gegenstände schwatzte und dazu eine größere Anzahl russischer Zigaretten konsumierte. Peter wäre, da er ihn gerade bei der Arbeit gestört hatte, den Besucher gern bald los geworden, aber er klebte und fand kein Ende mit seinem überflüssigen Geschwätz. Endlich schnappte er auf Peters Frage nach Schwester Siglindens Ergehen ein.

„Leider gar nicht gut," erwiderte er verlegen, indem er dabei an seinen kurzen, dicken Fingern zog, daß sie in den Gelenken krachten. „Ich muß Ihnen nämlich sagen — das heißt, es hat mich niemand beauftragt, aber ich dachte mir, für meine Mutter wäre es vielleicht peinlich — und mein Vater kümmert sich grundsätzlich um so was nicht — und da dachte ich mir, wir könnten vielleicht unter uns Männern am einfachsten ins klare kommen."

Peter horchte auf und sagte etwas ungeduldig: „Schön, schön, schießen Sie los, ich bin ganz Ohr."

„Na, ich denke, es wird wohl ohne Schießerei abgehen," versuchte der junge Mann zu scherzen. „Eine offene Aussprache ist in solchen Fällen doch wohl immer das beste."

„In was für Fällen denn? Ich wüßte nicht, daß ich mir irgend etwas hätte zuschulden kommen lassen."

„Das wohl gerade nicht," tastete sich der Jüngling vorsichtig weiter, indem er heftig an seiner ohnehin schon geröteten Nase rieb. „Sie haben wohl nur in Ihrem Bestreben, keine Eifersucht aufkommen zu lassen, meine Schwestern — wie soll ich sagen? — balancierend behandelt. Heute waren Sie mit Armgard zum erstenmal allein, und Armgard hat sich leider nicht enthalten können, Siglinde gegenüber damit zu prahlen, daß Sie sie sehr — na, ich will mal sagen: freundlich behandelt hätten. Siglindens Zustand hat sich darauf-

hin so verschlimmert, daß der Arzt ganz besorgt war."

„Ach du lieber Gott!" fuhr Peter ärgerlich auf. „Soll ich vielleicht dafür können?!" Er schickte sich an, ihm die Szene mit Armgard wahrheitsgetreu zu schildern, aber der junge Gumbinner ließ ihn nicht ausreden.

„Na ja, na ja," fiel er ihm ins Wort. „Sie mögen sich ja nichts Böses dabei gedacht haben — als Künstler sind Sie ja wohl auch gewöhnt, mit Damen freier umzugehen; aber das sind eben doch Damen vom Theater oder so was — in unsern Kreisen hat man da vielleicht doch andre Anschauungen."

„Erlauben Sie mal," fuhr Peter laut dazwischen, „mit Prinzessinnen würde ich auch nicht anders umgehen."

„Mit Prinzessinnen — ja, das mag ja sein; aber sehen Sie, bester Herr Karn, gerade in soliden bürgerlichen Kreisen pflegt man, wenn ein junger Mann in einem Hause so mit offenen Armen aufgenommen worden ist wie Sie, und er wird dann mit den Töchtern des Hauses immer vertrauter, und man zeigt ihm auch von allen Seiten, daß man ihn gern noch enger an sich fesseln möchte ... ich meine, dann pflegt man eben zu erwarten — besonders, wenn es schon zu eifersüchtigen Szenen zwischen den jungen Mädchen gekommen ist —, daß der betreffende junge Herr — ich meine — sich für eine von beiden bestimmt erklärt."

Peter staunte seinem Besuche mit offenem Mund ins Gesicht. Dann zuckte er die Achseln und schüttelte den Kopf. „Das verstehe ich nicht. Können Sie sich denn nicht vorstellen, daß man jungen Damen Unterricht geben kann auch ohne Heiratsabsichten? Himmlischer Vater, da müßte man ja als Musiklehrer überhaupt auf erwachsene Schülerinnen verzichten!"

„Ja aber," beharrte der junge Mann eigensinnig, „wir haben Sie doch nicht wie einen bloßen Musiklehrer, sondern wie einen lieben Freund des Hauses behandelt."

„Aber ich habe Ihre Fräulein Schwestern nur wie Schülerinnen behandelt; keine der andern vorgezogen. Ich begreife absolut nicht, was Sie von mir wollen, Herr Gumbinner. Sind Sie denn noch so jung, daß Sie noch nicht wissen sollten, daß zum Heiraten zwei gehören, die alle beide wollen? Ich will nämlich nicht, Herr Gumbinner, ganz und gar nicht! Und wenn ich wirklich ans Heiraten dächte, dann müßte die betreffende junge Dame vermutlich sehr anders ..." Er verschluckte den Rest des Satzes, um die brüderliche Liebe nicht zu kränken, und dann klopfte er Herrn Eduard gemütlich auf den Rücken und fuhr lachend fort: „Nee, wissen Sie, Verehrtester, mit Ihrem Vermittlungseifer haben Sie sich ein bißchen übernommen. Ich glaube schwerlich, daß Ihre Eltern mit diesem Schritt einverstanden sein würden — Ihr Herr Vater wenigstens sicher nicht."

Herr Gumbinner junior bekam feuerrote Ohren und die blaue Ader auf seiner Stirn schwoll ihm dick an. „Herr Karn, ich glaube zu wissen, was ich meiner Familie schuldig bin," stieß er gekränkt hervor.

Peter rang die Hände. „Jeses, Jeses, was seid ihr für empfindliche Leute!" spottete er gutmütig. „Na, kommen Sie, Freundchen, schmettern wir einen zusammen. Wir können doch unmöglich so gereizt und mißvergnügt voneinandergehen. Kommen Sie, machen wir der Sache kavaliermäßig ein Ende: lassen wir Blut fließen! Ich weiß einen alten Burgunder unten im Blutgericht, dem widersteht selbst ein eingewurzelter Groll nicht."

Der junge Herr sträubte sich einigermaßen, aber schließlich ließ er sich doch überreden und sich von dem gewalttätigen Musikmeister den Hügel hinaufschleifen, auf dem der berühmte alte Schloßhofkeller gelegen ist. Der Schlußerfolg der langen andächtigen Sitzung war der, daß Peter Karn und Eduard Gumbinner Brüderschaft tranken, sich ewige Freundschaft gelobten und

Peter endlich die Stütze des Hauses Gumbinner schwer bezecht am Fuße der väterlichen Treppe ablieferte.

Am andern Morgen, schon beizeiten, machte Peter auf alle ihm erreichbaren musikalischen Fachblätter Jagd und fand auch wirklich in einem derselben eine Stelle als Fagottist im Kurorchester von Bad Ischl ausgeschrieben. Er verfügte sich sofort auf die nächste Post und telegraphierte an die angegebene Adresse, denn er war fest entschlossen, dem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen. Dem Ischler Angebot gab er vor allen andern den Vorzug, weil es von dort nach Wien nicht allzu weit war, und weil er gehört hatte, daß eine große Anzahl der hervorragendsten Wiener Musiker ihre Sommerferien in Ischl zu verbringen pflegten. Auch Meister Johannes Brahms sollte dort schon eingekehrt sein. Wenn ihm endlich einmal das Glück günstig war ... und er konzentrierte seine ganze Willenskraft auf den Gedanken: „Du mußt zu Brahms vordringen und ein entscheidendes Urteil über deine Begabung von ihm erzwingen." Leute mit starkem Willen machen sich auch den launischen Zufall gefügig — am selben Abend noch hielt er ein Telegramm aus Ischl in Händen, durch welches seine Bewerbung angenommen wurde.

Achtes Kapitel

In welchem Peter die Natur und Toni ihren Erbonkel entdeckt, und welches außerdem manch nachdenksames Wort über Eifersucht, Vorschuß und andre Wichtigkeiten enthält.

Unser guter Freund, Peter Karn, war nunmehr zweiundzwanzig Jahre alt geworden, ohne mit Allmutter Natur in ein auch nur einigermaßen vertrautes Verhältnis zu kommen. Als richtiges Armeleut- und Stadtkind hatte er seine ersten zehn Lebensjahre zwischen Waschküche und Schulstube verteilt, späterhin im dumpfigen Massenquartier der Musiklehrlinge vegetiert und sich viele Nächte auf Tanzböden um die Ohren geschlagen, um endlich als Hochschüler wie als selbständiger Musiker von dem Pflaster der Großstadt nicht mehr herunterzukommen. Mit dem nackten Erdboden hatten seine Stiefelsohlen nur bei Gelegenheit der gemeinsamen Märsche über Land zu den dörflichen Tanzmusiken und bei Spaziergängen mit Toni im Leipziger Rosental Bekanntschaft gemacht. Im allgemeinen haßte er das Spazierengehen geradezu und erklärte es verächtlich für eine Beschäftigung für Tapergreise, Kindermädchen und Tagediebe. In seinem Lausbubenalter hatte er im Pfarrgarten den Kameraden eifrig Obst stehlen helfen, und die Erinnerung daran verklärte ihm die wohlschmeckenden Erzeugnisse der Natur mit einem gewissen romantischen Schimmer; mit Toni war er im Mondschein spazieren gewandelt — der Mond hatte wohl

auch zu seinen ersten tolpatschigen Versuchen im Minnedienst kleinstädtischer und ländlicher Schönen geleuchtet — darum hatte er für den bleichen Gesellen ein wenig ironische Sentimentalität übrig — im übrigen aber war es ihm ganz gleichgültig, ob vor den Toren der Stadt, die ihn gerade beherbergte und ernährte, sich fruchtbares Ackerland in endloser Fläche dehnte, oder der Hochwald auf sanften Hügeln rauschte, oder Sand und dürre Heide der Bepackung durch hochragende Steinkolosse entgegenharrten. Kaum, daß das Wetter auf seine Stimmung und auf seine Schaffenslust einigermaßen einwirkte. Er liebte den Winter, weil es da mehr zu verdienen gab, und er schätzte den Sommer, weil es sich da etwas billiger leben ließ und er da mehr Zeit für seine künstlerische Privatarbeit fand. Im übrigen aber hatte ihn noch niemals ein schöner Sonnenuntergang oder sonst eine Naturstimmung musikalisch angeregt. Er war eben ein reiner Hirnmensch geworden, der natürliche Kern in ihm dutzendfach überfirnißt, eingewickelt, verpackt, etikettiert und petschiert von lauter Zivilisation und künstlerischer Kultur. Auf der Fahrt von Königsberg nach Ischl über Breslau, Prag, Linz, ,Salzburg hatte er eigentlich zum erstenmal in seinem Leben mit einiger Gemütsteilnahme in die Schönheit der Welt hinausgeschaut. Innerhalb des königlich preußischen Eisenbahnbetriebes war er selbstverständlich vierter Klasse gefahren, und als er auf böhmischem Gebiet endlich in die dritte Klasse und damit in die Schnellzüge aufrückte, fesselte zunächst die Neuartigkeit der menschlichen Umgebung seine Teilnahme viel mehr, als das Landschaftsbild, das draußen an seinen müden Augen vorbeihuschte. Erst als der Zug sich Salzburg näherte, begann ihn das Ungewöhnliche des Ausblicks zu fesseln. Das Hochgebirge war ihm etwas ganz Neues. Und als er endlich gar mit der Salzkammergutbahn hoch oben an steilen, bewaldeten Bergabhängen auf kühnem, schlängelndem

Schienenwege dahingetragen wurde, zur Linken, hochauf sich türmend, Wald und Fels, zur Rechten tief unten die grünen Seen, die lieblichen Dörfer und Städtchen, und in der Ferne die grünen Matten, die wilden Schroffen und weißen Firne der Alpen, gruppen- und kettenweise hintereinander gelagert, bis endlich die fernsten im tiefen Blau des klaren Sommertages verdämmerten, da begann ihm ein Verständnis dafür aufzugehen, daß es so viele Menschen geben konnte, die sich im grauen Einerlei ihres Alltagsdaseins vor Sehnsucht nach solchen Herrlichkeiten schier aufrieben und sich nickelweise das Geld zusammendarbten, um sich und ihren Lieben in heiß ersehnter Ferienzeit eine Flucht in solches Paradies zu ermöglichen.

Da er ein paar Tage vor Saisonbeginn in Ischl angekommen war und die Proben ihn nur wenige Stunden täglich in Anspruch nahmen, so fand er Zeit genug, um Schusters Rappen in der hochherrlichen Umgebung des Weltbades und kaiserlichen Sommersitzes herumzutummeln. Er machte seine Ausflüge ganz allein und aufs geratewohl. Er besaß weder einen Führer noch befragte er irgendeinen Menschen um die lohnendsten Sehenswürdigkeiten. Er lief einfach drauflos, jedesmal in andrer Richtung, ölte seine Gelenke, straffte seine Muskeln und freute sich seiner jungen Kräfte von ganzer Seele. Ob die Natur, die er so für sich entdeckte, ihm heroisch kam oder idyllisch, ob er auf verschlungenen Waldwegen sich verirrte und stundenlang mit bellendem Magen nach einem Ausweg zu den Menschen suchen mußte, oder ob er an schönen Aussichtspunkten dieses Ungeziefer in hellen Haufen beisammen traf, das war ihm gänzlich einerlei; er war überall und unter allen Umständen des freudigen Staunens voll über die große Entdeckung, die sein Schicksal ihm zweiundzwanzig Jahre lang vorenthalten hatte: die Entdeckung der Natur. Die Schönheitssehnsucht, die doch immer in ihm gesteckt haben mußte, denn sonst hätte

er nicht zum Künstler werden können, die hatten ihm bisher die großen ewigen Werke der Kunst und die hübschen Mädchen, die ihm über den Weg gelaufen waren, zur Genüge gestillt — nun endlich wurde es ihm bewußt, daß er bisher nur im letzten, dem Nachtragsbande der sämtlichen Werke des Weltenschöpfers, studiert und von den voraufgehenden inhaltsreichen Folianten keine Ahnung gehabt habe. Er mußte an den mitleidig verächtlichen Ausruf seines Freundes, den dummen August, in Aabo denken: „Sie haben ja überhaupt keine Weltanschauung!" Ja wahrhaftig! dieser Philosoph unter der Clownmaske hatte ganz recht gehabt, ihn nur für einen halben Menschen, einen oberflächlichen Tagfalter und Honignascher, einen stumpfsinnig selbstzufriedenen Empfindungskrüppel zu halten. Freilich war Peter Karn viel zu robust gesund, um sich von der Natur zu Boden schmettern zu lassen; aber er wurde doch wenigstens klein ihr gegenüber und die Augen begannen ihm darüber aufzugehen, wie unerheblich alles Menschenwerk, mit ihrem riesigen Maßstabe gemessen, sich ausnehme. Er hatte es bisher als eine so große, ein ganzes Menschendasein mit stolzer Befriedigung erfüllende Aufgabe betrachtet, die Ohren der Menschheit mit wonnigen Klanggebilden zu umschmeicheln — und nun, wenn er seine Fagottstimme in Ouvertüren, Walzern und Potpourris blies, kam ihm dies Tun schier lächerlich unbeträchtlich vor. Er hatte hoch über dem Traunsee unter einem schützenden Felsvorsprung ein prachtvolles Gewitter erlebt mit großer dekorativer Schlußapotheose, Regenbogen, Alpenglühen, wunderbaren Himmelstinten, und dabei war ihm selbstverständlich der Schluß des Rheingoldes und Beethovens Pastorale eingefallen. Kunstwerke ersten Ranges blieben diese Wunderwerke freilich auch dem Erlebnis der Natur gegenüber, aber vor ihrem Maßstabe schrumpften sie fast zu Kunststückchen zusammen. An diesem Abend kroch Peter, schreckhaft wie

ein kalter Wurm, das Verzagenwollen übers Gemüt. Aber schon, als er bei einem guten, einfachen Abendessen in dem ländlichen Wirtshaus saß, schleuderte er den Wurm energisch zu Boden und zertrat ihn mit dem Fuße. „Ach was," dachte er, „sind wir denn bloß zum demütigen Genießen etwa da? Soll denn ehrfürchtiges Erschauern die einzig menschenwürdige Betätigung gegenüber der schöpferischen Weltseele sein? Ei, Gott bewahre! Sie macht uns das Schaffen im Großen vor, damit wir ihr im Kleinen nacheifern sollen. Schaffen, schaffen, nichts als schaffen ist unser Daseinszweck! Also, Peterle, laß dir deinen klaren Kopf nicht verwirren, sondern mühe dich weiter ab mit deinem künstlichen Kleinwerk zur Ergötzung menschlicher Ohren. Gewöhne dir den Hochmut ab, als ob du damit des Ewigen Werke vermehren hülfest, aber verzage auch nicht in deiner Bescheidenheit, sondern mache deine Sache mit allem Fleiß so gut du irgend kannst."

Als die regelmäßigen Konzerte der Kurmusik begannen, war freilich den weiten Ausflügen ein Ende gesetzt, denn nun hieß es, drei- bis viermal täglich Dienst tun, und die freien Stunden waren durch die Mahlzeiten, die notwendige Ruhe danach, soweit in Anspruch genommen, daß nur noch zu kleineren Spaziergängen Zeit blieb. Und auf diesen Wegen in der unmittelbaren Umgebung des wimmelnden Badebetriebes war es unmöglich, den Menschen zu entgehen. So jung auch Peters Verhältnis zur Natur war, so fand er doch gerade in der Erschütterung der ersten Liebe den blamabeln Eindruck der Gegensätzlichkeit zwischen der Natur und der Kulturmenschheit fast noch schmerzlicher als ein ergrauter und bewährter Liebhaber der unbefleckten Gotteswelt. Er ließ sich von den Kameraden, fast lauter geborenen Österreichern, sagen, wo die Wiener Musikgrößen und sonstigen interessanten Erscheinungen der Kunstwelt zu treffen seien, und begann diese Örtlichkeiten — Cafés natürlich und Garten-

restaurants — mit seinem Besuche zu beehren. Es war unmöglich, die auffallende Tatsache nicht zu bemerken, daß in diesem Kreise, an den er sich neugierig heranpirschte, Angehörige seiner eigenen Rasse überaus selten waren. Die Namen der Wiener Musikgrößen, die ihm am Ohr vorbeihuschten, oder die er vom Oberkellner erfragte, waren fast alle dem Tier-, Pflanzen- oder Mineralreich entnommen, endeten auf -berg, -stein, -heim oder zeigten die Provenienz aus bestimmten, von den orientalischen Flüchtlingen einst bevorzugten Ortschaften deutlich an. Es war auch offenbar, daß diese Herrschaften sich völlig sicher unter sich fühlten, denn der mehr oder minder gutmütige Spott über ihre eigene Rasse bildete einen Lieblingsgegenstand der Unterhaltung. Wenn die Kunst, das heißt die Bestellungen der Theaterdirektoren und Verleger, die Honorare und Tantiemen, die idealen Wechselbeziehungen zwischen Librettisten, Komponisten, Zeitungsmenschen und Agenten erledigt war, so entzündeten regelmäßig die mehr oder minder virtuos vorgetragenen jüdischen Witze verständnisvolle Heiterkeit, und zum Schluß ging es selten ohne boshafte Verulkung irgendeines Zunftgenossen ab, der durch allzu geflissentliche Verschminkung seines Namens und seiner Art unter den Ariern für einen Arier zu passieren versuchte. Das muntere Völkchen schien sich aber zu Peters Verwunderung, so lange es unter sich war, auch die schonungslosesten Scherze nicht übel zu nehmen, sofern sie nur gut zugespitzt und bei passender Gelegenheit vorgebracht wurden. Der gute Peter kam sich mit seiner norddeutschen Vierschrötigkeit, obwohl er selbst über einen guten Humor und nicht geringe Schlagfertigkeit verfügte, geradezu dumm und unbeholfen vor. Die elegante Leichtigkeit, mit der in dieser Gesellschaft die Geschosse des Witzes abgefeuert und pariert wurden, imponierte ihm nicht wenig, und der weiche, gedehnte Tonfall, die liebenswürdige Drolligkeit des Wiener Dialektes machte auch das alltäglichste

Geschwätz für seine Ohren eigenartig reizvoll. Dazu kam noch, daß viele sehr hübsche und elegante Frauen und Mädchen das Bild dieser Gesellschaft anmutig belebten. Das war alles für den eifrig nach allen Richtungen die Ohren spitzenden und den hellen Blick herumschießen lassenden Peter höchst neu und unterhaltsam. Aber wenn er ein solches Kaffeehaus verließ, begrüßte er jedesmal die frische Waldluft mit einem tiefen „Uff" der Erleichterung und legte sich kopfschüttelnd die Frage vor: „Was haben diese Menschen just an diesem schönen Erdenfleck zu suchen? Haben sie wirklich auch das Bedürfnis, sich wenigstens einmal im Jahre für kurze Zeit klein zu fühlen? Tragen Sie die Sehnsucht nach der Einsamkeit, nach der Einfalt im Busen gleich andern großstädtischen Kulturflüchtlingen? Warum hängen sie sich dann auch hier wieder einer an den andern und ballen sich zu einem surrenden Klumpen zusammen wie die schwärmenden Bienen? Ist's etwa, daß die Isaaks und die Levis, die Hirsche, Wölfe, Bären, Diamant- und Karfunkelstein, die Goldmanns und die Silberbaum sich unter dem Wirtsvolk vereinzelt nicht sicher fühlten? Das konnte es doch wohl nicht sein, denn die biederen Älpler würden den Leuten, die ihnen so viel gutes Geld ins Land trugen, sicher nichts zuleide tun. Und die Ober-, Nieder-, Hinterhuber, die Gruber aller Schattierungen und alle die auf -hofer, -berger und so weiter ausgingen, klumpten sich schier ebenso eifrig zusammen; Herdeninstinkt, nichts weiter! Was sich klumpt in dieser Art, das kann wohl kein Künstler sein, kalkulierte Peter tiefsinnig. Man sah es am Gegenbeispiel: Brahmse und Bruckners waren keine darunter unter dem Bienenschwarm.

Mit seinen Genossen von der Kurkapelle vermochte Peter nicht recht warm zu werden. Die meisten von ihnen waren Slawen, ausgezeichnete Musikanten, aber als Menschen unergiebig. Über die übliche Fachsimpelei kam er im Gespräch mit ihnen kaum einmal

hinaus. Da lag es ihm denn um so näher, sich mit allem, was er auf dem Herzen hatte, zu seiner Toni zu flüchten. Nie zuvor hatte er ihr so lange Briefe geschrieben. Er hatte sich bisher darauf beschränkt, ihr das Tatsächliche seines Erlebens mitzuteilen und zu rapportieren, was er Neues geschaffen hatte oder zu schaffen gedachte. Auf schwärmerische Liebesergüsse hatte er sich ebensowenig eingelassen wie Toni. Dergleichen lag ihnen allen beiden nicht. Auch jetzt behielt er die starke Gemütsbewegung, die ihm die neuen großen Eindrücke von der Natur eingebracht hatten, für sich oder deutete sie wenigstens nur in seiner jungenhaft verschämt spottenden Weise an. Er war ja kein Wortkünstler und war sich wohl bewußt, daß die arg gebildete und geschmackvolle Toni für etwaige Versuche, ihr originelle Naturbeschreibungen zu liefern, nur überlegene Ironie übrig gehabt haben würde. Desto amüsanter fielen seine unbefangenen derben Bemerkungen über das Menschengeziefer aus, womit er seine Briefe füllte.

Tonis Antwort ließ ausnahmsweise lange auf sich warten, so daß Peter schon unruhig zu werden begann, in der Annahme, sie könnte vielleicht erkrankt sein. Als er endlich Mitte Juli das langersehnte Schreiben von ihr in Händen hielt, konnte er sich doch nicht wesentlich glücklicher fühlen, denn sein Inhalt beunruhigte ihn nicht weniger, als wenn er erfahren hätte, sie liege an der Lungenentzündung danieder. Das Schreiben war von Wiesbaden datiert und lautete also:

„Hochzuverehrendes armes Peterl! Gar kein Grund Dich aufzuregen. Mir ist's im Gegenteil noch nie so gut gegangen, ich bin auch keineswegs zur Kur hier, sondern — denke Dir! — nur als Stütze meines viel besagten — Erbonkels! Wir hatten von diesem, schon beinahe sagenhaft gewordenen Meergreis schon seit Jahrzehnten nichts andres gehört und gesehen, als das Wildbret, das er uns von Zeit zu Zeit mit einem

Gruß auf dem Abschnitt der Paketadresse in die Küche lieferte, und den guten Wünschen, womit er seine Postanweisungen zu Weihnachten und Geburtstagen begleitete. Nie hatte er uns auf sein Gut eingeladen und wir stellten ihn uns vor als so eine Art Höhlenbären, der brummend und pfotenlutschend seinen allmählichen Übergang in den fossilen Zustand erwartet. Kannst Du Dir mein Erstaunen vorstellen, als ich Anfang Juli einen sehr netten, originellen Brief von ihm bekam mit der Aufforderung, ihn nach Wiesbaden zu begleiten. Er wolle versuchen, durch die dortigen heißen Sprudel seiner sicheren Verkalkung Einhalt zu gebieten. Da er gleichzeitig eine reichliche Beisteuer zu meiner standesgemäßen Equipierung schickte, sagte ich unbedenklich zu. Er hat mich aber doch nicht in seine Räuberhöhle hineingucken lassen, sondern stieg unterwegs zu mir ins Coupé. Ich sage Dir — ein prächtiger Mensch!! So verrückt, wie man eben nur in meiner werten Familie sein kann. Aber durch und durch Original; seine Ansichten, seine Manieren, seine Ausdrucksweise, alles Eigenwuchs; keine dummen Vorurteile, keine beschränkte Altmännerweisheit. Er scheint mit Weibsbildern üble Erfahrungen gemacht zu haben und begegnete mir anfangs mit größter Vorsicht. Jetzt sind wir aber schon die besten Freunde. Außerdem ist er ganz Kavalier der alten Schule und so dekorativ! Ich nehme mich entzückend an seiner Seite aus. Man könnte ihn für einen großen Standesherrn und mich für sein jüngstes Prinzipessel halten, alle Leute schauen uns nach und tuscheln hinter uns her: ‚Wer mag das bloß sein? Sicher eine Fürstlichkeit! Sieh bloß die Füßchen von der reizenden Blondine!' Folglich trage ich nur noch Schuhe mit Schleifen oder Agraffen und seidene Strümpfe; ich hab's ja dazu! Onkel schenkt mir alles, was mir in die Augen sticht, und dergleichen gibt's hier massenhaft. Diese eleganten Läden! Diese eleganten Menschen! Ich denke gar nicht daran, mich

wie diese Russinnen und andre exotische Kleiderständer mit kostspieligem Plunder zu behängen; alles, was ich mir leiste an Lingerie, Kleidern, Hüten, Chaussure und so weiter, ist einfach, aber prima Qualität und totschick. Und ich steche damit im Kurhaus sogar die schönen Amerikanerinnen aus.

„Und nun muß ich Dir noch etwas erzählen. Neulich war hier das letzte Künstlerkonzert. J. M., der so rasch berühmt gewordene spanische Geiger, trat auf. Ich sage Dir, ein himmlischer Tausendsassa! So muß Sarasate gewirkt haben, als er jung war. Die Menschen waren rein toll. Am Schluß mußten sie den Saal verdunkeln, sonst wären sie gar nicht nach Hause gegangen. Ich strömte auch mit ins Künstlerzimmer und richtete ihm Grüße von unserm alten Freund N. aus, weißt Du, der bei uns in Pension war, wie er in Leipzig studierte. Er hat ihn auf seiner ersten deutschen Kunstreise als Pianist begleitet und mir viel von ihm erzählt; besonders von seiner fabelhaften Begabung als Komponist. Da ließ J. M. die ganze andre Gesellschaft stehen und unterhielt sich nur mit mir. Er spricht ein unglaubliches Kauderwelsch von schlechtem Französisch und greulichem Deutsch. Er geigt wie ein Teufel und hat einen Ton von einer Süßigkeit, die eben doch kein Deutscher herausbringt. Ich glaube, der könnte in der rechten Backentasche einen Apfel kauen und mit dem linken Mundwinkel eine Zigarette rauchen und dabei die tollsten Kunststücke Paganinis exekutieren. Er ist noch ganz jung und hat doch schon einen pechschwarzen Vollbart. Überhaupt so was von Schwärze! Der wüste Haarschopf, die Brauen, die Augen — und auf dem Arm, soweit man ihm unter die Manschetten gucken kann — alles schwarz wie ein Uraff. Er hat uns gleich am andern Morgen Besuch gemacht und unglaublich komisches Zeug geschwatzt. Alle Menschen nennt er ‚diese Kamellen‘ (lies: Kamele). Natürlich war er Wunderkind; mit sieben Jahren schon in Mexiko Frenesie

erregt. Ich habe ihm vorgesungen und er hat mich begleitet. So was von Klavierspiel hast Du noch nie gehört! Er knetet die Tasten wie Butter und die Harmonieen tropfen so weich wie Öl heraus. Er hat gesagt: ‚Mademoiselle, vous avez de la misic dans l'âme; vous chantez comme une philomène, wie eine Naktigel.' Und dann hab' ich ihm gesagt, sein Geigen sei ja ganz schön, aber seine Verbeugungen unmöglich, und habe ihm seinen krummen Jungensbückling vorgemacht. Da hat er mich mit seinen Feuerrädern angefunkelt und gesagt: ‚Mademoiselle, das versteh Sie nikt. Ein beau garçon, tout jeune, ein Genie von Komponiste — Komponist mit Stimme, bitte! — Poete, Pianiste und Violiniste wie ein junges Gott — wenn er sich würde auk nok verbeuge wie ein Gentleman, wär zuviel für diese unglicklichen Kamellen, würrden sie ganze verrickte werrden; ich muß ihnen schonen und mir bißel dumm stellen.' Onkel hat ihn derb ausgelacht und ihm auf den Kopf zugesagt, daß solche Eitelkeit auch bloß Mache von ihm sei. Und das hat er ohne weiteres zugegeben, ohne gekränkt zu sein. Er hat gesagt: ‚Wenn man ist Virtuos, so ist man naturellement der affé von der Püblikum; il faut faire des grimasses, des caprioles pour épâter ces Kamellen. Et surtout les femmes! Ist serr leikte ihnen zu maken verrickte. Ich flistere ihnen im Ohr, dann glauben sie alle, daß ich würde verliebt sein zu sie' — aber zu mir hat er nicht im Ohr geflüstert! Ist es nicht merkwürdig, daß die Männer immer gleich wissen, wie sie mit mir dran sind? Ohne daß ich mir eine Tafel um den Hals zu hängen brauche: ‚Hier wird nicht geflüstert!' Vorgestern ist M. nach Spanien abgereist, aber im Winter kommt er nach Leipzig und besucht uns.

„Denke Dir, der Onkel hat alle meine süßen Geheimnisse aus mir herausgeholt! Es war mir unmöglich, ihm etwas vorzuflunkern. Dicht halten wird er sicher, aber ein bißchen ängstlich ist mir jetzt doch zu-

mute, denn er äußert sich absolut nicht darüber, was er nun eigentlich von meiner Aufführung in betreff dieses Fagottisten P. K. denkt. Er schaut mich nur manchmal so merkwürdig von der Seite an.

„Aber jetzt muß ich schließen und mich schnell umziehen, um mit Onkel spazieren zu gehen. Es freut mich riesig, daß es Dir in Ischl so gut gefällt und Du so viel Spaß an den Menschen hast, womit ich Dich ergebenst auf deine Nasenspitze küsse und wie immer bin

Deine geliebte Toni.

„NB. Ich habe Deine drei Briefe erst vorgestern von meiner Freundin nachgeschickt bekommen."

Peter genoß diesen lustigen Brief, wie gesagt, keineswegs mit ungetrübter Heiterkeit. Selbstverständlich wußte er sofort, wer J. M. war, dieser junge spanische Geiger, dessen Stern in Deutschland eben im Aufgehen war. Er konnte die Virtuosen im allgemeinen nicht ausstehen und im besonderen war ihm bewußt, daß seine Toni für alle schwarzen Südländer mit feurigen Mandelaugen eine Schwäche besaß. Es war eigentlich eine Verirrung ihres Geschmackes, daß sie überhaupt auf seine urgermanische blonde Bestialität hineingefallen war. Und da schien es ihm doch höchst unwahrscheinlich, daß die Verirrung dauernd über die angeborene Geschmacksrichtung triumphieren sollte. Außerdem hatte sie ihm noch nie dermaßen unverblümt von einem andern Mannsbilde vorgeschwärmt. Für ihn und seine Angelegenheiten war nur eine dürftige Zeile abgefallen!

In heller Wut setzte er sich hin und schrieb ihr einen sacksiedegroben Brief. Sie solle sich ja nicht etwa als gebunden betrachten und seinetwegen ruhig ihrem Spaniolen in sein Heimatland, wo ja wohl der spanische Pfeffer wüchse, nachreisen — und als Lückenbüßer für ihre gelegentlichen blonden Stimmungen wolle er nicht aushelfen — und er spekuliere keineswegs auf die Erbschaft ihres Onkels, denn er könne seine Verhältnisse

jeden Tag durch eine reiche Heirat ordnen, es koste ihn nur einen Brief nach Königsberg ... und so weiter mit viel Leidenschaft und wenig Grazie. Er schrieb den Brief spät abends, als er schon seine Pantoffeln an hatte, und daher verschob er es auf den andern Morgen, ihn in den Kasten zu werfen. Er hatte begreiflicherweise sehr schlecht geschlafen in dieser Nacht und blies sein Fagott beim Frühkonzert so matt und mißvergnügt, daß es klang wie der ausrangierte Leierkasten eines Invaliden. Seine Stimmung war aus der Wut in Wehmut übergegangen. Und er erschien sich selber als ein so kläglicher Bastard von Anmaßung und Aussichtslosigkeit, daß er sich seufzend eingestand, ein so glänzendes Geschöpf wie diese Toni dürfe sich überhaupt gar nicht wegwerfen an so einen armen Schächer wie er, der sein bißchen Eigenglanz im Grunde auch nur von ihr entliehen habe. Und er zerriß den bösen Brief und schrieb mehrere Tage gar nicht. Es kamen ein paar lustige Postkarten von Toni und darauf schrieb er auch eine Ansichtspostkarte, deren geringen Schreibraum er mit diesen wenigen Worten ausfüllte: „Bemühen Sie sich nicht, mich zu trösten. Das beste Fagott kann mit keinem Straduarius konkurrieren. P. K., Mitglied der Kurkapelle und Stammgast im Goldnen Ochsen.“

Darauf kam wieder eine Ansichtspostkarte aus dem Kurhaus mit den Worten: „Aber Peterl! Wer wird denn! Ich erwarte umgehend einen lieben gescheiten Brief von Dir. Ick liebe man een'n — und der bist Du!“

Aber Peterl fühlte sich außerstande, diesen lieben gescheiten Brief zu schreiben. Und es ging eine ganze Woche ins Land, während deren kein Lebenszeichen von Wiesbaden an ihn gelangte. Er trank in dieser Woche sehr viel mehr Pilsner als gewöhnlich und führte seinen frischen Gram bei Regen und bei Sonnenschein auf einsamen Waldwegen spazieren. Wie ein junger Hund

war dieser frische Gram, der einem Tag und Nacht keine Ruhe läßt, mit dem man hinunter muß, wenn es einem just im Bett wohl geworden ist, und der einen selber an der Kette hat, wenn man ihn zu führen vermeint.

In den ersten Tagen des August aber wurde Peter beim Mittagskonzert ein Telegramm zugestellt. Und darin stand zu lesen: „Abhole mich heute nachmittag vier Uhr Bahnhof. Toni."

Es blieb Peter keine Zeit, sich zu fassen, er mußte sofort, nachdem er den Inhalt der Depesche begriffen, in sein großes schwarzes Baßrohr blasen. Wenn das neulich schon geklungen hatte wie der ausrangierte Leierkasten eines Invaliden, so vollführte es nunmehr das klägliche Gemecker eines kranken Ziegenbocks, so daß seine Genossen sich verwundert nach ihm umschauten und der Kapellmeister ihm einen zürnenden Blick zuwarf. Soll einem ein solcher Schreck auch nicht die embouchure verschlagen! Peter war so aufgeregt, daß er an allen Gliedern zitterte und nicht einmal wußte, ob er sich eigentlich freute. War's mit dem Blasen schon schlecht gegangen, so ging's mit dem Speisen noch schlechter. Keine drei Bissen von dem guten k. k. österreichischen Esterhazy-Rostbraten mit Risibisi brachte er herunter — und dann waren bis vier Uhr noch über zwei unendlich lange Stunden hinzubringen! Peter war sich wohl bewußt, daß sein Äußeres sich in einem durchaus nicht vorteilhaften Zustande befinde. Sein bester Sommeranzug war schon zwei Jahre alt und ersichtlich abgetragen; seine Züge waren von den vielen schlechten Nächten bleich und abgespannt; sein Fleisch von dem vielen Pilsner gedunsen; auf seiner edlen Schöpferstirne knospeten etliche noch nicht ganz reife Wimmerln und die linke Backe zeigte bei genauem Hinsehen eine deutliche Schwellung infolge eines im Entstehen begriffenen Zahngeschwürs. In solcher Verfassung den jugendschönen schwarzen Teufel, diesen ver-

ruchten spanischen Fiedler, auszustechen, dünkte dem armen Peter selber ein aussichtsloses Unternehmen. Da kam er auf die Idee, sich dem k. k. Hoffriseur anzuvertrauen. Er setzte sich in den Drehstuhl mit dem Seufzer: „Machen Sie mich so schön, daß ich mich selbst nicht wieder erkenne — machen Sie mich so schön, wie einen Paris, der zur Apfelkonkurrenz will."

Der Künstler lächelte siegesgewiß und nahm zunächst Peters üppigen Schopf zwischen die Schere. Er behauptete, eine Frisur à la Girardi müsse ihm ausgezeichnet zu Gesicht stehen. Und er sei Meister in dieser Frisur, da er die Ehre habe, den Herrn von Girardi, so oft er in Ischl weile, persönlich zu bedienen. Den Schnurrbart setzte er ihm mit dem Brenneisen à la Sandor auf, indem er beide Enden nach den Augen zu spiralig wie zwei Pfropfenzieher aufrichtete, und den Kinnbart stutzte er à la Charles quint und gab dem dürftigen Spitzchen gleichfalls mit dem Brenneisen einen Drehschwung nach oben. Die Wangen rasierte er ihm ganz glatt und die Blüten brachte er durch Puderauflage zum Erblassen. Als Peter das vollendete Werk im Spiegel betrachtete, vermochte er nur gottergeben zu seufzen: „Na, wenn Sie mich so schön finden . . .!" Seine eigene Ansicht war die, daß er oben wie der Schany, in der Mitte wie der Schandor, im ganzen aber wie eine schandbare Karikatur des ehrlichen Peter Karn ausschaue. Das sagte er aber dem Verschönerungskünstler nicht, um ihn nicht zu kränken. Der erste Erfolg seiner neuen Maske, als er sie auf der Promenade probeweise spazieren führte, war der, daß ein paar kecke Backfische hinter ihm drein kicherten und sein Kapellmeister an ihm vorüberging, ohne zu grüßen.

Als endlich die vierte Stunde so nahe gerückt war, daß er sich langsam nach der Richtung des Bahnhofes zu in Bewegung setzen konnte, fühlte er sein Selbstvertrauen keineswegs wesentlich gestärkt. Er kam immer

noch zwanzig Minuten zu früh auf die Station, und wie er so langsam, ganz langsam dort auf und ab wandelte, perlte ihm der Schweiß aus allen Poren, wie wenn er im Heißluftraum eines römisch-irischen Bades Freiübungen mache, und dabei war's gar nicht einmal besonders warm und der Himmel bedeckt. Als der Zug endlich einlief, war sein frischer Kragen bereits verwelkt und sein Schnupftuch zum Auswinden, der Puder verwischt und der Rosenflor auf seiner Stirne in schönster Blüte.

Und da war sie, die böse Toni! Hinten im Aussichtswagen stand sie und lehnte sich mit dem Oberkörper weit zum Fenster hinaus, heftig mit einem Spitzentüchlein winkend. Ihre Augen schweiften suchend umher, ihre lieben, klugen, graugrünen Augen, über ihn weg glitten sie drei- bis viermal und erkannten ihn nicht! Ganz schüchtern trat er an den Ausgang des Wagens und wartete, bis sie herauskam, und da zog er den Hut und stammelte in unsagbarer Gemütsverwirrung: „Also wirklich? Die Toni wirklich in Ischl?"

Sie starrte ihn mit offenem Munde an, während er sich ihrer umfangreichen Hutschachtel und ihres Handköfferchens bemächtigte. „Ach du meine Güte!" brachte sie ganz matt vor Schrecken heraus. „Hab' ich denn wirklich das Vergnügen mit Herrn Peter Karn?" Und als er darauf nur gequält lächelnd zu nicken vermochte, fügte sie mitleidig hinzu: „Herr Jeeses, wer hat dich denn so zugerichtet?"

„Der verdammte Hofbader," knirschte Peter ingrimmig. „Da Sie, mein Fräulein, doch jetzt so auf die Eleganz aus sind, glaubte ich nicht zurückstehen zu dürfen und habe mein Möglichstes getan."

Toni lachte hell hinaus. Da es ihr aber nicht entgehen konnte, wie schmerzlich ihre Heiterkeit den armen Peter berührte, schob sie ihren Arm unter den seinigen und flüsterte ihm zu: „Du, den Empfang habe ich mir aber anders gedacht. Ich komme von Wiesbaden daher-

gesaust die Nacht durch, lasse Rücksichten und alles im Stich, um meinem dummen Peterl in die Arme zu fliegen und ihm seinen Kindskopf wieder zurechtzusetzen — und er hat nicht einmal e Gißchen für mich."

„Hier doch nicht," versetzte Peter errötend. „Überhaupt muß ich doch erst wissen, wie wir nun eigentlich zueinander stehen."

„Wieso?" gab sie ärgerlich zurück.

„Na, für so dumm brauchst du mich nicht zu halten, daß ich deinen geistreichen Wortwitz auf deiner letzten Postkarte nicht verstanden hätte. Ich muß doch erst wissen, wie du das gemeint hast."

„Wenn du das nicht weißt," sagte sie, ihm ihren Arm ärgerlich entziehend, „da bist du doch ein großes Schaf."

„Danke, sehr freundlich. Du wirst mir doch wohl zugeben müssen, daß ein Mann, der von seiner Liebsten einen derartigen Brief kriegt, in dem sie vor lauter Verzückung über einen andern Mann ..."

„Ach was!" unterbrach ihn Toni, weinerlich vor Zorn. „Ein Mann der, indem daß sie von einem Mann, der wo ...! Verheddere dich nicht in deinem Blödsinn. Ich bin eben die Toni Heydt, die du doch einigermaßen kennen solltest. Und wenn du der Peter Karn bist, den ich einigermaßen zu kennen glaubte, so mußt du dich einfach schämen, mich so mißzuverstehen und dir solche Dummheiten einzubilden. Wenn ich nicht mehr soll schreiben dürfen, wie mir der Schnabel gewachsen ist und wie mir's gerade ums Herz ist, dann schreib' ich lieber überhaupt nicht mehr. Glaubst du denn wirklich, ich würde es dir auf die Nase binden, wenn ich ernstlich in einen andern verschossen wäre? Seit wann verstehst du keinen Spaß mehr?"

Jetzt packte er sie beim Arm und verlegte sich aufs Flüstern: „Toni, ist denn das wirklich wahr? Kann man denn so spaßen mit einem armen Teufel, der sich in seiner Einsamkeit vor Sehnsucht verzehrt, und für

den überhaupt nichts anderes in der Welt existiert wie das eine einzige Mädel?"

Ihr Arm gab den Druck des seinen zurück und sie sagte rasch besänftigt: „Geh, Peterl, mach mir keine Szene hier; du wirst schon sehen, ob ich noch die alte bin. Ich verlange vielleicht ein bißchen mehr Humor von meinen Liebhabern wie andre Frauen, das ist alles."

„Deinen Liebhabern?" betonte Peter mißtrauisch.

„Mein Gott, Peterl," erwiderte sie mit einem flehenden Blick zum Himmel. „Willst du mir denn gar keine Hoffnung gönnen? Ich bin jetzt zwanzig — soll ich denn mein ganzes, hoffentlich langes Leben hindurch nie mehr einen lebhaften Eindruck auf andre Mannsleut' machen dürfen? Heiraten willst du mich ja doch nicht — hast du in Königsberg gesagt."

„Hab' ich gar nicht gesagt. Selbstverständlich will ich dich heiraten, sobald ich in der Lage bin — und ich komme in die Lage, verlaß dich drauf."

„Jawohl, inzwischen kann ich verschimmeln!"

In diesem Tone ging es weiter. Ein bißchen Schmollerei, ein bißchen Neckerei, ein bißchen Wehmut, ein bißchen Bosheit. Und so gelangten sie im anmutigsten Zankduett bis zum Tore des „Goldnen Ochsen".

„Was willst du denn hier?" rief Toni erstaunt, als Peter Miene machte, einzutreten.

„Ja, ich wohne doch hier," sagte Peter harmlos. „Ich denke, der Wirt wird schon noch ein nettes Zimmer für dich haben."

„Ausgeschlossen!" rief Toni schier entsetzt, indem sie Peter am Ärmel von der Stufe herunterzog. „In einer solchen Ausspannung kann ich unmöglich wohnen; ich bitte dich, mit meiner Wiesbadener Aufmachung und überhaupt — wo mir doch der gute Onkel die Mittel zu einer anständigen Sommerfrische zur Verfügung gestellt hat!"

„So, so!“ knurrte Peter, seine Unterlippe nervös nagend. „Na, dann wirst du vielleicht im Hotel ‚Kaiserin Elisabeth‘ absteigen wollen. Ich glaube, es gibt schon für zwanzig Kronen den Tag Zimmer dort.“

„Hoppla, das ist ein bißchen happig!“ rief Toni. „Aber auf zehn Kronen bin ich schon gefaßt.“

Sie machten sich wieder auf den Weg, betrachteten sich einige der Hotels ersten Ranges von außen, fanden deren etliche besetzt und landeten endlich im „Erzherzog Franz Karl“. Diesmal war der Vorschlag, als Ehepaar aufzutreten, von Toni ausgegangen, und Peter hatte im Hinblick auf seine untergeordnete Stellung und auf sein Unvermögen, in einem so kostspieligen Restaurant zu speisen, den schönen Wahn zerstören müssen. Fräulein Heydt, Konzertsängerin aus Leipzig, ließ sich also ein hübsches Zimmer mit einem Bett geben und ihr „Cousin“ mußte unten im Garten warten, bis ihr großes Gepäck vom Bahnhof nachkam und sie Toilette zur Abendpromenade gemacht hatte. Darüber wurde es halb sieben!

Peter war einfach starr, als Toni im Garten an seinen Tisch herantrat. Sie sah dermaßen hochfürstlich elegant aus in ihrem weißen Spitzenkleid, den weißen Schuhen und durchbrochenen grauen Seidenstrümpfen, dem undefinierbaren duftigen Gebilde, das ihr wie Schaumgekräusel um die feinen Schultern lag, und dem raffinierten Pariser Hut, der nach Peters Schätzung mindestens so viel kostete, wie seine ganze Monatsgage betrug. Er riß ebenso Mund und Augen vor Erstaunen auf, wie Toni beim ersten Wiedersehen auf dem Bahnhof getan hatte. Und als sie ihn süß lächelnd fragte, wie sie ihm gefalle, da stöhnte er verzweifelt auf und sagte: „Ach Gott, ach Gott, so kann ich doch nicht mit dir auf die Straße gehen?“

„Warum denn nicht!“

„Na!“ Er deutete auf seinen Anzug. „Sag mal, willst du immer so hier herumlaufen?“

Sie rümpfte das feine Näschen. „Gott bewahre, wie kannst du so fragen! Zur Morgenbrunnenpromenade komme ich natürlich einfacher und zu Tisch ziehe ich mich selbstverständlich auch um."

„Hm!" machte Peter und kratzte sich den Kopf. „Das dreimalige Umziehen wird vermutlich immer in die Stunden fallen, wo wir Musikpause haben. Schöne Aussichten. Wie sollen wir denn da Zeit finden zum, zum ... In dem Zustande da darf ich dich doch überhaupt nicht anfassen. Ach du, es ist ja gleich sieben, ich muß ja das verfluchte Fagott blasen! Adieu derweile, geh mir von weitem nach, damit die Leute nicht etwa denken, wir gehörten zusammen."

„Aber Peter, du dummer Kerl!"

Er hörte nicht mehr, er stürmte davon, ohne sich nach ihr umzuschauen, und sie mußte schon recht große Schritte machen, um ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

Es war aber doch sehr schön, ja geradezu erhebend, nach dem Abendkonzert im „Erzherzog Franz Karl" mit der feinen schicken Dame zu soupieren. Himmel, wie die Leute schauten! Freilich mußte er es dulden, daß Toni ihm heimlich eine Zehnguldennote zusteckte, so daß er das Ansehen des zahlenden Kavaliers wahren konnte. Das dämpfte sein Hochgefühl einigermaßen — und auch, daß er seine Liebe vor Kellnern und Zimmermädchen verstecken und wie ein Dieb sich eine zärtliche Stunde erschleichen mußte. Als aber Toni am andern Morgen in einem einfachen hübschen Lodenkleid vor dem Musikpavillon promenierte und nach beendigtem Konzert ihn ganz ungescheut unterfaßte und kindlich-übermütig mit ihm waldwärts davonstürmte, da war alle Eifersucht und alle Demütigung vergessen. Und als er ihr von einem hochgelegenen Aussichtspunkte die liebliche Schönheit der Bergwelt, die er vor kurzem erst für sich selber entdeckt hatte, zum erstenmal zeigen durfte, da war er stolz wie ein junger Königssohn, der seiner Prinzessin-Braut sein Erbreich zeigt.

Aber noch stolzer war er, als sie ihm eines Nachmittags in ihrem Hotel den ihr gewidmeten Liederzyklus vorsang. Die Gäste waren bei dem schönen Wetter wohl alle ausgeflogen. Und so hatte sie den Musiksaal und den Flügel für sich. Toni hatte erstaunliche Fortschritte in ihrer Gesangskunst gemacht und ihre Stimme war merklich größer, fraulicher geworden. Ihr Vortrag war schlechthin mustergültig. Peter war so tief bewegt, daß es ihm hart ankam, nicht vor Freude loszuheulen; nicht einmal ein Lob vermochte er herauszuwürgen. Ohne sie anzusehen, haschte er nach Tonis Hand und drückte sie inbrünstig an seine Lippen. Und sie verstand, wieviel das für ihn bedeuten wollte, und war zufrieden mit solcher Anerkennung. Um seiner Bewegung Herr zu werden, trat Peter ans Fenster — und da sah er draußen auf der Straße einen ganzen Haufen Leute stehen, die gespannt auf die Fortsetzung des Konzertes zu warten schienen. Ärgerlich wollte er das Fenster schließen, aber Toni hinderte ihn daran.

„Sei doch nicht so mißgünstig," schalt sie ihn freundlich. „Laß doch die Leute das Glück genießen, die Meisterwerke Peter Karns umsonst zu hören; werden bald teuer dafür zahlen müssen!" Und sie nötigte Peter mit sanfter Gewalt, ihr noch mehrere seiner Lieder, die sie alle mitgebracht hatte, zu begleiten. Sie ließ ihre wohlausgeruhte junge Stimme ertönen, wie ein verliebter Singvogel am ersten warmen Frühlingsmorgen, und sang immer nach dem offenen Fenster gerichtet, damit den Lauschern auf der Straße ja nichts entgehen sollte.

„Du eitles Ding du!" grollte Peter, indem er ihren Kopf nach dem letzten Liede zwischen seine Hände nahm und sie schonungslos abbusselte. „Aber gelernt hast du was, alle Achtung! Wenn das so weitergeht, wirst du bald sogar besser singen als ich."

Sie schickten sich eben zum Fortgehen an, als der Kellner eine Karte hereinbrachte, die den Namen eines

bekannten Wiener Konzertagenten aufwies. Toni ließ den Herrn bitten, hereinzutreten, und alsbald trippelte ein kleiner jüdischer Herr mit einer blanken Glatze und feisten glatten Wangen herein und steuerte mit ausgebreiteten Armen auf Toni zu.

„Kiß die Hand, meine Gnädigste!“ rief er schon von weitem, sich ein über das andre Mal verbeugend. „Bitte tausendmal um Verzeihung, daß ich so sans façon mir die Freiheit nehme; ich bin soeben Zaungast gewesen bei Ihrem Konzert, Gnädigste ... also bitte — einfach entzückend! Also bitte, Gnädigste haben aber ein Timbre, ein Timbre in der Stimme! Also bitte, ich kenne die Patti, wie sie jung war, und die Lucca — ich habe die Ehre gehabt, die Marcella Sembrich in Österreich einzuführen. Also bitte, die Sembrich kann einfach aufhören, wenn Sie anfangen tun, Gnädigste. Ich habe mir die Freiheit genommen, mich beim Oberkellner nach Ihrem werten Namen zu erkundigen — zu meinem Erstaunen nie zuvor gehört! Also der Name Toni Heydt wird mit Schluß der heurigen Konzertsaison keinem musikliebenden Menschen in Mitteleuropa mehr unbekannt sein, wenn Sie mir erlauben wollen, Sie zu lancieren.“

Toni bot dem Herrn glückstrahlend einen Sitz an und stellte ihm ihren Freund, den Komponisten der Lieder, die er soeben gehört habe, vor.

„Kiß die Hand, Gnädigste,“ sagte der Herr Konzertdirektor, indem er Platz nahm, und dann mit einer kurzen Verbeugung gegen Peter: „Sehr erfreut, die werte Bekanntschaft zu machen.“ Und dann fiel er wieder mit seinem liebenswürdigen Wortschwall über Toni her, ohne im Verlauf des Besuches dem Komponisten auch nur einen Blick zu gönnen. Er machte ihr das Anerbieten, ihr für Österreich-Ungarn eine größere Tournee zu arrangieren und wollte dafür nach Abzug der Kosten nur zwanzig Prozent vom Reingewinn beanspruchen.

„Und wer zahlt denn die Kosten?“ erlaubte sich Peter hier einzuwerfen.

„Das Risiko,“ versetzte der eifrige kleine Herr rasch, „muß selbstredend die Gnädige übernehmen, bis der Name einmal gemacht ist. Aber dafür stehe ich Ihnen gut, ich mache eine Reklame vornehmsten Stiles — bitte, ich arbeite grundsätzlich nur im vornehmsten Stile. Die Kosten dürfen zunächst keine Rolle spielen; ich hole sie heraus im zweiten Jahr — mein Ehrenwort. Und dann mache ich Ihnen die großen Engagements. Ich habe Beziehungen bis Bukarest und Konstantinopel. Auszeichnungen selbstverständlich von sämtlichen Balkanfürstlichkeiten und die kulantesten Bedingungen. In zwei Jahren, wenn Gnädige wieder nach Ischl kommen werden, werden Gnädige im Hotel ‚Kaiserin Elisabeth‘ wohnen. Bitte, sich zu erinnern, was ich gesagt habe. Kiß die Hand, habe die Ehre, meine Hochachtung!“

„Ein reizender Mensch,“ sagte Toni, als der kleine Herr sich entfernt hatte.

„Eine gräßliche Wanze, feist vom Blute der Künstler,“ fand Peter.

Und auch diese Meinungsverschiedenheit artete wie gewöhnlich bei den beiden temperamentvollen Liebesleuten in einen erbitterten Zank aus, so daß der schöne Nachmittag ein betrübliches Ende fand. Und es waren den beiden nur wenige ganz wolkenlose Tage beschieden. Eine starke elektrische Spannung lag immer in der Luft. Peter konnte sich der bedrückenden Erkenntnis nicht entziehen, daß einer begabten Künstlerin gegenüber, die zugleich ein reizendes und obendrein wohlhabendes und elegantes Mädchen ist, der im Verborgenen schaffende Mann gar arg im Nachteil sei. Ja, wenn es ihm glückte, einer von den wenigen ganz Großen zu werden, vor dem sich alle feineren Geister in Ehrfurcht neigten, dann konnte er sich ihrer Künstlerschaft wie der Triumphe ihrer Weiblichkeit rückhaltlos freuen;

aber wenn er sein Leben lang nur einer von vielen, wenn auch ein Tüchtiger unter Tüchtigen blieb, dann würde er ihr gegenüber immer im Schatten stehen müssen. Gatte einer berühmten Künstlerin, Schalnachträger! — „Wer ist denn der Herr, der sich da immer mitverbeugt?“ — „Das ist der Mann, der schreibt doch für sie!“ — „So, so! Muß der immer dabei sein? Schade!“ — O nein, mit sehenden Augen wollte er in ein solches Schicksal nicht hineintappen. Er war zu stolz, um sich als Anhängsel gebrauchen zu lassen; das Bewußtsein seiner Könnerschaft war so stark in ihm, daß er sich fast nie als Fagottisten der Ischler Kurkapelle fühlte, sondern nur als den Verfasser musikalischer Meisterwerke. Manchmal freilich, wenn Toni gar so exquisit schön, reich, von begehrlichen Blicken umschwärmt, dahergeraschelt kam, wollte ihm wohl das Gelüste anwandeln, ihr zu Füßen hinzusinken und zu betteln: Süße, Reizende, Grausame, erweise mir die Ehre, mit deinen Lackschuhchen auf mir herumzutrampeln. Aber sie brauchte in solche Stimmungen nur mit einem kecken, neckenden Wort hineinzuplatzen und seine robuste Männlichkeit bäumte sich wider sie auf wie ein feueratmender Lindwurm.

So gingen in zärtlichem Kosen und kindlichem Tollen, im Flirten und Necken, Übelnehmen, Kränken und Erbosen die Wochen dahin. Am Schluß der dritten bereits mußte Toni ihrem verdutzten Peter gestehen, daß ihr Geld bis auf lumpige zehn Gulden zu Ende sei. Das reichte gerade noch für die Trinkgelder, vorausgesetzt, daß sie Hals über Kopf abfahren wollte. Wie aber sollte sie bis Leipzig kommen? Und sie hatte doch der Mama geschrieben, daß sie vor Anfang August keinesfalls auf ihre Heimkehr rechnen solle. Und der gute Onkel hatte ihr in Wiesbaden beim Abschied gesagt: „Halte gut Haus damit, damit du dir möglichst lange Ferien machen kannst, mehr gibt es aber nicht.“

Peter hatte sich in den ersten vier Wochen seines Engagements ein paar Gulden erspart, die er brav an Fjodor Timofejewitsch nach Petersburg als Abzahlung auf seine Schuld geschickt hatte. Seit Tonis Anwesenheit hatte er aber nichts mehr ersparen können. Abscheulicher, blamabler Zustand! Und das Wetter war just so herrlich und Toni Heydt in ganz Ischl bekannt und bei ihren Promenaden vor der Kurmusik nie mehr allein, sondern stets umschwärmt von Bewunderern ihrer Kunst und ihrer allerliebsten Person. Dritter Klasse abreisen wäre sehr schmerzlich gewesen; und in den „Goldnen Ochsen" ziehen und von Peters Löhnung mitleben — nein, ganz unmöglich! Der Mutter um Geld zu schreiben, schämte sie sich, zumal da die ja nicht wissen sollte, daß sie doch wieder mit ihrem Peter beisammen war. Außerdem war die Mutter am Ausgang der schmalen Sommermonate nie bei Kasse und dem guten Erbonkel gegenüber scheute sie sich zu betteln, um nicht den günstigen Eindruck von ihrer Selbständigkeit und Zuverlässigkeit zu verwischen. Da sollte nun Peter Rat schaffen.

Er warf sich wieder auf die Lektüre der musikalischen Fachblätter und entdeckte auch wirklich ein Angebot, das ihm als ein Fingerzeig seines Schicksals erschien. Eine Salzburger Musikschule suchte einen Lehrer für Fagott, der gleichzeitig im Stadttheater mitwirken sollte. Die Bedingungen schienen recht günstig. Er telegraphierte sofort und empfing schon nach wenigen Tagen den Bescheid, daß seine Bewerbung angenommen sei. Beflügelten Schrittes lief er ins Hotel „Erzherzog Franz Karl" und überraschte seine Toni bei der Mittagstoilette.

Da sie bei dem mangelhaften Zustand ihrer Bekleidung seinen Lippen große Angriffsflächen bot, küßte er sich erst einmal satt, bevor er freudestrahlend das Resultat seiner Bemühungen verkündigte.

Toni schaute ihn verständnislos an. „Ja, was soll

das mir denn helfen, daß du die Salzburger Buben im Winter Fagott blasen lehrst?"

„Ach, du Dummes," lachte er. „Ich fahr' morgen hinüber und laß mir Vorschuß geben. So viel schinde ich schon heraus, daß du hier deine Rechnung zahlen und bis Leipzig kommen kannst. Fährst halt schlimmstenfalls von Salzburg aus dritter. Richte dich drauf ein, daß du übermorgen früh oder vielleicht schon morgen abend fahren kannst."

„Und dabei strahlt er übers ganze Gesicht!" schmollte die reizende Toni. „Kannst es wohl gar nicht erwarten, mich loszuwerden?"

„Pfui, du Ekel!" rief Peter, packte sie bei den nackten Schultern und schüttelte sie derb. „Du weißt doch ganz gut ... Wenn es nicht um das verfluchte Geld wäre! Sag, wollen wir auf die Salzburger Stellung hin heiraten?"

„Nö!" schrie Toni komisch entsetzt, indem sie ihn von sich stieß. „Ich werde mich doch jetzt nicht in das Nest vergraben, wo ich doch im nächsten Jahre schon das Geld scheffeln soll — wie der Herr Konzertdirektor gesagt hat."

Peter seufzte komisch: „Wenn ich ein Frauenzimmer wäre, ich glaube, ich hätte doch eine andre Auffassung von der Liebe."

„Unmöglicher Gedanke!" höhnte Toni. „Gänzlich talentlos für unsern hohen Beruf. Aber ich will dir sagen, was dann würde, wenn ich d e i n e sogenannte Auffassung von der Liebe hätte: Ich müßte dir schon im ersten Jahre ein Kind kriegen — jawohl, ich kenne dich, das ist dein Idealismus! Und dann wär's mit meiner Karriere aus und wir könnten uns gleich in Salzburg eine idyllisch gelegene Grabstelle aussuchen, denn der Onkel hat mir's fest versprochen: wenn ich Dummheiten mache, enterbt er mich."

Peter setzte sich und schlug seine guten Hundeaugen leidvoll zu seiner Schönen auf. „Ich sehe schon, wie's

wird," sagte er tiefbetrübt. „Du wirst immer glatter und aalgleicher, du wirst mir zwischen den Fingern durchschlüpfen und ich werde dich nicht halten können."

Da setzte sie sich auf seinen Schoß und umschlang ihn mit ihren zarten Mädchenarmen. „Nein, Peter," sagte sie lächelnd, aber in vollem Ernst. „Ich bin kein Aal — ich lasse mir auch nicht das Fell bei lebendigem Leibe über die Ohren ziehen. Bleib du nur deinen Idealen treu und werde, was ich von dir hoffe, dann kannst du dich auch auf meine Treue verlassen."

„Ich glaube dir's, Liebste, ich glaube dir's," sagte er aus voller Überzeugung.

Neuntes Kapitel

In welchem unser Held verschiedene Arten Vorschuß sucht und erhält, darunter auch solchen auf die Unsterblichkeit — dennoch aber mit knapper Not dem Hungertode entgeht.

Da Peter keinen Urlaub zur Fahrt nach Salzburg bekam, so mußte seine Toni noch bis Schluß der Saison in ihrem Hotel ausharren. Sobald aber die Kurmusik ihr letztes Stücklein zum Sommerkehraus aufgespielt hatte, setzte er sich auf die Bahn und suchte in Salzburg den Leiter der Musikschule auf, die ihn als Lehrer verpflichtet hatte. Der Herr war noch „am Land", wie ihn ein Anwohner der verschlossenen Wohnung beschied. Durch Nachschlagen im Adreßbuch erfuhr er alsdann, daß die Musikschule einem Kuratorium unterstand, das aus mehreren schön betitelten Herren zusammengesetzt war. Der Obmann war ein kaiserlicher Rat und pensionierter Beamter, der eine Villa außerhalb der Stadt bewohnte. Peter fragte sich zu Fuß nach der angegebenen Adresse hin und hatte wirklich das große Glück, den Herrn kaiserlichen Rat daheim zu treffen.

Es war ein sehr freundlicher, sauber gehaltener Sechziger von echt österreichischer altmodischer Höflichkeit. Er versicherte einmal über das andre, daß er die Ehre ungemein zu schätzen wisse, die Bekanntschaft des jungen Herrn Fagottprofessors zu machen. Er nötigte ihn, eine Tasse guten Kaffee mit ihm zu genießen und bot ihm allerlei Rauchkraut mit größter Freundlichkeit

an, aber als das Stichwort „Vorschuß" von Peter Karns frischen Lippen glitt, da dehnte sich das Gesicht des kaiserlichen Rats mit den schneeweißen Franz-Josephs-Koteletten merklich in die Länge. Er kündigte durch rasches Erheben von seinem Sitz unzweideutig den Schluß der Audienz an: „Bedaure unendlich, mein sehr verehrter Herr," sagte er im ausdrucksvollsten Exzellenzstil: „Vorschußzahlen gehört meines Wissens nicht zu den diesseitigen Gepflogenheiten — außerdem fallt das net in meine Sparte. Wenn Sie sich vielleicht zum Herrn Kassenwart bemühen möchten. Es ist der Herr Ruckmandl, pensionierter Beamter des k. k. Forstärars, ein sehr ein lieber und musikverständiger Herr; wohnt allerdings am entgegengesetzten Ende der Stadt — aber bei dem schönen Wetter ... wünsche besten Erfolg. Habe die Ehre, meine Hochachtung."

Sobald der freundliche alte Herr die Haustüre hinter ihm geschlossen hatte, schleuderte Peter die scheußliche k. k. Tabaksregiezigarette wütend von sich und trabte in der heißen Septembersonne wieder nach Salzburg hin, durch die ganze Stadt bis ans entgegengesetzte Ende. Die Adresse des Herrn Kassenwart hatte er sich bereits im Café notiert. Herr Ruckmandl war ausgegangen und seine verehrungswürdige Gattin, eine gänzlich aus den Fugen gegangene Matrone, bezeichnete dem schweißtriefenden Besucher ein Café der inneren Stadt als den Ort, wo er den Gesuchten um diese Zeit sicher antreffen werde. Also setzte sich Peter wieder in Gang nach der inneren Stadt und fragte sich nach dem genannten Kaffeehaus durch. Es war dasselbe, indem er zuerst das Adreßbuch nachgeschlagen hatte. Glücklicherweise kannte der Herr Ober den Herrn Ruckmandl, aber unglücklicherweise war der Herr Ruckmandl just durch eine Tarockpartie mit drei andern ehrenwerten betagten Bürgern dermaßen in Anspruch genommen, daß es ebenso unhöflich wie unklug gewesen wäre, ihn zu stören. Peter bestellte sich also eine Erfrischung und

wartete ab, bis die Reihe zu passen an dem Herrn Kassenwart war. Dann ließ er ihm durch den Kellner seine Karte bringen und um eine Minute Gehör bitten.

Peter Karn sah es auf den ersten Blick den Mienen des derart überfallenen k. k. forstärarischen Beamten sofort an, daß er sehr viel lieber gekiebitzt, als sich mit den Angelegenheiten eines zugereisten Musikanten beschäftigt hätte. Da er sich aber fest vorgenommen hatte, nicht unverrichteter Sache heimzukehren, so ging er ohne jeden schonenden Umweg auf sein Ziel los, stellte sich als neuen Fagottlehrer vor und sagte, er sei gekommen, um einen Vorschuß von zweihundert Kronen zu erbitten, ohne welchen er seine Übersiedlung nicht bewerkstelligen könnte.

Der alte Forstmann zwinkerte ihn humoristisch an: „Sie entschuldigen, mein Lieber, das versteh' i' net. Z' was brauchen denn Sie an' Vorschuß zur Übersiedlung? — Sie sein ja bereits da."

Peter sah ein, daß er die Sache dumm eingefädelt habe und stotterte einigermaßen verwirrt: „Ja, ja, ich bin freilich schon da, aber es betrifft ja sozusagen auch gar nicht meine Person."

„Ah, dann sind Sie wohl gar verheiratet?" rief der alte Herr aus, indem er dabei höchst bedrohlich seine buschigen Augenbrauen hochzog.

„I Gott bewahre," platzte Peter heraus. „Das heißt, wenn Sie so wollen — gewissermaßen bin ich allerdings ... äh, ich meine."

„Sie meinen? Aha, versteh' schon, Sie möchten auf Ihre neue Stellung hin gern heiraten und bräuchten einen Vorschuß auf die Einrichtung. Tun Sie das nicht, mein Lieber, tun Sie das ja nicht; tun Sie überhaupts net heiraten — es geht selten gut aus."

Einige Gäste an den benachbarten Tischen hatten die Ohren gespitzt, und da Herr Ruckmandl sich durchaus nicht mit Flüstern inkommodiert hatte, so belächelten sie verständnisinnig seinen Scherz.

Peter war wütend und fuhr den alten Herrn ziemlich unwirsch an: „Wofür halten Sie mich? Sehe ich aus wie ein Kandidat der Theologie oder ein Kanzleidiätar, daß Sie mir den Wahnsinn zumuten, auf Ihr Gehalt hin zu heiraten?"

Die Tarockgenossen winkten Herrn Ruckmandl zu sich. Er kam wieder ans Spiel und darum knurrte er den aufdringlichen jungen Mann auch seinerseits einigermaßen unwirsch an: „No, was wollen S' denn alsdann? Vorschußzahlen is erstens überhaupts bei uns net Usus, und zweitens in solcher Höhe schon gar nicht."

Er wollte sich an seinen Platz am Spieltisch zurückbegeben, aber Peter hielt ihn am Rockaufschlag fest und raunte ihm mit verzweifelter Eile zu: „Also, das muß ich Ihnen sagen, verehrter Herr, eine Stellung, wo kein Vorschuß gezahlt wird, ist mir von vornherein schon unsympathisch. Aber darauf kommt es weniger an, die Hauptsache ist, gerade heraus gesagt: ich habe meinen Schatz in Ischl im Hotel versetzt und wenn ich das Mädel nicht auslösen kann, geraten wir alle beide dermaßen in die Tinte ... Sie müssen meine Situation doch verstehen."

„Das ist ausgezeichnet!" sagte Herr Ruckmandl, indem er ruhig Peters Hand von seinem Gewand loslöste und sich zu seinen Tarockfreunden setzte. Er nahm seine Karten in die Hand und ließ den verdutzten Peter ohne Bescheid stehen. Dem blieb unter diesen Umständen nichts weiter übrig, als zu seinem Pilsner zurückzukehren und damit seinen Groll hinunterzuspülen. Der Teufel soll die vier Wenzel verhexen, daß sich keiner wieder bei dir einfindet, fluchte er wütend in sich hinein, und dann versank er in unfruchtbares Brüten. Toni hatte ihm ein paar Schmucksachen zum Versetzen mitgegeben. Aber so viel Ahnung von dem Werte der Juwelen hatte er immerhin, daß er sich keinen Illusionen hingab über die Höhe der Summe, die er daraus erlösen könnte.

Die Tarockpartie ging ruhig weiter und der k. k. Forstärarbeamte a. D. war so vertieft in das Spiel, daß er von Peter Karn nicht im geringsten mehr Notiz nahm. Peter hatte langsam noch ein zweites Glas Bier ausgetrunken, als ihn ein gewaltiger Lärm an dem Tarocktisch aus seinen düsteren Betrachtungen aufschreckte. Er fuhr herum und sah wie Herr Ruckmandl mit dröhnendem Gelächter auf den Tisch schlug, während seine Spielgenossen mit den erschrecklichsten Flüchen ihr Mißgeschick verwünschten und das unerhörte Glück des Kollegen Ruckmandl satanischen Beziehungen zuschrieben. Einen ganzen Haufen Papier und Silber strich der alte Forstmann ein und Peter sagte sich sofort: wenn der Kerl in dieser Laune mir keinen Vorschuß bewilligt, dann sind diese Salzburger alle zusammen unverdauliche Kohlköpfe, mit denen ich überhaupt nichts zu schaffen haben will. Die Tarockpartie brach geräuschvoll auf und Peter richtete es so ein, daß er mit den Abziehenden in der Tür zusammenstieß. Da legte ihm Herr Ruckmandl gönnerhaft seine schwere Hand auf die Schulter und sagte mit strahlender Freundlichkeit: „Alsdann Freinderl, begleiten S' mich a Stückerl, nachdem es ausnahmsweise einmal nicht regnet in Salzburg." — Und sobald die Genossen in die nächste Seitengasse abgebogen und er mit Peter allein war, schob er seinen Arm vertraulich unter den des jungen Mannes und sagte: „Gengens, verzählens mir was von dem Fräulein, dem bewußten. Ist sie hübsch?"

Da unser Peter, wie der freundliche Leser bereits bemerkt haben wird, keineswegs auf den Kopf gefallen war, so ging er geschmeidig auf die Laune des alten Herrn ein und log ihm in betreff seines versetzten Schatzes vor, was immer er für seine Zwecke dienlich und dem alten Hallodri angenehm zu hören erachtete. Der Erfolg war denn auch der, daß Herr Ruckmandl ihm beim Abschied die Zusage gab, er werde sein Möglichstes tun, um die Bewilligung des gewünschten un-

gewöhnlichen Vorschusses bei den Ortsanwesenden des Vorstandes durchzusetzen. Mit diesem Bescheid und einem Zwanzigguldenschein als Erlös für die versetzten Schmucksachen kehrte Peter noch am selben Abend nach Ischl zurück.

Allzu siegesgewiß trat Peter nun freilich nicht vor seine Toni hin, dieweil das Versprechen des wohlmeinenden Herrn Kassenwarts, die Frage der Vorschußgewährung im Schoße des Rumpfvorstandes erwägen zu wollen, durchaus noch keine Sicherheit dafür bot, daß das Geld binnen vierzehn Tagen sicher eintreffen würde. Das Erwägen ist ja bekanntlich in aller Welt, ganz besonders aber in den Ländern der Kronen Habsburgs, eine Lieblingsbeschäftigung der Herren Beamten, der sie sich nicht so leicht durch eine rasche Tat entreißen lassen. Während die Herren in Salzburg noch gemächlich beim Tarock im Kaffeehaus der Erwägung pflogen, konnte das elegante Fräulein Heydt schon längst als mittellos erkannt, aus dem „Erzherzog Franz Karl" hinausgewiesen und ausgepfändet sein. Um wenigstens dieser Blamage zuvorzukommen, tat Peter das Wenige, das er sich von seinem letzten Monatsgehalt hatte erübrigen können, zu Tonis kleiner Barschaft hinzu und drang auf ihre sofortige Umquartierung in den „Goldenen Ochsen". Es reichte gerade hin für die letzte Rechnung; die Trinkgelder mußten dagegen sehr knapp ausfallen. Im „Goldenen Ochsen" aber waren die Preise in Anbetracht der Jahreszeit wirklich sehr billig und Toni bekam ein hübsches großes Zimmer, konnte ihren Peter zu jeder Tageszeit ungeniert genießen und brauchte sich, weil die elegante Welt nur noch in wenigen Exemplaren vertreten war, nicht mehr dreimal täglich umzuziehen. In Peters Augen war das ein großer Vorzug, denn wenn sie in Loden ging, konnte er sie bei jedem Wetter durch Dick und Dünn mit sich herumschleppen und ordentlich anpacken, während sie in Seide, Spitzen und Stöckel-

schuhchen zu nichts Vernünftigem außer zum Anschauen zu gebrauchen war. So wurden den beiden Liebesleuten diese letzten Tage der Nachsaison im „Goldenen Ochsen" zu den glorreichsten des ganzen Ischler Aufenthaltes, zumal es die Herbstsonne in jenem Jahre besonders gut meinte und die drohende Nähe des Abschiedes sie mit warnendem Wehmutsblick vor mutwilligen Zankereien bewahrte.

Als dann bereits nach fünf Tagen tatsächlich zweihundert Kronen von der Kasse der Salzburger Musikschule eintrafen, nahmen die Liebenden diesen ganz unwahrscheinlichen Glücksfall mit schnödem Undank seufzend hin, und wenn sich Toni nur ein bißchen energischer gesträubt hätte, so hätte sie den erzverliebten Peter leicht dazu bringen können, einen ganz dummen Streich zu machen. Aber Toni war brav und vernünftig, packte sofort ihren duftigen feinen Kram zusammen und reiste am andern Morgen mit Peter zusammen ab. Bis Salzburg fuhren sie zusammen ganz ungeniert dritter Klasse. Das war eine andre Fahrt als ihre erste gemeinschaftliche Reise von Petersburg nach Königsberg! In Salzburg liefen sie noch einen ganzen Tag Hand in Hand herum, harmlos-glücklich wie zärtliche Geschwister, die beerensuchend in einen unbekannten Märchenwald eindringen. Als aber dann am Abend die Trennungsstunde schlug, da war ihnen beiden das Herz noch schwerer fast als damals beim Abschied in Königsberg. Toni suchte sich durch forciertes Geschwätz über die letzte Stunde hinwegzuhelfen, aber Peter wurde immer stiller und schwermütiger.

Endlich konnte er es nicht mehr aushalten und unterbrach sie mitten in ihrem Wortgesprudel mit einem schweren Seufzer. Er packte ihre Hand, drückte sie fest und sagte: „Wir wollen uns nichts vormachen, Liebste; vielleicht ist dies heute schon unser Abschied für immer."

Sie sah ihm erschrocken in die Augen: „Peterl, was ficht dich an?"

„Laß nur, versuche mich nicht zu trösten," sprach er traurig. „Es wird schon so kommen: du bist eben ganz wo anders her als ich und gehörst auch ganz wo anders hin. Du bist eine elegante Dame, nicht nur weil du einen reichen Onkel hast, sondern von Natur aus, und du wirst eine umschmeichelte erfolgreiche Sängerin werden, und da wird es dir eines Tages ganz klar sein, daß es für dich ein Wahnsinn wäre, dich mit dem ersten kleinen Musiklehrer und Orchestermusikanten in irgend so ein Nest zu verkriechen, sei es auch so schön wie dieses hier. Du wirst ein bißchen weinen und mir einen sehr schönen und sehr rührenden Brief schreiben, und dann wirst du eine glänzende Partie machen, die dir eine Stellung in der großen Welt verschafft, oder du wirst dich vielleicht zum Zwecke des goldenen Scheffelns mit einem weltberühmten Virtuosen zusammentun — oder was weiß ich. Jedenfalls wirst du viel zu klug sein, um jemals Frau Karn zu werden."

Toni schüttelte seufzend den Kopf. „Es ist zum Verzweifeln mit dir! Mußt du mir denn immer gerade beim Abschied diese traurige Weise aufspielen? Warum gibst du dir bloß solche Mühe, meinen Glauben an dich zu erschüttern? Wenn du dir freilich selbst nichts mehr zutraust ..."

Es war vorbei mit ihrer guten Fassung. Beim letzten Kuß auf dem Bahnsteig heulten sie alle beide, als ob es wirklich ein Abschied auf Nimmerwiedersehen wäre.

Peter kehrte zur Nacht in ein Gasthaus bescheidenster Gattung ein und lag in seinem elenden Bett stundenlang wach. Da hatte er denn Zeit genug, seine Lage wieder einmal gründlich zu überdenken. Was verschlug's, ob sein leichtes Zelt am Ufer des trüben Pregel oder der rauschenden Salzach lag. Sein dürftiges Brot konnte er freilich hier wie dort finden, und wenn ihm das Glück günstig war, sprang für das Haus David Gumbinner eine liebenswürdige österreichische Familie in die

Bresche und es eröffneten sich ihm vielleicht gar Heiratsaussichten in besseren Bürgerkreisen, oder aber — was wahrscheinlicher war — er floh auch hier wieder vor diesen Heiratsaussichten und ließ sich am Fagottpult irgendeines beliebigen Orchesters in irgendeiner beliebigen andern Stadt nieder. Es war ja alles so gleichgültig, so lange er eben einer von Hunderten, von Tausenden blieb, einer, der auch viel Talent hatte, auch sehr hübsch komponierte. Aber wie sollte just er, der Adoptivsohn von Triptis in Thüringen, der herumgestoßene Waisenknabe zu dem großen Lose kommen? Er war sich klar bewußt, daß es unter den heutigen Bedingungen der Kulturwelt gar nichts Besonderes mehr bedeutete, hübsche Lieder oder selbst annehmbare Opern zu schreiben. Man blieb auch damit immer einer unter Tausenden, und die Kerle von wirklicher Bedeutung waren an den Fingern einer Hand herzuzählen.

Trotz der schlechten Nacht war er am nächsten Morgen schon früh auf, zahlte seine bescheidene Zeche und schleppte seinen Handkoffer selber nach der Bahn. Mit dem nächsten Zug fuhr er nach Wien. Das war das Ergebnis seiner schlaflosen Stunden. Toni hatte recht gehabt: wenn er nicht auf die Jagd auszog, wie konnte er erwarten, daß ihm sein Schicksal in Speck gebratene Rebhühner in den Mund stopfen sollte! Er hatte in Ischl sichere Kunde bekommen, daß Meister Johannes Brahms bereits in den ersten Septembertagen sein Standquartier wieder bezogen habe. Nun wollte er den Alten in seiner Burg belagern und ihm nicht eher Ruhe lassen, bis er Peter Karn und sein Werk gesegnet oder verflucht hatte. In seiner Kriegskasse blieben nach Deckung der Reisekosten zwar nur mehr knappe fünfzig Kronen, aber das focht ihn wenig an. Wenn er siegte, würde sich der Aufwand über lang oder kurz ja doch glänzend verzinsen, und wenn er unterlag — nun dann übte er sich wieder einmal im Hungern; für einen

windigen Musikanten unter allen Umständen ein nützliches Unternehmen.

Nachmittags auf dem Westbahnhof angelangt, beschloß er, zunächst seinen Spezialkollegen vom Fagottpult der Ischler Kurkapelle, dessen Wiener Adresse er sich glücklicherweise aufgeschrieben hatte, heimzusuchen und mit dessen Hilfe ein billiges Nachtquartier zu erlangen. Da er wußte, daß in der Kaiserstadt das Fiakerfahren nur für begüterte Kavaliere möglich war, so beschloß er, sich zu Fuß samt seinem Handkoffer nach der Behausung seines Freundes durchzufragen. Er erschrak nicht wenig, als der Wachtmann, den er zuerst um Rat anging, ihm auseinandersetzte, daß die Gfrornergasse, der er zustrebte, am äußersten Ende des Stadtteiles Mariahilf befindlich sei, und daß er bis dahin gut eine Stunde zu laufen haben dürfte. Er vertraute sich also der Trambahn an und gelangte nach mehrfachem Umsteigen und etlichen Irrfahrten endlich atemlos, hungrig und durstig in der über vier Stiegen gelegenen Behausung des Kollegen an.

Ein nettes junges Weiberl sperrte ihm auf und fragte vorsichtig durch die Türspalte nach seinem Begehr. Und als ihm dann auf seine Erkundigung die Antwort geworden war, daß der Herr Fagottist nicht daheim sei, machte er seiner grimmigen Enttäuschung durch ein energisches „Himmelkreuzdonnerwetter" Luft und schmiß seinen schweren Koffer mit einem Krach zu Boden, worauf das Weiberl erschrocken quiekte und ihm die Tür vor der Nase zuschlug.

Er wartete ein Weilchen, bis er wieder zu Atem gekommen war und dann verlegte er sich aufs Pochen. Erst ganz sanft und dann crescendo bis zum zornigen forte. Und als er hinter der Tür sich etwas regen hörte, begann er in seinen sanftesten Tönen zu flehen: „Horchen Sie mal, Sie, Fräuleinchen! Ich bin doch der Spezi vom Herrn Dingelberger, lassen Sie mich doch gefälligst eini! Küß die Hand, hab' die Ehr! Haben

Sie man keine Bange, ich tue Ihnen nischt — ich will bloß den verfluchten Koffer nicht weiter schleppen. Lassen Sie mich doch den Dingelberger erwarten. Ich bin doch sein Kollege von der Ischler Kurkapelle und er hat mich freundlichst eingeladen, ihn zu besuchen, wenn ich einmal nach Wien käme."

Jetzt öffnete sich die Tür wieder, aber auch nur zu einem kleinen Spalt, denn es war inwendig eine Sperrkette davor.

„Entschuldigen bitte," sagte drinnen ein verzagtes Stimmchen. „Es gibt so viel schlechte Leit in der Wiener Stadt und der Franzl hat mir ang'schafft, ich soll niemand Fremdem net auffsperr'n, bitte."

„Mein Name ist Peter Karn," versetzte der erhitzte Nordländer mit einer korrekten Verbeugung.

„So, so, da schaun 's her, der Herr von Karn? Ja von dem hat mir der Franzl freilich verzöllt. I' denk schon, i' darf's riskieren." Die Kette wurde ausgehakt, die Tür tat sich auf und das nette mollete Weiberl knickste willkommen. „I' bin die Frau Dingelberger, bitte."

„Ah!" rief Peter, indem seine hellen Augen die kleine Frau wohlwollend überstrahlten. „Da gratulier' ich dem Franzl Dingelberger."

Er wurde unter vielen Entschuldigungen in das Wohnzimmer geleitet, die allerdings angebracht erschienen angesichts der Fülle von Windeln, die in diesem Staatsgemach zum Trocknen aufgehängt waren.

„So, so, was Kleines haben Sie auch schon?" sagte Peter freundlich, indem er sich das Arrangement betrachtete.

Und die junge Mutter versetzte eifrig, indem sie das Gewindel zusammenraffte: „Wohl, wohl, hat Ihnen jetzt der Franzl nix davon g'sagt? Es ist doch unser erstes Buberl und ich hab's doch kriegt vier Wochen eh' er nach Ischl ins Engagement hat müssen; zwegn dem hab' ich doch müssen daheim bleiben, sonst wär' ich doch

natürlicherweis mit nach Ischl." Sie nötigte den Gast zum Sitzen und fragte, ob sie eine Erfrischung anbieten dürfe, was Peter freudestrahlend annahm.

Es dauerte fast zwei Stunden, bevor Herr Dingelberger heimkam. Aber da das nebenan schreiende Kind die junge Mutter sehr bald energisch abrief, so hatte Peter reichlich Muße, sich in die Kanapeeecke zu schmiegen und sich durch ein gediegenes Schläfchen von den Reisestrapazen zu erholen.

Herr Dingelberger war nicht wenig erstaunt, seinen Ischler Kollegen auf seinem Kanapee vorzufinden. Und als ihm Peter auseinandersetzte, daß er nach Wien gekommen sei, um den Belagerungszustand über Meister Johannes Brahms zu verhängen und nicht eher von der Stelle zu weichen, bis er ihn zur Kapitulation vor Peter Karns Genie genötigt habe, da legte Franz Dingelberger sein ehrliches Gesicht in höchst bedenkliche Falten, in der Annahme, daß der Kollege die Absicht hege, bei ihm in der Gfrornergasse so lange Quartier und Atzung in Anspruch zu nehmen. Auf einem weiten Umwege, den die Höflichkeit zu erfordern schien, setzte er dem Gast auseinander, daß er gerade gegenwärtig nicht in der Lage sei, der Freundschaft große Opfer zu bringen, denn in seiner Abwesenheit seien „Intrigen" wider ihn gesponnen worden, also daß er seiner bisherigen guten Stelle im Theater an der Wien verlustig gegangen sei. Seit seiner Heimkehr laufe er nun bereits von einem Theater, von einer Kapelle zur andern, um eine neue Anstellung zu finden, und er sei schon ganz „auseinander" vor Sorgen, weil sein Erspartes vom Sommer bereits in wenigen Wochen aufgezehrt sein werde.

Peter schlug die Hände zusammen und seufzte aus Herzensgrund: „Ist das die Möglichkeit! Der einzige Grund, weshalb ein vernunftbegabter Mensch Fagott blasen lernt, ist doch der, daß es rar ist und man deshalb immer sicher sein soll, damit sein Brot zu finden."

„Ja schon," sagte Dingelberger mit bitterem Lächeln. „Überall sonst in der Welt vielleicht, nur nicht in der Wiener Stadt; denn alles, was in unsern sämtlichen Kronländern blast und fiedelt, denkt im österreichischen Musikzentrum sein Glück zu machen und strömt hierher z'samm."

Die Freunde schwiegen eine Weile bekümmert. Aber dann kam Peter Karn eine Erleuchtung; er packte den Franzl Dingelberger beim Arm und rief: „Hören Sie, ich hab' eine Idee. Sie wissen, ich habe doch die Stelle an der Salzburger Musikschule angenommen. Sie ist anständig dotiert — aber ich mache mir gar nichts daraus im Salzburger Theater Fagott zu blasen und Unterricht zu geben. Ich will schaffen, nichts als schaffen. Wenn mich der Brahms gut aufnimmt und mir Empfehlungen gibt, dann kann's mir doch nicht fehlen, was? Dann müssen sich doch die ersten Verleger um meine Werke reißen! Also lieber Dingelberger, horchen Sie mal zu: Sie gehen an meiner Stelle mit Ihrer lieben Familie nach Salzburg und treten in meinen Vertrag ein — allerdings habe ich bereits einen Vorschuß entnommen, aber den zahl' ich Ihnen von meinen ersten Honoraren zurück. Sagen Sie mal, ist die Wohnung bezahlt?"

„Versteht sich, bis ersten Oktober ist der Zins vorauszahlt."

„Schön, dann ziehen Sie also zum fünfzehnten nach Salzburg und überlassen mir bis Ultimo September die leere Wohnung. Die notwendigsten Möbel bringe ich vielleicht leihweise zusammen."

„Ja, Freunderl, das ist ja ein großartiges Anerbieten. Sie kommen ja als ein Bote des Himmels! Das nehme ich mit tausend Dank an, vorausgesetzt, daß die Salzburger Herren mit dem Tausch einverstanden sind."

„Ich depeschiere sofort hin," sagte Peter mit ruhiger Entschlossenheit. „Das heißt, Voraussetzung ist selbst-

verständlich, daß Meister Brahms mich morgen nicht hinausschmeißt, oder mich gar für einen talentlosen Kaffer erklärt."

Franz Dingelberger aber klammerte sich mit der Inbrunst des Ertrinkenden an den so unvermutet dargebotenen Strohhalm von einem Hoffnungsschimmer und erklärte es für unmöglich, daß Meister Johannes Brahms Peters Genie verkennen könnte. Dann wurde Frau Annerl hereingerufen und ihr die Aussicht auf die fröhliche Schicksalswendung eröffnet. Die gerührte Dankbarkeit der Eheleute entlud sich in einer feurigen Einladung, mit einem Nachtquartier auf dem bereits erprobten Kanapee freundlichst vorlieb nehmen zu wollen. Peter Karn sträubte sich dagegen ebensowenig, wie gegen die weitere Einladung zu einem guten Nachtmahl in einem besseren Bierhause. Und so schloß der erste Wiener Tag für unsern Peter vielverheißend mit einem angenehmen leichten Pilsner Räuschlein.

Am andern Morgen, schon sehr beizeiten, veranstaltete der junge Dingelberger ein geräuschvolles Frühkonzert und weckte damit die ganze Familie samt dem Kanapeegast auf. Petern war's auch so recht. Er hatte gut ausgeschlafen und fühlte sich der großen Stunde gewachsen, die dieser Tag ihm bescheren sollte. In den zehn Minuten, die er zwischen dem Erwachen und dem tatsächlichen Aufstehen noch verstreichen ließ, versuchte er, sich eine nette kleine Einführungsrede zurechtzulegen; aber es wollte ihm nichts Besonderes einfallen. Ein bissel nervös war ihm halt doch zumute. Er schob das auf das Pilsner, obwohl ihm der Kopf eigentlich ganz klar war, und schlug darum seinem Quartiergeber vor, ihn erst einmal zu einer gründlichen Auslüftung auf der Ringstraße zu begleiten, bevor er ihn an Meister Johannes' Haustür ablieferte.

Der Dingelberger Franzl war gern dabei und so schlenderten sie denn bald nach dem Frühstück gemeinsam die Mariahilferstraße hinunter bis zur Bellaria und

bogen alsdann in die Ringstraße ein. Die ziemlich gewichtige Notenmappe, in die Peter hineingepackt hatte, was er von seinen Kompositionen irgend für bedeutsam hielt, schleppten die beiden Freunde abwechselnd auf ihrem weiten Spaziergange. Der Dingelberger gab einen guten Cicerone ab, denn er war ein leidlich gebildeter Mensch und liebte seine Vaterstadt zärtlich. Und Peter Karn konnte ihm keine größere Freude bereiten, als indem er, der weit Herumgekommene, der Leipzig, Dresden, Berlin, Petersburg und Moskau kannte, sowohl die neue Pracht der Ringbauten, als auch die Herrlichkeiten der alten Stadt bereitwillig über alles stellte, was er bisher an großstädtischen Reizen gesehen hatte.

So wurde es reichlich zehn Uhr, bevor die beiden Freunde vor des Meisters Behausung in der Karlsgasse des Wiedener Bezirks standen. Peter hatte natürlich seinen besten Anzug für die feierliche Gelegenheit angelegt und bearbeitete unten im Treppenhause mit Hilfe des Franzl und der beiderseitigen Schnupftücher die verstaubten Stiefel, Hosen und Bratenrock nachdrücklichst. Dann wurde vor einem Taschenspiegelchen Bart und Haupthaar leicht überbürstet, die rotblonde Stirnlocke gefällig arrangiert, bevor Peter, den Hut in der Hand, um die Frisur nicht zu zerstören, die Treppen hinaufzusteigen begann. Freund Franzl hatte ihm symbolisch dreimal auf die Musikmappe gespuckt, damit die Kompositionen beim Meister Gnade finden sollten und rief ihm aus tief bewegtem Freundesbusen noch Hals und Beinbruch nach. Sie hatten verabredet, sich nach der Audienz in einem nahgelegenen Kaffeehause zu treffen.

Bevor er an der Wohnungstür schellte, verschnaufte Peter erst ein Weilchen, bis sein Herz einigermaßen normal klopfte. Dann befahl er seine Seele Gott und drückte auf den Klingelknopf. Ein bejahrtes Weib mit mißtrauischem Gesicht kam, ihm die Tür zu öffnen und

erwiderte auf seine Frage, ob Herr Doktor Johannes Brahms zu sprechen sei: „Drin is er schon. Was megen S' denn? Ham S' leicht a Karten?"

Peter klemmte seine Mappe zwischen die Kniee und fischte seine Brieftasche hervor. Er hatte noch ein paar von den Visitenkarten übrig, die er sich in Rußland hatte machen lassen und auf denen in russischen und deutschen Lettern zu lesen stand: „Peter (beziehungsweise Pjotr) Karlowitsch Karn, Kapellmeister". Die schickte er also hinein und gleich darauf erschien die uneinladende Dame wieder und sagte mürrisch: „Bitte gefälligst hereinzuspazieren, der Herr Doktor werden gleich erscheinen."

Und nun stand also der gewesene Stadtpfeiferlehrling Peter Karn in des Meisters Johannes Brahms' Wohnzimmer. Er sah einen Flügel mit Stößen von Noten darauf, er sah ziemlich altmodische, durchaus unauffällige Möbel und ein gewaltiges Büchergestell, von dem ihm eine große Reihe solid gebundener Folianten mit dem Goldaufdruck „Händels Werke" entgegenleuchtete. Händel? schoß es Peter durch den Kopf. Wieso just Händel? Macht er sich wirklich so viel aus der alten Perücke oder ist das bloß Koketterie mit der konservativen Richtung — so wie sich viele höchst moderne Kunstgenüßlinge die Dantebüste auf den kaschierten Heizkörper stellen, obwohl sie weder an Himmel, Hölle noch Fegefeuer glauben und keine Zeile von dem alten Herrn gelesen haben. Aber er hatte keine Zeit, solchen Betrachtungen weiter nachzuhängen, denn alsbald wurde die Tür zum Nebenzimmer aufgetan und Herr Doktor Johannes Brahms stand vor ihm.

„Habdiär, kißdiand!" sagte der Meister mit seiner künstlich zum rauhen Baß herabgeschraubten Stimme. Und sein Bemühen, seinen unzweifelhaft norddeutschen Tonfall hinter diesen wienerischen Redensarten zu verstecken, wirkte entschieden drollig. Dazu kam noch die

gemütliche Bekleidung. Der Meister hatte nämlich gestickte Pantoffel an den Füßen, keinen Kragen um den Hals und über dem buntgestreiften feinen Flanellhemde weder Weste noch anscheinend auch nur Hosenträger, sondern nur ein leichtes, bequemes Hausjackett, was aber keineswegs verhinderte, daß seine gedrungene Figur mit der löwenhaft breiten Brust und dem gewaltigen, graublond umbuschten Haupt, mit der leicht vorgeschobenen Unterlippe und der bedeutenden hellen Stirn den Eindruck selbstsicherer Größe und ganz ungesuchter Vornehmheit machte. Peter Karn war denn auch weit davon entfernt, auch nur das bescheidenste Lächeln über diese Begrüßung und diesen Aufzug zu wagen, sondern er verbeugte sich nur tief und vermochte nicht einmal einen Gegengruß zu stammeln.

„Also bitte, mein Herr, Sie wünschen?" nahm der Meister aufs neue das Wort, indem er seine hellen Augen rasch über den ganzen Peter vom Kopf bis zu den Füßen hingleiten ließ und ganz nahe vor ihn hintrat. „Sie entschuldigen schon meinen Anzug," fuhr er fort. „Ich mache mir's bei mir zu Hause gern bequem. Sie sprechen doch hoffentlich Deutsch — denn ich kann kein Russisch."

In seiner Aufregung verfiel Peter ganz und gar in sein heimisches Idiom, das er sich sonst schon einigermaßen abgewöhnt hatte und stotterte: „I nu nadierlicherweise, ich bin doch aus Sachsen."

„So, so," lachte Brahms. „Das vereinfacht ja das Verfahren ganz wesentlich. Wo waren Sie denn in Rußland Kapellmeister?"

„Bei der Oper in Nischnej-Nowgorod," stieß Peter rasch hervor und dann wurde er flammrot im Gesicht und setzte eilig hinzu: „Das heißt — aushilfsweise sozusagen. Nachher mußte ich dann die Tscherkessenkapelle im Zirkus übernehmen. Es blieb mir nichts andres übrig. In der Not ..."

„frißt der Teufel Fliegen," ergänzte Brahms

wohlgelaunt. „Na, wie haben Ihnen denn die russischen Fliegen geschmeckt? Aber bitte, nehmen Sie doch Platz."

Mit der sicheren Stütze eines Stuhles unter seinem Sitzfleisch bekam Peter wieder Mut, und die offenbar heitere Stimmung des Meisters beruhigte ihn auch so sehr, daß er in seinem gewöhnlichen frischen Naturburschenton zu antworten vermochte: „Ach Gott, ich hatte nicht Zeit genug, auf den Geschmack zu kommen — oder vielmehr: die Polizei fand keinen Geschmack an mir. Ich wurde mit tunlichster Beschleunigung über die Grenze befördert."

„Was Sie sagen! Tja, was haben Sie denn da man bloß angestellt!" rief der Meister sichtlich interessiert, indem er mit Wohlgefallen sein blondes Gegenüber betrachtete.

„Ach Gott, nichts Besonderes," versetzte Peter achselzuckend. „Ich habe bloß einen Gardeoffizier verhauen und dadurch wurde ich in den betreffenden Kreisen einigermaßen mißliebig."

Der Meister lachte, daß ihm die breiten Schultern zuckten und der beträchtliche Bauch wackelte. Und Peter, glücklich, ihn in so gute Stimmung versetzt zu haben, ließ ihn gar nicht erst wieder zu Worte kommen, sondern sprudelte hastig, schier in einem Atem hervor, daß er in Königsberg einen Liederzyklus komponiert und dem verehrten Meister zur Prüfung eingesandt habe. Und wie er darauf zu seinem Schmerze keine Antwort bekommen und das Engagement in Ischl angenommen habe, um seiner dort habhaft zu werden.

„Na, Sie haben's ja ernsthaft auf mich abgesehen," schmunzelte Brahms vergnüglich. „Leider konnte ich gerade heuer nicht nach Ischl kommen. Ja, wissen Sie, mein lieber Herr, mit den Einsendungen das ist so eine Sache. Da schauen Sie sich die Haufen an, da überall herum — es sind noch Kisten und Koffer voll vorhanden. Fast jede Post bringt mir Noten ins Haus. Wenn ich nicht

durch eine besondere Veranlassung dazu komme, mir die Sachen anzusehen, dann wird gewöhnlich nie was daraus. Außerdem — lange Briefe schreiben — das war nie mein Geschmack. Ich stelle den Erfinder der Postkarte noch über Edison. Hätten Sie mir auf Ihre Noten obendrauf geschrieben: Peter Karn, Verprügler der russischen Garde, so hätte ich mir Ihre Kunsterzeugnisse sicher gleich angeschaut und Ihnen vielleicht sogar eine Postkarte geschrieben. Igittigitt, die Fäuste, haha! Der arme Offizier! Sie sind doch hoffentlich nicht Pianist!"

„Nein, ich blase Fagott und Baßtuba, wenn's sein muß."

„Sehen Sie, das gefällt mir. Ich finde, die musikalische Menschheit bläst überhaupt viel zu wenig heutzutage. Wenn es so weiter geht, werden wir den aufrechten Gang verlieren und alle zusammen Kla-Vierfüßler werden."

Peter lachte gerade soviel als ihm der Respekt zuzulassen und die Höflichkeit zu erfordern schien. Aber er fing bereits wieder an nervös und schier verzagt zu werden, weil der Meister gar so geneigt schien, heute alles von der scherzhaften Seite zu nehmen und es schier geflissentlich vermied, nach dem eigentlichen Zweck des Besuches zu fragen. Deshalb nahm Peter nunmehr seine gewichtige Mappe ostentativ in beide Hände, legte sie vor sich auf die Kniee und begann: „Ich habe mir erlaubt, Ihnen hier einige ..."

Aber der Meister sah gar nicht auf die Mappe, sondern hielt seine leuchtenden Augen fest auf Peter Karns blondes Haupt gerichtet. Er unterbrach ihn mitten in seinem Satz und sagte freundlich lächelnd: „So blond bin ich auch einmal gewesen — das heißt nein, eigentlich mehr semmelblond. Wissen Sie, daß ich einmal in eine Schulfibel mit meinem Porträt hineingekommen bin als Typus der kaukasischen Rasse? Das hat mir, weiß Gott, nächst Klingers Brahms-Phantasieen,

eine der größten Freuden meines Lebens verursacht. Sie paßten übrigens auch gut in die Schulfibel hinein. Also, verehrter Konkaukasier, was kann ich für Sie tun?"

Na endlich! dachte Peter, und mit einem Seufzer der Erleichterung drückte er unwillkürlich die Mappe an seine Brust. „Ich habe hier," begann er, „einige Sachen zusammengesucht, das Beste, was ich besitze, und ..."

„Na ja, na ja," unterbrach ihn Brahms ungeduldig, indem er die Hand ausstreckte. „Dann geben Sie man schon her. Nur nicht feierlich werden! Ich kann es nicht leiden, wenn Künstler untereinander so — so priesterliche Allüren annehmen. Zeigen Sie mal irgend was her."

Peter suchte in der Mappe nach dem Königsberger Liederzyklus und dabei stammelte er in großer Aufregung: „Sein Sie mir bitte nicht böse, verehrter Herr Doktor, aber es ist für mich ... Sie sollen über mein Leben entscheiden. Ich möchte endgültig wissen, ob ich mich als Komponist für einen Berufenen ansehen darf, oder ob ich mich mit dem Fagott — zufrieden geben muß." Und nun reichte er mit leicht zitternder Hand die Notenblätter mit den Toni gewidmeten Liedern dem Meister hin.

Mit einem gütigen Lächeln nahm sie Brahms entgegen, warf einen Blick auf die erste Seite und sagte ernst: „Schieben Sie mir nicht zuviel Verantwortlichkeit zu. Über ein Leben entscheiden — wer darf denn das? Ich werde Ihnen meine ehrliche Meinung sagen — obwohl Sie mir ein sehr günstiges Vorurteil erweckt haben; aber wenn ich an Ihren Sachen nichts Besonderes sollte finden können ... Das Publikum ist auch manchmal sehr andrer Ansicht, als wir Fachmenschen." Noch einen freundlichen Blick spendete er dem glühend und zitternd dasitzenden Peter, dann vertiefte er sich in die Lektüre. „Hm" machte er, indem er

die erste Seite umwendete, und dann nickte er ein paarmal mit dem Kopfe und seine Züge schienen Beifall auszudrücken. Er erhob sich, legte die Noten auf den Flügel, stützte die Ellbogen auf den Deckel und strich sich mit der Rechten durch den dichten Graubart, während er Zeile für Zeile aufmerksam verfolgte, bis er auf der letzten Seite angelangt war. Die Prüfung dauerte fast so lange, als der Vortrag des ganzen Zyklus gewährt haben würde. Und der arme Peter verging unterdessen vor aufgeregter Spannung.

Endlich richtete sich der Meister wieder empor, trat neben den gleichfalls sich erhebenden Peter hin und legte ihm die Hand auf die Schulter: „Beruhigen Sie sich, junger Freund," sagte er in einem herzlichen, beinahe weichen Tone: „Die Hauptsache bringen Sie mit zum schaffenden Musiker: Ihnen fällt was ein, Sie haben Melodie, Erfindung und Empfindung, das Handwerk haben Sie auch gelernt. Was Ihnen fehlt, ist nur noch ein bißchen — na, sagen wir, feinere Kultur. Ich würde Sie gern als Schüler annehmen, wenn ich das nicht ein für allemal verschworen hätte. Sie verstehen, ich könnte mich sonst nicht retten. Selbst meine Grobheit würde mich nicht mehr vor den Zudringlichen schützen. Sie sollten bei einem guten Kontrapunktiker noch ein Jahr vielleicht studieren, um wirklich reif zu werden. Nu sagen Sie mir aber mal aufrichtig, warum kommen Sie gerade zu mir, oder wissen Sie etwa nicht, daß Sie ganz und gar unter Wagnerischem Einfluß stehen?"

„Das — das mag wohl sein," stotterte Peter ganz verängstigt, weil der Meister die Brauen drohend zusammengezogen hatte und ihn gar so inquisitorisch anblitzte. „Das — das liegt wohl nun einmal in der Luft für meine Generation. Wir sind wohl gewissermaßen als Wagnerianer geboren; da können wir doch nichts dafür."

„Gewiß nicht," lächelte Brahms wieder freundlich.

„Ich mache Ihnen ja auch keinen Vorwurf daraus. Ich bin selber Wagnerianer. Ja, ja, mein völliger Ernst. Über so etwas kann es überhaupt nur in Deutschland noch einen Streit geben. Wenn die Franzosen ein Bayreuth hätten — der letzte Schusterjunge würde darauf stolz sein. Aber bei uns freilich wird wohl nie und nimmer ein so einzig Überragender auch einstimmig anerkannt werden. Wir müssen immer sofort einen Gegenpapst ernennen, damit sich die Parteien wie bei der Kirchweih in die Haare fahren können. Na, das nebenbei; ich komme bloß darauf, weil ich mißtrauisch geworden bin. Der Hugo Wolf zum Beispiel hat auch einmal versucht, mich hineinzulegen; den hab' ich aber abfahren lassen!"

Peter schluckte und würgte vor Aufregung und dann nahm er einen herzhaften Anlauf und stieß in einem langen Atem hervor: „Also, wie darf ich das verstehen? Den Hugo Wolf haben Sie hinausgeworfen und mich werfen Sie nicht hinaus — obwohl ich natürlich nebenbei auch Wagnerianer bin?"

Da überschaute der Meister wohlgefällig den jungen Adepten und nahm wieder auf seinem Lehnstuhl Platz. „Also bitte, Herr von Karn," sagte er humoristisch, „ich will versuchen, Ihnen und auch mir das zu erklären. Also schauen Sie, der Hugo Wolf — darin werd' ich mich wohl nicht täuschen — war sich von allem Anfang an bewußt, ein Originalgenie zu sein und als solches glaubte er selbstverständlich, nicht nötig zu haben, von irgendeinem andern Meister seiner Kunst irgend etwas zu lernen; den kitzelte es bloß, einmal zu sehen, was für ein Gesicht so ein alter Bach- und Beethovenanbeter wie ich zu seinen Keckheiten machen würde. Der dachte, ich würde mich über seine harmonischen Kühnheiten und Kakophonieen in eine Diskussion einlassen und dann wollte er hingehen und mich zum Gespött seiner Bewunderer machen, als lächerlichen alten Schulmeister. Die Absicht habe ich aber durchschaut und darum alle

Diskussion mit einer Grobheit abgeschnitten. Bei Ihnen aber ist es ganz was andres. Sie sind ein gläubiger Musiker, Sie wollen nicht aus der historischen Entwicklung hinausspringen und darum sind Sie imstande meine Art zu schätzen, obschon Sie persönlich in einem durchaus andern Geiste empfinden und auch schreiben. Darum darf ich Ihnen nicht zutrauen, daß Sie von Königsberg über Ischl bis hierher gefahren sind, lediglich um sich mit dem Brahms einen kecken Spaß zu erlauben — außerdem glaube ich auch einigermaßen ein guter Physiognomiker zu sein — und Sie sehen ganz und gar nicht hinterlistig aus."

„Nein, wahrhaftigen Gott," stotterte Peter flammrot, „das kann mir niemand nachsagen! Tausend Dank, verehrter Meister!"

Er trat einen Schritt auf den Alten zu und haschte nach seiner Hand, um sie zu küssen. Der Herr Doktor Brahms war aber flinker wie er und verbarg seine Rechte rasch auf dem Rücken.

„Verzeihen Sie," stammelte Peter, verschämt sich aufrichtend. „Es war mir so ums Herz ... Wie Sie selbst sagten, Herr Doktor, die künstlerische Kultur fehlt mir und die ist es gerade, die ich in Ihrem Schaffen so sehr bewundere. Darum lag mir also daran, gerade von Ihnen ein Urteil zu hören."

Brahms nickte dem glückstrahlenden jungen Manne freundlich zu, dachte ein paar Sekunden nach und sagte dann: „Wissen Sie, was ich glaube? Ihr eigentliches Gebiet dürfte die Oper sein. Haben Sie sich denn schon mit Orchesterwerken versucht?"

„Ja gewiß," versetzte Peter eifrig, indem er nach seiner Mappe griff, die er auf den Flügel gelegt hatte. „Ich bin ja im Orchester groß geworden."

„Lassen Sie liegen!" rief Brahms rasch, indem er sich wieder erhob. „Ich will mir die Sachen durchsehen. Jetzt können Sie sich darauf verlassen, daß es nicht beim Versprechen bleibt und ich will Ihnen gern eine

Empfehlung an meine Berliner Freunde geben. Ich denke, wenn Sie noch ein Jahr vielleicht fleißig studieren, werden Sie das ganze Rüstzeug beisammen haben."

Die Schelle ertönte draußen und gleich darauf ließ die alte Beschließerin einen Besuch eintreten, der offenbar keiner weiteren Anmeldung bedurfte.

„Ha, kißdiand, habdiär," rief Brahms dem Eintretenden entgegen und dann wandte er sich an Peter mit der Aufforderung, ihm seine Adresse auf die Visitenkarte zu schreiben. Nachdem das geschehen war, drückte er ihm kräftig die Hand und Peter Karn war entlassen. Als er schon in der Tür stand, rief ihm der Meister noch nach: „Kommen Sie doch mal abends in den „Roten Igel", da treffen Sie mich häufig; oder ich schreibe Ihnen einmal, das ist sicherer."

In großen Sätzen sprang unser Peter die Treppen hinunter und eilte im Sturmschritt nach dem Kaffeehaus, wo der Dingelberger Franzl seiner harrte.

Sobald er des Freundes ansichtig geworden war, rief er ihm über mehrere Tische hinweg glückstrahlend zu: „Also, Sie, Mensch, horchen Sie, den Hugo Wolf hat er rausgeschmissen, mich hat er dabehalten!" Und dann setzte er sich zu dem Kollegen an den Tisch, schlang zärtlich den Arm um seine Schulter und erzählte ihm fast wortgetreu den ganzen Inhalt der Unterredung. „Mensch, was bin ich froh!" schloß er mit einem kräftigen Schlag auf Franzels Schulter. „Jetzt ist aber das erste, daß wir nach Salzburg telegraphieren. Der Teufel hole das Fagott — ich bin ein schaffender Künstler!"

„Verkauft's mein G'wand, ich flieg in Himmel!" echote der Kollege lustig und gratulierte mit herzlichen Worten.

⊕ ⊕ ⊕

Der Vorstand der Salzburger Musikschule erklärte sich nach etlichem Hin und Her mit dem Tausch ein-

verstanden, und so fuhr denn bereits eine Woche später die Familie Dingelberger mit Sack und Pack nach der Mozartstadt und ließ ihrem Freunde Peter Karn nicht nur die leere Wohnung in der Gfrornergasse, sondern aus Dankbarkeit auch noch das alte Kanapee als Schlafgelegenheit, einen Tisch, ein paar Stühle und einen blechernen Waschtisch zurück. Alle übrigen Mobilien mußte sein alter Reisekoffer vertreten. Selbstverständlich hatte Peter in diesen Tagen nicht nur in dulci jubilo so hingelebt, sondern sich mit Hilfe des erfahrenen Freundes auch fleißig nach einem Broterwerb umgetan. Zunächst freilich vergeblich. Er fand für sein Fagott ebensowenig Verwendung wie der Dingelberger Franzl und auch die Baßtuba war bei allen besseren Kapellen besetzt; dennoch verlor er den Mut nicht, obwohl er nach dem gerührten Abschied von seinem einzigen Wiener Freunde nur noch zehn Gulden in der Tasche hatte. Er rechnete fest darauf, daß es ihm hier doch mindestens ebensogut wie in Königsberg, wo ihn doch anfangs auch keine Menschenseele kannte, gelingen müsse, seinen Unterhalt zu finden, zumal, wenn er eine Empfehlung von Johannes Brahms vorweisen konnte. Wenn ihn der Meister in den „Roten Igel" oder in seine Wohnung zitierte, wollte er ihm seine Lage auseinandersetzen und um seine Hilfe zur Erlangung von Privatstunden bitten. Die heißersehnte Postkarte kam aber nicht. Peter nachtmahlte auch zweimal vergeblich im „Roten Igel". Den Meister drängen, ihm schreiben oder gar in seiner Wohnung ihn nochmal heimsuchen, das wollte er um keinen Preis, da er fürchtete, durch Zudringlichkeit sich den guten Eindruck zu verscherzen, den er als Kaukasier ohne Hinterlist gemacht hatte.

So lief er also weiter von einer Direktion, von einem Agenten zum andern, immer mit demselben Ergebnis: „Wir werden Sie vormerken, augenblicklich leider nichts frei". Er sprach auch bei ein paar Musikverlegern vor,

berief sich auf Brahms' Lob und bot Lieder zum Verlag gegen baren Vorschuß an. Aber gegen Vorschuß schien in ganz Österreich ein tief eingewurzeltes Vorurteil zu bestehen. Außerdem verlangten die Herren selbstverständlich die Noten in die Hand zu bekommen und Peter hatte doch nichts zum Fortgeben, denn sein ganzes Material von druckfertigen, erfolgversprechenden Kompositionen war in der Mappe, die er beim Meister zurückgelassen hatte.

Als sein Betriebskapital bis auf drei Gulden zusammengeschmolzen war, begann er abends die Wirtschaften abzuklopfen, in denen Musik gemacht wurde, um sich als Klavierspieler anzubieten. Hin und wieder glückte es einmal und er verdiente sich mit der schändlichen Paukerei ein warmes Nachtmahl und ein paar Kronen. Es kam auch vor, daß es mehrere Tage hintereinander nicht glückte. Dann saß Peter Karn in seiner leeren Wohnung, kaute an einem Stück trockenen Brotes und starrte verzweifelt auf seine Stiefelspitzen nieder, bei denen das Oberleder den Zusammenhang mit der Sohle verloren hatte. Und er hatte doch keine Ahnung, wie er die fünfzig Kreuzer für einen Flickschuster auftreiben sollte. Nicht einmal ein reines Wäschestück hatte er mehr im Koffer. Ein welterfahrener Mann hatte ihm einmal gesagt: wenn der Mensch keinen reinen Kragen mehr anzuziehen hat, ist er moralisch erledigt — nicht nur gesellschaftlich. Das nächste ist dann, daß er stiehlt oder Wechsel fälscht. — Und er hatte keinen reinen Kragen mehr — hungernd, frierend, unfähig zu schaffen, mit zermartertem Hirn saß er da in den gardinenlosen, verwohnten Räumen und — wartete auf den Briefträger.

Zweimal hatte der in diesen trostlos leeren Tagen etwas für Peter Karn gebracht. Einmal ein herzliches fröhliches Dankschreiben von Franzl Dingelberger, mitunterzeichnet von der zufriedenen Frau Annerl, und das andre Mal ein langes Schreiben von Toni. Selbst-

verständlich hatte er ihr von seiner glorreich verlaufenen Audienz bei Brahms sofort in dithyrambischem Glücksüberschwang Mitteilung gemacht, und nun kam die Antwort: die ganze Toni dokumentarisch festgelegt! Ein entzückender Brief, sprudelnd von Humor, von ironischer Schalkhaftigkeit, von urdrolligen Phantasieen über ihren beiderseitigen zukünftigen Ruhm und unerhörten Glückszustand. Und dann kam sie auf ihre eigenen Angelegenheiten zu sprechen und Peter meinte aus dem fidelen Ton ihrer Darstellung deutlich herauszuhören, wieviel wichtiger ihr diese eigenen Angelegenheiten seien als ihres dummen Peters Zukunftsmusik. Sie freute sich mit so naiver Eitelkeit der Schmeicheleien, die ihr überall gesagt wurden, der Erfolge, die sie hatte und der Versprechungen glänzender Einnahmen, die ihr für die nahe Zukunft gemacht wurden, daß Peter das Herz beim Lesen immer schwerer und schwerer wurde. Und zum Schluß der langen lustigen Epistel hieß es dann: „Ich habe aber auch das Goldscheffeln dringend nötig, denn Mutter hat heuer sehr schlechte Geschäfte gemacht. Den ganzen Sommer über standen fast sämtliche Z mmer leer. Ein Pensionär ist gar ausgekniffen, ohne zu zahlen, und die Zeiten sind so teuer und die Menschen sind so schlecht und die Töchter der amerikanischen Naböbse gehen lieber nach Dresden und der Onkel von Deiner süßen kleinen Toni ist bös mit Toni, weil Toni ein eitler Fratz ist und nicht wirtschaften kann — sagt er! Ich kann Dir also nicht einmal zurückzahlen, was Du für mich ausgelegt hast, armer Schneck. Ich pump' Dich nächstens an. Telegraphiere mir, wenn Du von Breitkopf & Härtel oder Schott Söhne oder sonst einem Großmogul die ersten Bräunlinge eingestrichen hast ..."

Peter lächelte unsäglich bitter, als er bis zu dieser Stelle gekommen war. Also von der Seite war auch keine Rettung zu erhoffen! Schlimm! Er fühlte sich sonst gerade herabgekommen genug, um von seinem

Schatz Geld anzunehmen! Schließlich hätte er sie ja nur kameradschaftlich zu mahnen brauchen, ihm wiederzugeben, was er ihr aus Eigenem vorgeschossen hatte. Aber diese garstigen Geldgeschichten unter Liebesleuten . . . nein, lieber kein Wort von seiner scheußlichen Misere verlauten lassen und ihr ihren köstlichen Humor nicht trüben. Er las das liebe übermütige Schreiben noch einmal von Anfang an durch und dann drückte er mit nassen Augen einen Kuß darauf — einen wehmütigen Scheidekuß. Er verschloß den Brief zu den übrigen in den Koffer und begann in seinen leeren drei Stuben herumzulaufen, um warm zu werden und seine Gedanken in Ordnung zu bringen.

Am besten wär's schon, simulierte er, wenn ich mir die Toni mit einem energischen Ruck aus dem Sinn reißen könnte. Schmerzt freilich wilder als ein Backzahn, aber besser wär's doch, es geschähe gleich, als daß man es wehleidig anstehen und einem allmählich das Blut vergiften läßt. Wir stammen aus zwei verschiedenen Welten her und es wird wohl so sein müssen, daß die nicht harmonisch ineinander übergehen können. Wer, wie ich, von da ganz unten her sich heraufgemüht hat, den bläst jedes widrige Schicksalswindchen wieder hinunter in den tiefen Graben, wo die Groschenwender und die Brotrindennager zu Hause sind; wer aber in dem lichten frohen Hochland geboren ist, wo die freien Geistmenschen wachsen, wo die schöpferischen ebenso wie die genießerischen Seelen gedeihen, der kann gar nicht anders, als vor denen aus dem Graben einen instinktiven Abscheu empfinden — er kann auch selber gar nicht bis auf die Grabensohle hinunterrutschen, wenn er ein geborener Höhenmensch ist. So ein Mensch wie die Toni ist eben hungernd, frierend, bettelnd und verzweifelnd einfach nicht vorstellbar, der würden sich unter allen Umständen, wenn sie ins Rutschen käme, hundert Hände entgegenstrecken; so einer wie er aber bekommt noch einen Tritt dazu, sobald die Oberen merken, daß

er nicht recht fest steht. Und wenn er wirklich die schönsten Symphonieen schreiben lernen und auch Anerkennung dafür finden sollte, so bot ihm das noch lange keine Gewähr dafür, daß er nicht noch zu öfteren Malen in seinem Leben mit klaffenden Stiefeln und ohne einen reinen Kragen in einer leeren, ungeheizten Bude saß. Den Anblick aber durfte er Toni unter keinen Umständen jemals gewähren. Sie, die so reinlich, so ästhetisch, so aristokratisch exklusiv empfand, würde über so etwas nie hinwegkommen. Nacktes, garstiges Elend — nein, das konnte ihre Liebe nicht überwinden. Er hatte es ja erst vor kurzem erlebt, mit welchem Widerwillen sie die Berührung mit den braven Schidkowskys erfüllt hatte. Und bei denen war doch noch lange kein schmutziges Elend, keine moralische Gesunkenheit vorhanden gewesen — nur rein äußerliche Häßlichkeit und Dürftigkeit. Er hatte ja eben erst mit betrübter Hingerissenheit festgestellt, wie kräftig ihr die Flügel innerhalb des letzten Halbjahres gewachsen waren. Sie flog ihm ja doch demnächst davon auf die Gipfelhöhe, die über allen Nebeln lag. Ihm aber war der schwere Schritt der kleinen Leute angeboren, er konnte sich wohl auch keuchend da hinauf arbeiten, aber er würde nie da oben — Figur machen! Am besten bewies er dem lieben herrlichen Mädel die Tiefe seiner Liebe, wenn er sie endgültig der Versuchung, sich für ihn aufzuopfern, entrückte. Sie würde ihn anfangs wohl kaum verstehen und sehr unglücklich sein und ihn kleinmütig, verzagt, garstig auf seinen Vorteil bedacht schelten; aber der Tag, wo sie ihm seinen Verzicht von Herzen danken würde, der würde wohl bald kommen.

So, nun war es klar in seinem Kopfe. Und Peter Karn benutzte das letzte Tageslicht, um auf seinem letzten Briefbogen und auf dem erbärmlichen mit Wachstuch überzogenen Küchentischchen einen Werbungsbrief an Herrn David Gumbinner und Frau Gemahlin in Königsberg aufzusetzen. Armgard Gumbinner würde

doch zeitlebens in gläubiger Verehrung zu ihm aufsehen, auch wenn er von ihrem Gelde lebte und nur selten ein Geringes dazu verdiente. Er tat ihr also im Grunde genommen vielleicht gar kein Leid damit an, wenn er sie ohne Liebe zum Weibe nahm.

Mit dem fertigen Schreiben in der Tasche machte er sich auf den Weg, um sich irgendwo in einer Wirtschaft einen Magen voll Speise und eine Fünfkreuzermarke zu verdienen. Es gelang ihm aber heute nicht und er mußte zum erstenmal gänzlich nüchtern sein Kanapee beziehen. Am andern Morgen jagte ihn der Hunger schon früh auf. Er wusch sich einige Kragen und Taschentücher in seinem Lavoir aus, hängte sie zum Trocknen über die Stuhllehne und dann entnahm er dem Koffer seinen guten schwarzen Anzug und trug ihn zum Versatzamt. Er frühstückte mit Wolfsgier in einer Volkskaffeesiederei. Dann schlug er den Kragen seines Sommerjacketts hoch und bummelte ziellos durch die Straßen. In der nächsten Postanstalt kaufte er sich die Fünfkreuzermarke, pappte sie auf den Brief nach Königsberg und zückte ihn, um ihn in dem offenen Rachen des Briefkastens verschwinden zu lassen. Aber es war, als ob ihm der erhobene Arm erstarren wollte. Schwer wie Blei ließ er ihn langsam, langsam sinken und trat wieder auf die Straße hinaus. Noch nicht gleich, dem Schicksal noch einen kleinen Spielraum lassen! Vielleicht, daß doch heute die Wendung kam. Vielleicht daß irgend ein deutlicher Wink von oben ... ach was, Unsinn, dummes Zeug! Beginn der sicheren Verblödung! Hinein damit in den nächsten Kasten! — Als aber ein solcher in Sicht kam, wandte der feige Peter den Kopf zur Seite und wollte ihn nicht bemerken. Er rannte weiter wie gehetzt.

Unversehens kam er auf den Platz vor dem Westbahnhof. Da trieb er sich stumpfsinnig herum und beobachtete die Reisenden, die aus den Toren strömten. Ein korpulenter alter Herr schleppte sich mit einem

schweren Koffer ab. Peter Karn machte sich an seine Seite und raunte ihm heiser in einer Anwandlung von Galgenhumor zu: „Bitt' schön, gnä' Herr, dürft' ich Ihnen vielleicht des Ding da tragen?"

„Is recht, Freinderl, is recht," schnaufte der Dicke mit einem dankbaren Seufzer. „Is' eh' net weit, zahlt sich net aus, einen Komfortabel bis dahin z'nehmen. Sakrisch schwer is des Luada, so kloan wie's is."

Und Peter Karn, der gottbegnadete, der glückliche Protegé Johannes Brahmsens, trottete neben dem dicken Selchermeister einher und lauschte mit unterwürfigem Lächeln seinem leutseligen Geplausch, zwei Straßen weit; und dann nahm er mit einem dankbaren Bückling ein Fünfzighellerstück als Belohnung entgegen. „Ach du lieber himmlischer Vater," sprach er bei sich, „ist das vielleicht dein Fingerzeig? Hast du mir bestimmt, auf diese Art mein Brot zu verdienen, bis die Zeit kommt, wo man sich um meine unsterblichen Werke reißt."

Und er trollte sich auf den Bahnhof zurück, trieb sich den ganzen Tag lungernd umher und hatte wirklich am Abend zwei Kronen und ein paar Heller verdient durch Handgepäckschleppen. Er hatte zu essen — und der Brief nach Königsberg steckte in seiner Tasche!

Peter Karn ging an diesem Abend satt und früh schlafen und erwachte infolgedessen schon ums Morgengrauen. Er warf sich rasch in seine Kleider, knöpfte einen der gewaschenen aber ungestärkten Kragen um und machte sich nüchtern nach dem Bahnhof auf den Weg. Glücklicherweise hatte er seinen Schirm mit, denn der dicke Herbstnebel begann sich alsbald in einen kalten Dauerregen umzuwandeln. Ihn fror erbärmlich. Seinen Wintermantel hatte er bereits versetzt und ein anderes Übergewand besaß er nicht. Aber er hielt es für sehr wichtig, die Ankunft des ersten Nachtschnellzugs nicht zu versäumen, weil er meinte, daß zu dieser Zeit noch nicht so viel Lungerer seinesgleichen zur Stelle

sein würden. Er wollte alles aufbieten an Fixigkeit, Demut und Zungengewandtheit, um die andern Strizzis aus dem Felde zu schlagen und bis zum Abend so viel zu verdienen, daß er seinen guten Anzug wieder einlösen konnte und dann wollte er morgen noch einmal in der Karlsgasse sein Heil versuchen. Es war die allerhöchste Zeit, denn nur noch drei Tage trennten ihn vom ersten Oktober, an dem er seine Freistatt verlor!

Aber der Tag fing schlimm für ihn an. Die feinen D-Zug-Leute ließen sich fast ausnahmslos ihr Handgepäck von den angestellten Trägern bis zum Wagen tragen. Kein Kreuzer fiel für ihn ab. Und als er versuchte, einer vornehmen alten Dame durch Aufreißen des Wagenschlags ein kleines Trinkgeld abzugewinnen, geriet er gar in eine Schlägerei mit andern armen Teufeln hinein, die das Monopol auf diesen Erwerbszweig am Westbahnhof für sich in Anspruch nahmen. Er wehrte sich kräftig seiner Haut und teilte derbe Püffe aus, bekam aber auch einen Faustschlag wider die linke Schläfengegend, daß er Feuer vom Himmel fallen sah und beim Rückzug nach dem nächsten Kaffeehaus mußte auch noch sein guter alter Regenschirm daran glauben. Von den paar Kreuzern, die er vom vorigen Tag noch übrig hatte, bestritt er ein Frühstück und dann kühlte er sein Auge mit Wasser, denn er fühlte, wie ihm die ganze Umgegend bedenklich anzuschwellen begann. Dann lief er durch den immer noch strömenden Regen, von dem zerrissenen und verbogenen Schirm nur schlecht beschützt, nach dem Nordbahnhof, um nicht abermals die Wut der Konkurrenten heraufzubeschwören. Und unterwegs faßte er den festen Entschluß, am Nordbahnhof den Brief nach Königsberg in den Kasten zu werfen.

Ihn fror bis auf die Knochen, obwohl ihm vom raschen Lauf der Schweiß von der Stirne rann. Zu seinem Schrecken mußte er feststellen, daß erst in drei Stunden ein Zug einlief. Da er nur mehr ein paar

Heller in der Tasche hatte, konnte er nicht daran denken, sich in einem Café die Zeit mit Zeitungslesen zu vertreiben, sondern mußte im Wartesaal und in der Eingangshalle herumlungern. Den Brief steckte er aber doch noch nicht ein — eine abergläubische Scheu hielt ihn zurück. Wenn er sich heute kein Mittagessen zu verdienen vermochte, dann sollte er unweigerlich expediert werden. Er besah sich in dem Spiegel eines Schokoladenautomats und stellte fest, daß er von einem professionellen Rowdy kaum mehr zu unterscheiden war. Dann kehrte er in den Wartesaal dritter Klasse zurück und brütete matt und fiebernd vor sich hin. Der Brief würde sicher heute noch die Reise nach Königsberg antreten — und wenn nun die Antwort käme: mit tausend Freuden begrüßen wir Sie, lieber junger Meister, als unsern Schwiegersohn — wie sollte er alsdann auf den bewährten Flügeln der Liebe in den äußersten Nordosten gelangen und sich würdig vor der errötenden Braut präsentieren? Da mußte er schon einen Einbruch oder einen Raubmord verüben. Der Gedanke hatte gar nichts besonders Abschreckendes mehr für ihn. Im Gegenteil, er lachte leise vor sich hin und dachte: der Mann, der behauptet hat, wer keinen sauberen gestärkten Kragen mehr im Besitze hat, sei zu allem fähig, der hat recht gehabt.

Endlich lief der Prager Zug ein und Peter Karn stellte sich an der Freitreppe zum Eingang auf und lauerte auf Beute. Seinen schwer verwundeten Schirm klemmte er unter den Arm, obwohl der Regen immer noch sacht und kalt niederrieselte. Er wollte die Hände frei haben. So stand er am Fuß der Treppe, vor Frost und Aufregung in den Knieen zitternd, und lugte scharf aus nach allen Seiten. Eben setzte er sich in Bewegung, um eine korpulente Dame anzuspringen, die mit zahlreichen Paketen belastet die Treppe herunterzusteigen begann, als dicht hinter dieser Dame ein breiter Herr in einem großen Schlapphut, mit einem üppigen grauen

Vollbart auftauchte. Und der Herr war kein anderer als Johannes Brahms!

Peter griff mit beiden Händen nach seinem Kopfe und drückte einen Moment die Augen zu. Er glaubte eine Halluzination zu haben; aber als er die Augen wieder aufschlug, da sah er den hellen, sicheren, ruhigen Blick des Meisters fest auf sein Gesicht gerichtet und hörte die wohlbekannte Stimme sprechen: „Tja, ist denn das nicht — oder irre ich mich — Herr Peter Karn?“

Um Peter drehte sich der ganze Bahnhofsplatz mit allen seinen Gebäuden, hastenden Menschen, Regenschirmen, ein-, zweispännigen Vehikeln. Er schlug seine Hände vors Gesicht und — brach in fassungsloses Schluchzen aus. Dann fühlte er eine Hand an seinem Arm, hörte eine gütige Stimme unverständliche Worte zu ihm reden und kam erst wieder einigermaßen zu sich, als er neben dem verehrten Meister in einem geschlossenen Wagen saß.

Und als er überhaupt wieder zu reden vermochte, stammelte er, das Haupt in heißer Scham geneigt: „Verzeihen Sie mir, bitte — ich kann nicht mehr — ich habe gewartet und gewartet ... ich habe kein Geld — ich habe nichts mehr zu essen.“

„Aber ich h a b e Ihnen ja geschrieben,“ sagte der Meister so laut und aufgeregt, daß sich seine Stimme überschlug. „Ich habe ja gleich alle ihre Sachen durchgesehen und Ihnen sofort geschrieben, Sie möchten zu mir kommen. Die Karte ist als unbestellbar zurückgekommen. Warum schreiben Sie auch eine solche elende Krikelkrakelpfote? Ich hab's nicht entziffern können, was Sie mir auf Ihre Karte gekritzelt hatten. Und da hab' ich's nachgemalt; aber die Post war auch nicht klüger als ich. Sehen Sie, junger Mann, das kommt davon. Aber nu man Kopf hoch, wir wollen das Ding schon kriegen!“

⊕ ⊕ ⊕

Am ersten Oktober reiste Peter Karn vom Westbahnhof ab. Gut herausgefuttert, mit frischer Wäsche und neuen warmen Kleidern versehen, und in der Brieftasche nicht nur einen Hundertkronenschein, sondern auch zwei glänzende Empfehlungsschreiben des teuren Meisters an einen Akademieprofessor und an einen Musikverleger in München.

Zehntes Kapitel

Wie es unserm Peter in München zu wohl wird, also daß er aufs Eis tanzen geht, richtig hineinschlittert und eine gehörige Abkühlung erfährt.

Das erste, was unser Peter in München tat, war, daß er mit seiner Notenmappe das empfohlene Verlagshaus aufsuchte und dem Chef den Brief von Brahms übergab. In seinem ganzen Leben war noch nie ein Mitglied der oberen Stände ihm gegenüber auch nur annähernd so zuvorkommend gewesen wie dieser Herr. Peter bot ihm mehrere Hefte Lieder zum Verlag an und der Herr erklärte sich ohne weiteres bereit, sie auf eigene Kosten zu drucken und ihm die Hälfte des Reingewinnes zu überlassen. Er schlug ferner vor, Gratisexemplare an die hervorragendsten dafür in Betracht kommenden Konzertsänger zu versenden und Brahmsens Empfehlungsbrief in Faksimile beizulegen. Die Herrschaften würden die Sachen sicher nicht, wie so vieles andere, gleichgültig beiseite legen, sondern sich ordentlich ansehen, und wenn sie damit in den Konzertsälen Erfolg hätten, wäre ein gutes Geschäft sicher.

„Oh!" rief Peter freudestrahlend. „Eine ausgezeichnete Sängerin hat sie bereits in ihr Repertoir aufgenommen und in Ischl großartigen Erfolg damit gehabt."

„Wie heißt die Dame, bitte?"

„Toni Heydt."

Der Verleger zog die Brauen hoch und zuckte die Achseln: „Bedauere, kenn' ich nicht. Das hat keinen Wert, Verehrtester. Nur wenn Sie von allerersten Namen in die Konzertsäle getragen werden. Sie bleiben doch den Winter über hier? Schön, ich werde dafür sorgen, daß Sie zu allen Konzerten, die in Frage kommen, Zutritt erhalten, und dann müssen Sie sich eben an die Herrschaften heranmachen unter Berufung auf Brahms und nicht locker lassen, bis sie Ihre Lieder singen. Nur so ist etwas zu erreichen. Später, wenn Sie erst ein großer Mann sind, lassen Sie dann die Herrschaften, die sich Ihren Kompositionen gegenüber spröde verhalten haben, in Ihrem Vorzimmer warten, bis sie schwarz werden."

„Hm!" machte Peter lustig schmunzelnd. „Könnten Sie mir vielleicht zur Einrichtung dieses Vorzimmers einen angemessenen Vorschuß leisten?"

„Hähä, Sie sind ein Spaßvogel," lachte der Verleger und klopfte zärtlich den dicht vor ihm sitzenden Peter aufs Knie. „Sie haben Humor, scheint's. Aber Vorschuß, verehrter Herr, gibt's im Musikaliengeschäft nur auf warme Semmeln — wissen S', ich meine auf Ware, die sicher und rasch abgeht wie warme Semmeln."

„Aber ich bin aufs Verdienen angewiesen," sagte Peter, ärgerlich abrückend.

„Sie werden verdienen, verehrter Herr," versetzte der Verleger eifrig. „Johannes Brahms läßt sich nicht so leicht Empfehlungen abschmeicheln."

„Na ja, aber bis der Erfolg kommt, muß ich meinen Unterhalt irgendwie erwerben, Stunden geben, Begleiten, Korrepetieren oder irgend was."

„Gewiß, was ich tun kann . . . ich werde es jedenfalls im Auge behalten."

Peter haßte diese verwünschte Redensart, aber er verbiß sich eine boshafte Bemerkung und empfahl sich mit kühlem Danke.

Und als er am Abend dieses Tages weit draußen

in Schwabing glücklich ein billiges möbliertes Zimmer bezogen hatte, setzte er sich hin und schrieb einen langen, langen Brief an Toni. Seine frische Jugendkraft war durch die plötzliche Wendung seines Geschickes so elastisch emporgeschnellt, daß er, der knapp dem Hungertode Entgangene, der Liebsten bereits wieder eine derb-humoristische Schilderung seines tiefsten Verfalles zu geben vermochte. Erst gegen Schluß des Schreibens wurde er wieder ernst und ermahnte die Geliebte, sich ja nicht etwa darauf zu verlassen, daß nun die liebe Sonne ihm ewig lächeln werde. „Du wirst nie davor sicher sein, daß Du mich nicht selber eines Tages vor einem Bahnhofe antriffst mit klaffenden Stiefeln, kragenlos und mit schwarz unterlaufenem Auge. Darum rate ich Dir in allem Ernste: baue keine Häuser auf meine Zukunft, und wenn Dir die ewige Unsicherheit einmal zu dumm und das Warten zu lang wird, so wirf Du einfach den hier beiliegenden Brief in den nächsten Postkasten."

Es war der Werbebrief an David Gumbinner in Königsberg, den er seinem lustigen Liebesbriefe beischloß. Mit wendender Post lief die Antwort auf Peters Brief ein, ein gar köstliches Dokument der verstehenden, mitleidenden, opferfreudigen Liebe. Daß die Schilderung von Peters jammervollem Zustande, von dem sie ja keine Ahnung gehabt hatte, sie im Innersten getroffen, davon legte der Ton ihres Schreibens sicheres Zeugnis ab. Toni enthielt sich nämlich, was bei ihr nur in ganz ernsten, nachdenklichen Stunden der Fall war, in diesem Schreiben gänzlich aller Ausbrüche ihres Temperaments und ihres oft grotesken Humors. Allerdings konnte sie sich nicht völlig enthalten, ihren Liebsten ein wenig derb zusammenzuschimpfen, dafür, daß er ihr die Wahrheit nicht rechtzeitig bekannt und sie nicht um Geld angegangen habe. Aber sie schimpfte doch diesmal sozusagen unter Tränen und nicht mit der zähnefletschenden Affengrimasse, in

der sie sich sonst bei solchen Gelegenheiten gefiel. Und zum Schluß des langen Briefes hieß es dann noch: „Daß Du mir das Zeugnis Deiner tiefsten Verzweiflung, den Brief an die Gumbinners, ausgeliefert hast, das war von Dir ebenso lieb wie klug gehandelt; denn erstens einmal gibst Du mir damit einen großartigen Beweis Deines Vertrauens, und zweitens hängst Du mir damit eine riesige Warnungstafel dicht vor die Nase: der Peter ist nicht auf dich allein angewiesen, er könnte alle Tage ein braves nettes Mädel mit viel Geld kriegen, das ihn anbetet. Also, Toni, benimm dich dementsprechend anständig!“

Von ihren eigenen Angelegenheiten, die sonst mindestens vier Fünftel ihrer Briefe auszufüllen pflegten, stand in jenem Schreiben keine Zeile zu lesen. Und Peter tat ihn zu seinen vornehmsten Heiligtümern in seine Brieftasche und schleppte ihn auf seinem Herzen mit herum.

Im übrigen hatte er in seinen Münchener Tagen zunächst nicht viel Kummer und Sorgenlast zu tragen. Die Spannkraft seiner dreiundzwanzig Jahre hatte den ganzen Kerl strack emporschnellen lassen, mit so energischem Ruck, daß er nach einer Woche bereits fast vergessen, wie tief ihn die Schicksalsfaust eben erst mit dem Kopf zu Boden geduckt hatte. Er fühlte sich urwohl in dem lieben lustigen München mit seinem bierbehäbigen derben Volke und seinem für alle Art Kunstbetrieb so gedeihlichen Klima. Er hatte nicht nur einen neuen Anzug auf dem Leibe, sondern auch eine neue Reputation, und das hob sein Selbstgefühl nicht wenig. Brahmsens glänzendes Zeugnis seiner hervorragenden Begabung hatte er nicht nur dem alten Meister Rheinberger, an den er speziell empfohlen war, sondern auch andern Akademieprofessoren, bei denen er hospitierte und dem und jenem ihrer Meisterschüler zu lesen gegeben. Das hatte sich natürlich in den Kreisen der Akademie und in der ganzen musikalischen Zunft

Münchens bald herumgesprochen, so daß man sich den Herrn Karn, dessen dicker blonder Lockenkopf in allen bedeutenderen Konzerten auftauchte, mit teilnahmsvollem Geflüster zu zeigen und mit neugierigen Blicken zu verfolgen begann. Er war nun nicht mehr, wie in Leipzig, ein ärmlicher Stipendiat, ein schäbiger Freitischler, sondern ein Meisterschüler mit einem ganz besonderen Nimbus, auf dessen Taten man ungeduldig wartete.

Nichts hatte bei der kurzen Bekanntschaft mit Meister Brahms einen stärkeren Eindruck auf Peter gemacht, als die ruhige sieghafte Klarheit, die über seinem Antlitz lag, und deutlicher noch als seine Rede und sein Gebaren das von aller Anmaßung weit entfernte Selbstvertrauen eines durch seine Kunstübung beglückten Meisters bezeigte. So, dachte sich unser Peter, muß einer notwendig dreinschauen, der nicht nur selbst von seiner Meisterschaft durchdrungen, sondern auch von den Sachverständigen und feinfühligen Kennern und Liebhabern der ganzen Welt als Meister seiner Kunst anerkannt ist. Und er ertappte sich zuweilen darauf, daß er neugierig in den Spiegel schaute, um zu sehen, ob von jenem Leuchten tiefinnerster Selbstgewißheit schon etwas auf seinem derben Bubengesicht zu bemerken sei. Aber er war ehrlich genug, vor seinem Spiegelbilde einzugestehen, daß dieses zufriedene Lächeln, das seine harmlosen Züge verklärte, wohl nur dem gutgefüllten Magen und der angenehm gekitzelten Eitelkeit zu verdanken sei. Und er versetzte sich vor dem Spiegel einen mahnenden Backenstreich und brummte vor sich hin: „Stadtpfeiferle, vermiß dich nicht!"

Und er kam nicht selten in die Versuchung, sich zu vermessen, zumal bei dem Unterricht seines trefflichen alten Professors. Die Aufgaben, die ihm gestellt wurden, führte er sorgfältig in der Weise aus, wie es von ihm erwartet wurde, aber das Lob, das er dafür erntete, ließ ihn völlig kalt. Wenn ihn aber doch einmal der

Hafer stach und er durch absichtliche Tollheiten, sozusagen musikalische Zynismen, seinem freundlichen Lehrer einen Schrecken eingejagt hatte, dann freute er sich bübisch. Es hatte auch zu jener Zeit gerade die Hochschule einen glänzend begabten jungen Tiroler, Komponisten und Pianisten, versuchsweise zum Lehramt zugelassen und dieser jüngste Lehrer versammelte bald alle draufgängerischen revolutionären Elemente unter den Schülern um sich. Auch Peter Karn konnte der Versuchung nicht widerstehen, von Zeit zu Zeit einmal in die Klasse dieses Jungmeisters hineinzuhorchen. Sich bei ihm einschreiben lassen, das mochte er nicht, denn er meinte es seinem großen Gönner schuldig zu sein, sich nicht auf die Bank der Spötter zu setzen. Aber der Zufall fügte es, daß er mit einigen der begabtesten Schüler jener Klasse gut bekannt wurde. Und so profitierte er wenigstens aus zweiter Hand mit von dem gefährlichen Samen, der dort ausgestreut wurde. Er hörte auch musikgeschichtliche Vorlesungen bei Professor Florian Mayr, dem immer noch aus seinen Glanzzeiten, als er ein Lieblingsschüler Franz Liszts und faustgewaltiger Verfechter seiner Ideale gewesen war, der Spitzname „Kraft-Mayr" anhaftete. Als rechtes Kind seiner Zeit glaubte Peter Karn selbstverständlich auch über Liszt bereits hinausgewachsen zu sein, aber der hinreißende Enthusiasmus, die imposante Einseitigkeit des Kraft-Mayr stimmte ihn doch nachdenklich. Es war, als ob der alte Lehrer in dem jungen Schüler die verwandte Natur auf den ersten Anblick gespürt habe. Professor Florian Mayr warb unaufdringlich, aber gerade darum unwiderstehlich um die Seele Peter Karns. Und als er ihn erst in seiner altväterisch behaglichen Klause in der Nymphenburger Straße ein paarmal unter vier Augen gehabt hatte, da gab unser Peter willig nach und ließ sich gern in den Bannkreis des Wundermannes in der Soutane herüberziehen. Professor Mayr leitete seinen jungen Freund

dazu an, ihm bei der Korrektur Lisztscher Orchesterwerke, deren Gesamtausgabe er zu besorgen berufen war, hilfreiche Hand zu leisten. Und Peter merkte bald, wieviel er bei dieser Arbeit für sich selber lernte.

Unser Freund führte also ein innerlich reiches Leben in München; nahm mit wachen Sinnen alles auf, was es Schönes zu genießen gab, verarbeitete alles in einem feinen Herzen und verstand es für die Bereicherung seines Kunstempfindens und seines praktischen Könnens wohl auszunützen. Sein äußeres Leben freilich blieb immer noch das eines armen Studenten, er mußte nach wie vor mit dem Nickel rechnen, in der Kronfleischküche oder beim großen Wirt in Schwabing essen und seinen jugendlichen Leichtsinn in strenger Zucht halten. Aber immerhin glückte es ihm doch bald, soviel lohnende Beschäftigung zu finden, daß er nicht zu darben brauchte und seinen äußeren Menschen in reputierlichem Zustande erhalten konnte.

In fleißiger Arbeit und maßvollem Vergnügen gingen die Monate ins Land. Und dann kam die lustige Faschingszeit heran. Peter hatte noch nie in einem katholischen Lande einen richtigen Karneval miterlebt. Er stand erst eine Weile zögernd, beinahe geniert in seiner norddeutschen kühlen Wohlanständigkeit dem tollen Treiben gegenüber; als er aber erst einmal von einigen Münchener Freunden mit sanfter Gewalt in den Strudel hineingezogen war, gewann er Geschmack daran und tobte bald aus allen Kräften des Leibes und der Seele mit. Er bildete gemeinschaftlich mit etlichen älteren Akademikern, die gleich ihm ausgezeichnete Instrumentalisten waren, eine kleine Kapelle, die in höchst drastischen Verkleidungen bald als gänzlich verlumpte und von den sonderbarsten Gebresten geplagte böhmische Musikanten, bald als Gentlemankapelle im Frack mit schwarzseidenen Halbmasken, in den feineren Wirtschaften umherzog und mit dem Teller absammeln ging. Da nicht nur ihr Aufzug höchst spaßhaft, sondern

auch ihre Leistungen ausgezeichnet und künstlerisch witzig waren, so verdienten die übermütigen jungen Leute so viel Geld, daß sie den ganzen Fasching über herrlich und in Freuden davon leben konnten. Die Kompositionen hatten sie sich für ihren Zweck meist selbst verfertigt: ulkige Paraphrasen über beliebte Gassenhauer, lustige Variationen über sentimentale Operettenschmachtfetzen, freche Parodieen auf tiefernste Meisterwerke, wie zum Beispiel einen Tristanwalzer oder einen Götterdämmerungsgalopp. Man sprach bald in ganz München von diesen originellen Faschingsmusikanten und bei Künstlerfesten und Privatveranstaltungen riß man sich um ihre Mitwirkung. Zu ernsthafter Arbeit blieb natürlich bei dieser heftigen nächtlichen Tätigkeit wenig und in den letzten Faschingswochen überhaupt gar keine Zeit übrig. Und über die Körperkräfte ging es bei dem Lumpen- und Lotterleben, bei dem starken Alkoholverbrauch zumal, auch gar bös her. Aber Peter Karns Bärengesundheit hielt dem siegreich stand, und wenn sein Gewissen ihm ob solcher Zeit- und Kraftvergeudung bissig die Zähne weisen wollte, dann gab er ihm derb eins aufs Maul und schnauzte es kräftig an: du bist still, alter Neidwurm, ich will auch einmal wissen, was jung sein heißt; und für den Künstler macht sich überhaupt Verschwendung besser bezahlt, als Knauserei. Oder willst du mir vielleicht sagen, du Erzphilister, woher ein Gestalter aller Menschlichkeit seine Inspiration nehmen soll, wenn er bloß die tristen Molltonarten, die übermäßigen Dreiklänge und unaufgelösten Dissonanzen des menschlichen Empfindungslebens kennen gelernt hat. Zum Henker, ich bin jung! Wer weiß, ob ich je wieder im Leben die Gelegenheit, mich satt zu essen an den Schlemmergerichten des Lebens und satt zu trinken am süßen Wein leichtsinnigen Genusses so bequem und appetitlich serviert bekomme wie hier. Ich muß Vorrat sammeln in meine Scheuern, aber nicht nur von Brotkorn und

Kartoffeln, sondern auch von Kaviar und Lampreten. Ich will auch einmal Trüffeln mit Champagner begießen — mein schmaler Geldbeutel wird schon dafür sorgen, daß ich mir daran nicht dauernd den Magen verderbe.

Das einzige Unerfreuliche bei dieser einträglichen und lustigen Faschingsbetätigung lag in dem Umstande, daß die allbeliebten Herren Musikanten ihre Arme niemals frei hatten, um die heiß lebendigen Münchener Madeln hineinzuschließen, daß sie ihre Lippen zum Blasen statt zum Busseln, und ihre zehn Finger zum Saiten- und Klappendrücken, statt zum Wangen- und Wadelnzwicken benutzen mußten. Die meisten von Peters Genossen erfreuten sich eines angenehmen kleinen Verhältnisses, das sie daheim für die freiwillige Entbehrung, die sie sich in der Öffentlichkeit auferlegten, reichlich entschädigte. Wenn nun auch der wackere Peter keineswegs unter irgendwelcher ernsthafter Liebesnot litt, da die ferne Toni sein Herz reichlich ausfüllte, so kam ihm doch sein einschichtiger Zustand gerade in diesen Faschingswochen recht ärgerlich zum Bewußtsein. All dem heißen Blicken und zärtlichen Drücken, dem heimlichen Geflüster und ungenierten Kosen zusehen zu müssen, ohne selber irgendwie, wenn auch nur im Spaß, mittun zu dürfen, das war wirklich hart. Er hätte gar zu gern ein nettes kleines Abenteuer mitgenommen, wenn's auch nur gewesen wäre, um Toni damit zu reizen und für ihre unverschämte Schwärmerei für jenen spanischen Geiger zu strafen.

Um doch den Fasching nicht nach dieser Richtung ergebnislos verstreichen zu lassen, drückte er sich in den letzten Wochen ein paarmal von den nächtlichen Musikantenfahrten und mischte sich allein unter das ausgelassene Maskentreiben der volkstümlichen Bälle auf dem Kindlkeller, dem Löwenbräu, bei Trefler und anderswo. Aber er hatte trotz seiner frischen blühenden Männlichkeit kein Glück bei den Münchener Madeln.

Er fand nicht den rechten Ton für sie und sie verspotteten grausam seine norddeutsche Manier. Außerdem war's mit seiner Tanzkunst schlecht bestellt. Er walzte schwerfällig wie ein gefühlvoller Bär, und bei Polka und Galopp sprang er gar wie ein Ziegenbock.

In der letzten Faschingswoche folgte er einer Einladung eines begüterten jungen Musikfreundes, dem er Theorieunterricht erteilte, zu einem Bal paré im Deutschen Theater. Im geliehenen, nicht eben ideal sitzenden Frack, mit einer riesigen weißen Chrysantheme im Knopfloch, trat er dort ein. Anfangs fühlte er sich reichlich unbehaglich in dieser glänzenden Umgebung. Wie das warme Licht auf all den hunderten von weißen Schultern und Armen leuchtete und in den Schmelz- und Metallstickereien der phantastischen reichen Gewänder mit bunten Reflexen blitzte — und so viel heißer und lockender noch die Augen, die aus all den halb oder ganz maskierten Gesichtern neugierig, verwirrend, verheißend herausschauten! Und dazu die schwarz uniformierte Herrenwelt, die goldne Jugend Münchens, verstärkt durch Fremdlinge aller Nationen, die hier berückende Abenteuer suchten. Und wie diese Männer mit diesen kostbar eingewickelten Püppchen umsprangen! Bei der Française warfen sie sich die kleinen leichten Zierlichen zu wie die Bälle beim Tennis, und die gewichtigeren Tänzerinnen ließen sie auf ihren kreuzweis zusammengelegten Händen sitzen und sich kreischend schaukeln, und dann schleiften sie in den Tanzpausen ihre Damen über das glatte Parkett wie über eine Eisbahn schlitternd, holten sie in ihre Logen hinein und machten sich für den Sekt, den sie ihnen stromweise kredenzten, und für die Blumen, mit denen sie sie überschütteten, durch reichliche, über alle freien Flächen verteilten Küsse bezahlt.

Das ist nun, simulierte Peter Karn, die sogenannte gute Gesellschaft, die sonst auf ihren Zusammenkünften mit dem andern Geschlecht sich in ihrem Benehmen wie

in ihren Reden streng an die Vorschriften der Überlieferung und der Mode hält, und aus den untertänigsten Bücklingen, vor allem was Röcke trägt, kaum je herauskommt! — Und die Damen? Hm! Sind das wirklich dieselben Damen, die gewohnt sind, sich von diesen Herren so kühl hofieren zu lassen und die von der Kinderstube her schon so gut dressiert sind, daß sie ihre natürlichen Instinkte niemals merken lassen und all das konventionelle Drumherumgerede für bare Münze zu nehmen vorgeben, oder ist das alles nur leichte Ware, die die Hoffnung auf lukrative Anknüpfungen hier zusammenführt?

Ach du lieber Gott! Hier fühlte er sich ganz fremd am Ort, hier würde er noch weniger Glück haben als auf dem Kindlkeller.

Aber wie er noch so simulierte, schob sich von rückwärts ein weißer üppiger Arm unter den seinen und eine weiche angenehme Stimme raunte ihm zu: „Ich kenne dich, du Liebling der Musen."

„Nanu, wieso?" stieß der verdutzte Peter hervor und machte ein ziemlich dummes Gesicht dazu. Die elegante Dame — sie war eine mittelgroße, schlanke und doch üppige Brünette — strich ihm mit ihrem geschlossenen Fächer über die Wange und ihre schwarzen Augen blitzten ihn dabei lachend an. „Du bist der Peter Karn, gelt? Der wo vom Brahms für ein Genie erklärt ist."

„I, gucke da," sagte Peter geschmeichelt. „Da bin ich ja bei dir gut eingeführt."

„Das hat man auch nötig bei mir," sagte der Domino, sich stolz in die Brust werfend. „Aber ich weiß auch noch mehr von dir." Und damit näherte sie ihren Mund seinem Ohre und sang ihm leise, aber mit offenbar geschulter Stimme ein paar Takte des ersten Liedes aus seinem Zyklus vor, der um Neujahr herum im Druck erschienen war.

„Danke schön, das lass' ich mir gefallen," lächelte der

beglückte Peter. „Du, mir scheint, du bist vom Bau; willst du dich nicht zu erkennen geben?"

„Nein, aber tanzen will ich mit dir."

„Daran werden Sie nicht viel Freude erleben, mein gnädiges ... ach pardon, schöner Domino! Ich komponiere entschieden sehr viel besser als ich tanze."

„Macht nix, Angebeteter. Zu einer Française langt's schon noch. Ich werde dich schon hinstupfen, wo's d' hingehörst."

Und Peter tanzte die erste Française seines Lebens. Seine unbekannte Schöne stupfte ihn, seine Visavis zupften ihn, seine Wechseldamen zerrten ihn und so stolperte, schlitterte, hüpfte und pendelte er ruhmlos durch die Tanzfiguren; als aber bei der letzten Tour das übliche bacchantische Gebrüll zu erschallen und alle Bande frommer Scheu zu zerreißen begannen, da trieb es dieser miserable Patzer am allerärgsten, schrie, daß ihm die Halsadern schwollen und setzte sich zum Schluß gar zwei Damen auf seine Schultern, rechts die Brünette, die seine Lieder sang, und links einen leichtsinnigen blonden Racker mit ganz dünnen Kinderbeinchen.

Alsdann geleitete er seinen schönen Domino im Triumph nach der Loge, die sein junger Freund gemietet hatte, und gedachte im Kreise der eleganten vornehmen jungen Herren, die sich daselbst versammelt hatten, mit seiner ruhmvollen Eroberung gewaltiges Aufsehen und außerdem verzehrenden Neid zu erregen. Aber die jungen Herren waren wirklich sehr gut erzogen; sie ließen sich gar nichts anmerken, obwohl kein einziger von ihnen einen gleich eleganten, vielversprechenden Domino mitbrachte — nicht einmal der junge Prinz, Mitglied eines mediatisierten Fürstenhauses und Leutnant eines Leibkavallerieregiments, der sich mit einer albernen und aufdringlichen Operettensängerin begnügte, die von nichts anderm, als von ihren Kostümen zu reden wußte. So recht war Peter

von seinem Erfolg nicht befriedigt, denn die jungen Herren schienen seiner Eroberung gar keine besondere Bedeutung beizumessen. Im Gegenteil, er glaubte zu bemerken, daß sie einander ironisch zulächelten, als ob sie sagen wollten: na, der hat auch was Rechtes erwischt! Sobald es sich tun ließ, ohne sich auffällig zu machen, wandte er sich an einen der jungen Herren und fragte ihn, ob er seine schwarze Schöne vielleicht kenne. Aber der Herr zuckte nur bedauernd die Achseln. Als die Musik wieder einsetzte und die Paare in den Saal zurückströmten, hielt er seinen Freund und Schüler zurück und richtete die gleiche Frage an ihn.

„Ich habe mir auch schon den Kopf darüber zerbrochen," erwiderte der junge Herr. „Kennen muß ich die Dame, ich weiß bloß nicht, wo ich sie hinbringen soll. Vielleicht ist es eine berühmte Sängerin, die ich schon einmal im Konzert bewundert habe und die sich auf der Durchreise hier aufhält. Aber das müßten Sie doch herauskriegen können. Wenn Sie sie mit Vorsicht behandeln, wird sie sich schon zu erkennen geben."

„Ein entzückendes Geschöpf, ein Rasseweib," schwärmte Peter. „Sehen Sie bloß die Figur an. Da tanzt sie mit dem Prinzen vorbei. Ha, diese feinen Fesseln! Zucker! Sagen Sie mir doch — ich bin in den Sitten dieses Lokales nicht bewandert — wie weit kann man gehen? — ich meine, was ist hier die übliche Grenze?"

Der junge Mann schüttelte sich vor Lachen. „Gott, diese Norddeutschen! Da leg's di nieder! Fragt der Herr nach Grenzen — im Fasching! Übrigens ernsthaft gesprochen: die Grenzen zu bestimmen, das haben hier wie überall die Damen ganz allein in ihrer Hand. Mit Ihrem schwarzen Domino würde ich ein bißchen vorsichtig sein, sonst riskieren Sie am Ende, daß sie Ihnen eine Watschen hineinhaut."

Damit ließ er den verdutzten Peter stehen. Der gab

sich nicht die geringste Mühe, anderswo anzubandeln, sondern beschränkte sich darauf, mit gierigen Blicken den Kreisen seiner Schönen im Gedränge zu folgen und sobald der Tanz vorüber war, sich wieder an sie heranzupirschen. Der Prinz gab sie gutwillig frei, denn seine gräßliche Operettendame belegte ihn gleich wieder mit Beschlag. Peter aber entfernte sich mit seinem stolzen Raub schleunigst aus dem Gesichtskreis der Loge seiner Freunde und suchte einen dämmerigen Winkel in den oberen Räumen zu gewinnen. Es glückte ihm auch wirklich, ein kleines leeres Tischchen unter den Palmen im ersten Range zu ergattern. Er spendierte eine Flasche deutschen Schaumwein und versuchte durch rasche und reichliche Zufuhr dieses säuerlichen Getränkes seinen Geist zu großartigen Leistungen der Liebesstrategie aufzustacheln.

Der schöne schwarze Domino bezeigte sich keineswegs frostig abweisend. Er ließ sich ohne Widerrede um die schlanke Taille nehmen und duldete es lachend, daß Peter seine durstigen roten Lippen auf Armen und Schultern auf der Suche nach den schönsten Plätzchen spazieren führte. — Nur als er sich mit einem sehnsüchtigen Seufzer kühn ihrem Munde nähern wollte, hielt sie rasch den aufgeschlagenen Fächer dazwischen. Sie war entschieden in der Verteidigung geschickter, als er im Angriff, denn sie lockte aus ihm mit leichter Mühe alles heraus, was sie wissen wollte, war aber über sich selbst durchaus nicht zum Reden zu bewegen. Sie habe geschworen, ihr Inkognito nicht zu verraten, ihre Maske nicht zu lüften — unter keiner Bedingung. Denn wenn sich's herumspräche, wer sie wäre, dann dürfe sie sich nie mehr an diesem lustigen Orte sehen lassen, müsse vielleicht sogar aus München verschwinden.

Peter spielte den Ungläubigen. „Schöner Domino, mir scheint, du willst mich derblecken, wie man hier zu Lande sagt. Der Prinz tat vorhin so bekannt mit dir. Bist du vielleicht gar auch eine Prinzessin?“

„Süßer Musensohn, glaub', was du willst," versetzte sie schnippisch.

„Dann laß mich einmal sehen, ob du in deiner Wäsche eine Krone eingestickt hast."

„Weiter nix, Schlankel?" und dabei gab sie ihm mit dem Fächer einen derben Klaps auf die Hand.

Peter versuchte es nunmehr auf eine andre Weise: „Also horch mal, gnädiger Domino," begann er nach einer Weile in lustigem Tone: „Die Verstellung hat doch gar keinen Zweck, denn daß du eine Sängerin bist, das habe ich doch aus den paar Tönen schon gehört, mit denen du dich bei mir eingeführt hast. Du singst meine Lieder und dafür muß ich mich doch erkenntlich zeigen. Ein Perlenkollier kann ich dir nicht kaufen, also muß ich dir was komponieren. Ich widme dir was, eigens für deine Stimme eingerichtet — aber dazu muß ich doch deine Stimme und deine Fähigkeiten überhaupt erst einmal kennen lernen, nicht? Also schön, wir werden miteinander musizieren, ich studiere dir meine Sachen ein und so weiter und so weiter ..."

„Und nicht weiter, und nicht weiter," unterbrach sie ihn streng. „Ich sehe schon, mein Lieber, das Undsoweiter ist dir die Hauptsache — wie ihr schon seid, ihr Herren. Oha, da gibt's nix! Leicht möglich, daß wir zwei einmal zusammenkommen und auch musizieren miteinander; aber dann nur unter der Bedingung, daß Herr Peter Karn keine Ahnung hat, daß ich der schwarze Domino vom Bal paré bin."

„Das ist aber doch wirklich eine grausame Bedingung," stöhnte Peter.

„Im Gegenteil," versetzte die Schöne, und ein schalkhaftes Lächeln umspielte ihre Lippen, so daß die tadellosen weißen Zähne sichtbar wurden. „Ich bewundere dich als Künstler viel zu sehr, als daß ich dich als winselnden Liebhaber zu meinen Füßen sehen möchte. Der Mann, den man zuerst als Männchen kennen gelernt hat, behält für uns leicht einen komischen Nachgeschmack

für immer. Ob das umgekehrt auch der Fall ist, weiß ich nicht. Aber wenn ich meine Maske lüften würde, so möchtest du vielleicht grausam enttäuscht sein und dir gar nix mehr daran liegen, mit so einer zu musizieren."

„Ausgeschlossen, einfach ausgeschlossen," ereiferte sich Peter. „Alles was zu sehen ist — Gott sei Dank ist reichlich viel zu sehen! — ist von einer so anbetungswürdigen Vollkommenheit, daß das Streifchen da unter dem Visier unmöglich ..."

„Also, ich versichere dir," unterbrach ihn die Schwarze mit unterdrücktem Kichern: „ich habe eine eingedrückte, lächerlich flache Mongolennase und einen großen Leberfleck unter dem linken Auge."

„Du hast ebensowenig eine Mongolennase, wie ich einen Elefantenrüssel habe, wetten!" rief Peter und tat einen raschen Griff nach ihrem Visier.

Sie war aber doch geschwinder als er, sprang vom Stuhl auf und versetzte ihm über den Tisch hinweg einen derben Fächerschlag auf den Kopf.

„Au!" rief Peter, indem er sich die Stelle rieb. „Dieser Schimpf muß gerochen werden!" Er sprang hinter der Entschlüpfenden her, erwischte sie schon nach wenigen Schritten, umfing sie rasch von hinten, so daß sie ihre Arme nicht gebrauchen konnte und versetzte ihr einen festen Kuß — wenigstens auf die Wange, da er den Mund der Abgeneigten nicht erreichen konnte.

In diesem Augenblick tauchte vor ihnen die schlanke Gestalt des Freundes auf, der ihn hierher eingeladen hatte. „Hallo!" rief er, mit dem Finger drohend. „Hier scheint ja ein ernsthafter Kampf im Gange zu sein. Darf ich, um weitere Tätlichkeiten zu verhüten, um den gegenwärtigen Walzer bitten, schöner Domino? Ich suche dich seit einer halben Stunde mit heißem Bemühen."

Und die Schwarze legte, ohne Petern eines weiteren Wortes oder Blickes zu würdigen, ihren Arm in den

ihres Kavaliers und stieg mit ihm die Treppe hinunter. Peter ging ihnen mit ärgerlichem Stirnrunzeln nach und fluchte mißmutig in sich hinein. Er begriff nicht, womit er es nun wieder versehen haben sollte. Die anderen jungen Herren hier am Ort benahmen sich doch auch nicht gerade wie Gymnasiasten in der Tanzstunde. Und daß sie so einfach mit dem nächsten besten Fant abzog, ohne sich auch nur zu entschuldigen!

Er begab sich nach der gemieteten Loge, in der Absicht, Vergeltung zu üben und einem der andern Herren auch einfach seinen Domino vor der Nase wegzunehmen. Er fand jedoch niemanden anwesend außer dem jungen Prinzen und seiner ältlichen Operettendiva. Aber die lehnte seinen Antrag, sie zum Tanze zu führen, schroff ab, als ob sie es ihm an der Nase ansähe, daß er gar nicht tanzen könne. Da nahm Peter resigniert an der Brüstung Platz und starrte in das dichte Gewoge der Walzenden hinein mit dem einzigen Zweck, seine Schwarze wieder darin zu entdecken. Er hatte Glück. Es dauerte nicht lange, da sah er das Paar aus dem dichtesten Knäuel hervortauchen und sich in raschen Drehungen dem äußersten Ende des Saales zu bewegen, wo das Gedränge nicht so stark war.

Da wandte sich Peter rasch nach dem prinzlichen Domino um, der übrigens sein fades Puppengesicht unmaskiert zur Schau trug, und rief aufgeregt: „Sie Fräuleinchen, kommen Sie mal her. Sagen Sie mal, kennen Sie die da? Die in dem schwarzen Kleid und der Silberstickerei und den roten Straußfedern auf dem Kopf — wissen Sie, die vorhin mit mir in der Loge war."

Das Fräulein war hinter Peter getreten und schaute über seinen Kopf hinweg in der Richtung, die er andeutete. „Ach die da, die mit dem Ferdl tanzt," sagte sie gleichgültig: „Natürlich kenne ich die, das ist doch . . ."

Ein energisches Räuspern von seiten des Prinzen ließ sie aufhorchen. Sie wandte sich nach ihm um und

sah, daß er den Finger an seine Lippen legte. Sie zuckte die Achsel und schwieg.

Peter hatte aber die Gebärde des Prinzen ebenfalls wahrgenommen. „Nanu, Durchlaucht, eine Verschwörung?" fragte er erstaunt.

„Staatsgeheimnis," sagte der Prinz, seine Brauen wichtig hochziehend. Und dann zog er seinen Schatz auf seinen Schoß und bekümmerte sich nicht weiter um Peter.

Erst in der nächsten Pause erschien sein geheimnisvoller Domino wieder in der Loge, von einem andern der jungen Freunde geleitet. Er spielte aber jetzt den Stolzen, und gab sich durchaus keine Mühe, ihr wieder nahe zu kommen. Er bemerkte wohl, daß ihre feurigen Blicke seine Augen suchten, aber er ließ sich auf kein Kreuzfeuer ein. Das schien die rechte Taktik der schwierigen Dame gegenüber zu sein; denn als die Musik wieder einsetzte und Peters Freund sie zum Tanzen aufforderte, dankte sie und setzte sich, nachdem alle andern Herren die Loge verlassen hatten, an Peters Seite.

„Sind Sie mir böse?" begann sie, sobald sie allein waren.

Ach, diese melodische Stimme — diese heißen Nachtaugen! Peters Groll flog vor dem ersten warmen Hauch ihres Mundes davon, wie das Rauchwölkchen einer Zigarre. Er beugte sich über ihren Arm, drückte einen heißen Kuß darauf und flüsterte aufgeregt: „Du verteufeltes Weib, du, warum behandelst du mich so schlecht?"

„Na, weißt, Buberl, du wirst aber jetzt anspruchsvoll! Wir sehen uns heut zum erstenmal und ..."

„Du bist die erste aus dem Publikum, die meine Lieder singt," unterbrach sie Peter leidenschaftlich. „Du ... du ... du hast mir ein Fest bereitet; begreifst du denn nicht, daß ich dich dafür allein schon anbeten müßte, ganz abgesehen davon, daß du zum Anbeißen appetitlich bist? Aber wenn du nun schon so etwas ganz

Geheimnisvolles und Feines bist, was man nicht so ohne weiteres anbeißen darf, dann sag's doch wenigstens, mit wem ich die Ehre habe. So schrecklich ungebildet bin ich gar nicht, daß ich mich nicht dementsprechend zu benehmen wüßte."

Die Dame streifte Peters glühendes Gesicht mit einem wohlwollenden Blick, besann sich ein Weilchen und dann kramte sie in ihrem kostbaren Pompadour herum. Sie entnahm ihm ein feines Ledertäschchen und diesem wiederum eine schmale Visitenkarte, die hielt sie ihm vors Gesicht, aber so, daß ihr Daumen einen Teil der Schrift bedeckte. So vermochte er nur zu lesen: „Gräfin Melanie" — und sonst nichts.

Peter verbeugte sich verwirrt und sagte in jungenhafter Verlegenheit: „Frau Gräfin? Ach Herr Jeses, ich bitte vielmals um Entschuldigung — ich habe mich wohl ein bißchen dreist benommen — aber ich bin zum erstenmal hier und ..."

„Aber wer wird sich denn entschuldigen!" lachte die Gräfin, indem sie ihr Täschchen mit der Karte wieder einsackte. „Domino ist Domino und ohne Maskenfreiheit wär die ganze Gaudi hier ein Schmarren. Übrigens, schau doch einmal nach der Uhr. Um Punkt eins habe ich meinen Wagen bestellt, da muß ich mich auf französisch drücken. Es fällt auf, wenn man dann immer noch maskiert herumläuft und demaskieren darf ich mich nicht. Es sind zu viele aus der Gesellschaft da, die mich kennen."

Da Peter zu seinem Leidwesen bezeugen mußte, daß es bereits nach eins sei, so schnellte die Gräfin von ihrem Sitz empor und hastete nach einem raschen Händedruck davon. Peter ließ sich nicht abhalten, ihr auf dem Fuße zu folgen. Sie gewannen glücklich die Treppe ohne angehalten zu werden, und dann war er ihr unten in der Garderobe behilflich beim Anlegen der Überkleider. Sie sah, wie er seine eigene Garderobenummer hinreichte und schalt gutmütig: „Ach was denn,

Sie werden doch nicht schon heimgehen wollen? Stürzen Sie sich nur wieder in den Strudel hinein. Nachher bei den Weißwürsteln wird's doch erst recht gemütlich."

Aber Peter wollte davon nichts wissen. Das denkwürdigste Abenteuer seines Lebens dürfe nicht banal ausklingen, versicherte er mit schmeichlerischem Ernst.

„Also, dann geben Sie mir den Arm," sagte die Gräfin leise, offenbar gerührt von seinem edlen Jünglingsfeuer. „Wo wohnen Sie denn, Herr Karn? Ich will Sie gerne bei Ihrer Behausung absetzen."

„Ach Gott, weit draußen in Schwabing," stammelte Peter, seinen Ohren kaum trauend.

„Macht nix, ich wohne noch viel weiter."

Die wartende Kutsche wurde bald gefunden und Peter stieg seiner Gräfin nach in das seidengepolsterte Coupé. Es war kalt in dem engen Raum und die schwarze Gräfin schmiegte sich fröstelnd, wohl unwillkürlich, an ihren jungen Begleiter. Das Weitere ergab sich ganz ungesucht von selbst, während die Rosse in schlankem Trabe die breite Ludwigstraße dahinsausten. Viel, viel, viel zu früh hielt das Gefährt vor Peters Tür. Einen heißen Kuß bekam er noch freiwillig zum Abschied und dann drängte ihn die Gräfin der Tür zu.

Als er ihr von draußen die Hand zu einem letzten Abschiedsdruck hineinreichte, sagte sie klar und deutlich: „Ich komme vielleicht bald nach Leipzig, soll ich Fräulein Toni Heydt von Ihnen grüßen?"

Sie zog die Tür von innen mit einem kräftigen Schlag zu, der Wagen setzte sich in Bewegung, wandte um und fuhr wieder nach der Stadt zurück, und Peter starrte ihm nach, ohne eine Ahnung zu haben, was er auf die gänzlich unerwartete Frage der Gräfin Melanie geantwortet habe.

Von Rechts wegen hätte Peter in dieser Nacht kein Auge zutun dürfen. Aber er war so elend müde von den Anstrengungen des Faschings und so jung und gesund, daß er dennoch wie ein Murmeltier bis in den

hellen Tag hinein schlief. Erst als er endlich ganz munter geworden war, dachte er wieder an sein gestriges Abenteuer, und da stieg ihm alsbald der schreckliche Verdacht auf, daß diese verwünschte Gräfin am Ende gar eine vertraute Freundin seiner Toni gewesen sei, von ihr beauftragt, seine Treue auf die Probe zu stellen. Er traute dem Racker von einem Mädel einen derartigen Streich wohl zu. Ein wahres Glück, daß der Wagen so schnell gefahren, unterwegs so gut beleuchtet gewesen war! Denn die berückende Schwarze war so zutulich und bereitwillig gewesen, daß bei längerem Verweilen in dem gefährlich engen Raum Peters immerhin noch leidliche Zurückhaltung schwerlich noch lange standgehalten hätte. Je länger er über die Geschichte nachdachte, desto geheimnisvoller erschien sie ihm. Der schwarze Domino war, wie die Sprache unzweifelhaft verraten hatte, sicherlich eine geborene Münchnerin, und Toni, die ihm doch sonst von allen ihren interessanten Bekanntschaften so gern erzählte, hatte von einer Münchner Freundin kein Wort verlauten lassen. Das Wahrscheinlichste schien ihm, daß die Gräfin doch eine Konzertsängerin sei, die sich vermutlich einen Künstlernamen beigelegt und vielleicht erst kürzlich Tonis Bekanntschaft gemacht haben dürfte. Wie dem aber auch sein mochte, als vernünftigster Ausweg erschien es Peter, seiner Toni ganz harmlos sein Abenteuer zu schildern, und zwar, bis auf einige vorsichtige Retuschen, einfach der Wahrheit gemäß. Selbstverständlich war er fest davon überzeugt, daß sie mit ihrem spanischen Geiger nicht so weit gediehen war, wie er mit seiner Gräfin — aber dafür war er eben ein Mann. Und so ganz genau brauchte sie ja nicht alles zu wissen. Er setzte sich also sofort hin und beschloß in möglichst getreuer Nachahmung von Tonis eigenem neckischem Ton sein Gewissen zu erleichtern. Mit seiner wuchtigen Hand fegte er ein paar Zeilen aufs Papier. „Geliebtes Ungeheuer! Rache ist süß — und immer blond, darin hast Du ganz recht, wirkt auf

die Dauer fad. Das Schicksal war so freundlich, mir gleichfalls etwas Schwarzes zu bescheren. Ich sage Dir ..." Nein, das gefiel ihm nicht; das war entschieden zu grob. Er knüllte den Bogen zusammen und warf ihn in den Papierkorb. Und dann saß er eine ganze Weile und kaute an seiner Feder. Noch mehrere Anfänge brachte er zu Papier und zerriß sie wieder. Es war ihm nicht gegeben, so wie Toni ohne alle schriftstellerische Pose frischweg zu plaudern und dabei doch seinen persönlichen Stil zu wahren. Diese Kunst, die lebhafte gescheite Frauen mit beweglichem Geist so häufig zu so vortrefflichen Briefschreiberinnen macht, ist Männern nur selten gegeben und nicht einmal unter bewußten guten Stilisten häufig anzutreffen. Das ward Peter bei dieser Gelegenheit klar, nachdem er sich fast zwei Stunden abgequält und nicht einmal über den Anfang hinausgekommen war. Er gab also sein vergebliches Bemühen vorläufig auf und ging in sein Restaurant zu Mittag essen.

Nach Tisch begab er sich in den Englischen Garten. Er wollte sich in der frischen Winterluft müde laufen, ein Schläfchen tun und dann sein Glück mit dem Briefschreiben nochmals versuchen. Als er auf dem Rückweg begriffen war, kam ihm einer der jungen Herren entgegen, die gestern beim Bal paré zeitweilig auch in der Loge seines Freundes sich aufgehalten hatten. Der junge Mann erkannte ihn gleichfalls, blieb stehen und rief ihn lustig an: „Ei schau, der Herr Karn! Ja sagen Sie, wo sind Sie denn gestern nacht so plötzlich hingekommen?"

„Ich?" versetzte Peter verlegen. „Ach Gott, ich bin heimgegangen, ich war hundsmüde."

„Was, heimgegangen?" lächelte der Herr ungläubig: „Und lassen einen so hervorragenden Domino als Beute für die Konkurrenz zurück?"

Peter machte ein schwer verdutztes Gesicht.

„Wieso? Ich verstehe nicht. Wenn Sie die

Gräfin meinen — die war doch schon vor mir verschwunden."

„Ich meine die Schwarze mit der Silberstickerei und dem Federkopfputz; die war doch noch bis um drei Uhr in der Früh mit uns zusammen bei die Weißwürscht. Ich sage Ihnen, es war fabelhaft fidel."

„Was, die Gräfin meinen Sie, war ..."

„Warum nennen Sie sie denn immer Gräfin?"

„Sie hat mir doch ihre Visitenkarte gezeigt."

„Ausgezeichnet," prustete der junge Herr lachend heraus. „Die und Gräfin!"

„Kennen Sie sie denn?"

„Versteht sich, kenn' ich sie. Sie ist eine mehrfach geschiedene Dame. Mag sein, daß sie sich auch einmal vorübergehend als Gräfin betätigt hat. Nix Genaues weiß man nicht. Aber das tut ja auch nichts zur Sache. Jedenfalls ist sie ein fesches Weiberl und laßt keinen Bal paré aus den ganzen Fasching über."

„Wie heißt sie denn?" erkundigte sich Peter aufgeregt.

Der junge Mann zuckte die Achseln. „Da fragen Sie mich zu viel. Ich kenne sie auch nur als Domino. In dieser Eigenschaft heißt sie die schwarze Lora. Jedenfalls lebt sie in angenehmen Verhältnissen, denn sie ist immer sehr schick angezogen."

„Sie meinen also," sagte Peter ganz kleinlaut, „sie wäre so eine, die ..."

„Gott, man sagt so allerlei. Sie selber spricht nicht von ihren — Verhältnissen, also: Diskretion Ehrensache! Ich vermute, daß sie in festen Händen ist — wenigstens versteht sie während des Faschings sehr geschickt die gewissen Grenzen einzuhalten. Sie verschwindet auch immer allein, ohne daß man weiß wohin. Na, werden Sie am Dienstag zum Kehraus nicht wieder im Deutschen Theater sein?"

„Ich weiß noch nicht."

„Also Servus, hat mich sehr gefreut Herr Karn."

Daheim angekommen, lag Peter noch fast eine ganze Stunde lang im Dunkeln auf seinem Kanapee, wühlte sich in seinem Lockenschopf herum und suchte Klarheit in seine verworrenen Gefühle zu bringen. Endlich sprang er mit einem lauten „Ach was!" auf die Füße und zündete seine Lampe an. Am Ende konnte er ja doch froh sein, wenn die Schwarze keine Gräfin war, die sich ernstlich in ihn verliebt, sondern nur eine Abenteurerin, die sich einfach einen Spaß mit ihm erlaubt hatte. Ärgerlich war es ja, so an der Nase herumgeführt zu werden, aber schließlich war die kleine Blamage noch ein Glück für ihn zu nennen, denn jetzt brauchte er sich erst recht kein Gewissen daraus zu machen, daß er sich der Maskenfreiheit einfach im Münchener Stil bedient hatte, und in diesem Lichte wollte er sein Abenteuer in aller Gemütsruhe seiner Toni erzählen. Kurz entschlossen setzte er sich hin und schrieb drauf los, zwölf Seiten lang, steckte die Bogen in den Umschlag, ohne sie noch einmal durchzusehen und warf dann sofort den Brief in den nächsten Kasten.

So, nun war es erledigt. Die Toni würde ihn vermutlich noch lange mit seiner Gräfin gehörig aufzwicken, aber das wollte er sich ruhig gefallen lassen. Sie hatte ja doch Humor — und für ihre gräßliche Schwärmerei für den spanischen Geiger war es immerhin noch eine milde Strafe zu nennen, daß sie nun sein Abenteuer auch hinunterwürgen mußte.

Es war ihm jetzt eigentlich ganz leicht ums Herz. Die katholische Luft der lebensfreudigen Stadt hatte es ihm angetan, also, daß er nach abgelegter Beichte — die Absolution nahm er als selbstverständlich an — sich frisch, seelensauber und zu neuem vergnüglichem Sündigen gut aufgelegt fühlte. Er zog in den letzten Faschingstagen Nacht für Nacht mit seinen musikalischen Genossen in den besseren Kneipen und Cafés herum, war lieb und keck zu den Madeln und besonders auf alle Schwarzen mittlerer Größe von schlanker Üppigkeit

erpicht. Doch all sein Spähen, Fragen und freches Visierlüften blieb vergebens — seine Gräfin sah er nicht wieder.

Er nahm die Enttäuschung auf die leichte Achsel und genoß auch so sein junges Leben. Am Aschermittwoch fand er gar erst ums Morgengrauen den Weg heim und schlief bis in den Nachmittag hinein. Auf dem Kaffeebrett, das auf seinem Nachttischchen stand, lag ein Brief. Er blinzelte ihn gähnend an und erkannte an der Aufschrift Tonis Hand. Da wurde er mit eins munter, sprang aus dem Bett, zog das dunkle Rouleau auf und las dann beim Fenster, wie er war, was Toni auf seine Beichte zu sagen hatte. Es war wenig genug, nur diese paar Zeilen.

„Mein lieber Herr Karn! Sie haben mir das Vertrauen erwiesen, mir einen Einfluß auf die Gestaltung Ihres Lebens einzuräumen. Ich habe es nach sorgfältiger Überlegung für richtig gehalten, von diesem Recht Gebrauch zu machen, indem ich heute Ihren Werbebrief nach Königsberg expediert habe. Es wird für Sie entschieden das Vorteilhafteste sein, nachdem Sie sich in München gehörig ausgetobt haben, in äußerlich sichere und behagliche Verhältnisse zu gelangen, damit Sie endlich Ihre Begabung in Ruhe entwickeln können.

Indem ich Sie versichere, daß ich dieser Entwicklung stets mit lebhaftem Interesse, wenn auch nur von weitem folgen werde, bin ich mit aufrichtigen Wünschen für Ihr ferneres Wohlergehen

Ihre ergebenste Toni Heydt.“

Peters erste Empfindung beim Lesen dieser freundlichen Zeilen machte sich in einem Tobsuchtsanfall Luft. Mit seinen kräftigen Fäusten bearbeitete er nicht nur die dürftigen Möbelstücke seiner billigen Bude, sondern auch seinen gewaltig brummenden Aschermittwoch-

schädel. „Dieses gottverlassene Frauenzimmer!“ fluchte er einmal über das andre vor sich hin. „Diese Bestie, diese Nichtswürdige! Hol der Henker das ganze miserable Weibervolk! Wahnsinn, Blödsinn, Paralyse!“

Er hatte in der ersten Wut das Schreiben zusammengeknüllt und fortgeschleudert. Jetzt raffte er es vom Boden auf und strich es wieder glatt, um nachzusehen, ob nicht vielleicht auf der Innenseite eine Nachschrift vorhanden sei, die diesen unglaublichen Brief als einen schlechten Scherz enthüllte — einen ganz niederträchtig schlechten Scherz. Aber nein, die drei übrigen Seiten gleisten ihn in ihrer unbefleckten Weiße hämisch an. Da zerriß er den Bogen in kleine Fetzen und warf sie in den kalten eisernen Ofen. Bei der Gelegenheit kam er erst durch seine zitternden Kniee und schnatternden Kinnbacken zum Bewußtsein der Hundekälte in seinem dürftigen Gemach. Er kroch bis ans Kinn unter den schweren Federsack. Am liebsten hätte er geheult wie ein kleiner Junge, der die Treppe hinuntergefallen ist. Aber zu Tränen brachte er es nicht, dazu tat ihm der Haarboden zu weh — und dazu war überhaupt die ganze Geschichte zu empörend dumm; er konnte sich nur immer tiefer und tiefer in seine Wut verbeißen. Die Gräfin hätte er umbringen mögen, die mit ihrer dreisten Koketterie das Unheil angerichtet hatte. Und die Gumbinnermädchen hätte er ebenfalls umbringen können, diese musikalischen Dampfnudeln, und lieber noch als alle jene Damen hätte er diese von allen guten Geistern verlassene Toni umbringen mögen!

Erst als er wieder warm geworden war, kehrte ihm die ruhigere Überlegung zurück und seine Empörung wich dem brennenden Verlangen, sofort nach Leipzig zu fahren, um seiner tollgewordenen Liebsten ganz gehörig den Standpunkt klar zu machen. Er kannte jenen Brief, den er immer mit sich herumschleppte, ungefähr auswendig. Mit welcher Rührung hatte sie das Werbeschreiben als eine überwältigende Ver-

trauenskundgebung aufgefaßt, als eine ernste Mahnung für ihr eigenes Verhalten gegen ihren armen vielgeprüften Peter — und nun vergalt sie ihm solches Vertrauen mit einer raschen Tat weiblicher Tücke. Wie doch die dumme Eifersucht alle geistigen Rassen- und Klassenunterschiede zwischen den Weibern radikal aufzuheben vermochte! Die blödeste Bauerndirne und die kultivierteste Künstlerin — wie lächerlich ähnlich sahen sie sich in dieser skandalösesten aller Leidenschaften! Entsetzlich, entsetzlich, in einen solchen Abgrund von Unvernunft hinunterschauen zu müssen!

Peter sprang auf, tauchte seinen Schädel in eiskaltes Wasser und zog sich in größter Hast an. Es trieb ihn hinaus, nur fort, irgendwo hin ohne Ziel und Zweck. Und als er dann draußen auf der Straße stand, in der kalten rieselnden Nebelluft, unter den verdrossenen, fröstelnden, hastenden Menschen, zwischen den trübseligen, feucht verschleierten Steinkästen, da ward ihm noch gottverlassener zumute als in der Backwärme seines Federbettes. Was wollte, was sollte er denn eigentlich? Er hatte ja doch kein Geld nach Leipzig zu fahren — und hier seine Lehrer und seine Schüler, seine einträglichen Beschäftigungen und seine liebe Arbeit Hals über Kopf verlassen — war das nicht auch Wahnsinn? Zudem sollte in den nächsten Tagen bereits sein neues Streichquartett, das ihm das warme Lob seines Lehrers eingetragen hatte und von der Akademie mit einem Preise gekrönt worden war, öffentlich aufgeführt werden. Durfte er diese erste glückliche Gelegenheit, sein künstlerisches Selbstgefühl am Beifall vornehmer Musikfreunde aufzurichten, auch noch versäumen?

So lenkte er denn seine Schritte nach der Wirtschaft, wo er zu speisen pflegte und schlang einige aufgewärmte Nahrung mißmutig hinunter. Als er wieder auf der Straße stand, kam ihm ein Gedanke. Er suchte seinen begüterten Theorieschüler auf und ging ihn ohne viele Umschweife um einen Vorschuß an. Er wollte mit einem

Retourbillett nach Leipzig fahren, die Situation energisch klären und am dritten Tage wieder zurücksein. Aber er hatte kein Glück mit seinem Pumpversuche. Der junge Herr erklärte ihm unter Ausdrücken des lebhaften Bedauerns, daß der Fasching seine Mittel dermaßen erschöpft habe, daß er nicht in der Lage sei, der Freundschaft auch nur zwanzig Mark zu opfern. „Sie wissen, lieber Herr Karn," schloß der junge Mann seine verlegene kleine Rede, „ich habe eine elegante Frau, die besonders während des Faschings keine Gelegenheit versäumt, mein Geld auf fidele Art los zu werden."

„Sie haben eine Frau?" erstaunte sich Peter.

„Ja freilich; das heißt, auf gegenseitige Kündigung — Sie verstehen. Ja, was schauen Sie mich denn so verblüfft an? Sie kennen sie ja doch."

„Ich?"

„Aber ja doch. Sie haben ihr ja doch beim Bal paré derartige Aufmerksamkeit erwiesen ... O, sie bildet sich nicht wenig darauf ein! Sie glauben nicht, wie sie für Sie schwärmt — und Ihre Lieder singt sie auch."

„Der schwarze Domino mit Silberstickerei und Straußfedern?"

„Aber gewiß doch. Sie hat sich erlaubt, Sie ein bissel zu frozeln — sie hat mir alles erzählt. Gellens, Sie nehmen das nicht weiter krumm? Dafür ist halt Fasching. Sie hat Ihnen einen kleinen Schreck eingejagt, was? Wie's gesagt hat, daß sie das Fräulein Heydt von Ihnen grüßen soll."

„Woher kennt sie denn Fräulein Heydt?"

„Gar net kennt sie sie. Aber der Name steht doch gedruckt auf Ihrem Liederzyklus und mir haben S' doch erzählt, daß das Ihre Zukünftige sei. Na also."

Peter nahm seinen wehen Kopf zwischen beide Hände und stöhnte vor sich hin. „O Gott, o Gott, ich Esel, ich Esel!" Und dann beichtete er dem jungen Mann, der ja immerhin einige Jahre älter war als er selber, was er angerichtet habe. Es tat ihm wohl, einem ver-

ständigen Menschen sein Herz auszuschütten, einem mit den krausen Wegen junger Männlichkeit ebenso wie mit den Tücken gereizter Weiblichkeit vertrauten Weltmann. Und er war an den Rechten gekommen. Sein Freund überdachte sich den Fall ein paar Minuten und dann erklärte er lächelnd, er sei nach allem, was er von diesem Fräulein Heydt aus Peters Munde wisse, fest überzeugt, daß der ominöse Brief an David Gumbinner nach wie vor in ihrer Schreibtischlade eingeschlossen sei. Weiber seien halt immer boshaft in ihrer Rache, selbst wenn sie ganz genau wissen müßten, daß es eigentlich gar nichts Ernsthaftes zu rächen gebe.

„Sie hat sich halt aufgeregt über ihre voreilige Beichte, darum hat sie Ihnen was eingebrockt, worüber Sie sich auch aufregen sollten. Verlassen Sie sich darauf, weiter steckt nichts dahinter. Nehmen Sie sich daraus die Lehre für die Zukunft, niemals ihrer Frau oder auch Ihrer Geliebten Ihre Abenteuer zu beichten und wenn sie noch so harmlos sind; so was geht nie gut aus. Schreiben Sie dem Fräulein heute noch einen ganz ruhigen, sogar wohlwollenden Brief. Sie fielen auf solche schlechten Scherze nicht hinein. Sie kennten sie ja besser und so weiter und so weiter. Dann ärgert sie sich, daß ihr ihre böse Absicht mißlungen ist — und der Ärger ist ihr ganz gesund, den hat sie verdient — und fühlt sich gleichzeitig doch geschmeichelt, daß Sie ihr weder was Schlechtes noch was Dummes zutrauen."

Peter bedankte sich für den guten Rat und handelte danach. Er konnte sich aber nicht enthalten, gleichzeitig mit seinem milden wohlwollenden Schreiben nach Leipzig eine scherzhafte Faschingspostkarte an die Familie Gumbinner abgehen zu lassen. Die freundlichen Leute hatten seine gelegentlichen Kartengrüße immer sofort herzlich erwidert. Wenn der unglückselige abgelagerte Werbebrief dennoch in ihre Hände gelangt war, so mußten sie doch in ihrer Antwort unbedingt darauf Bezug nehmen.

Acht Tage später hatte Peter Karn mit seinem ersten öffentlich aufgeführten ernsten Kunstwerke einen ungetrübten Erfolg zu verzeichnen, bei dem dankbaren Publikum sowohl wie bei der nicht überschwenglichen, aber durchweg anerkennenden Presse. Und am selben Morgen, der ihm zum Frühstück seine guten Zensuren bescherte, traf auch eine Postkarte aus Königsberg ein. Man schalt ihn freundlich, daß er so selten von sich hören lasse, freute sich seines Wohlergehens und versicherte ihn des treuen dankbaren Gedenkens der ganzen Familie Gumbinner.

Der Stein, der unserm Peter vom Herzen fiel, hätte, wenn er Wirklichkeit gewesen wäre, den Fußboden durchschlagen müssen und erst drei Etagen tiefer landen. Er tat einen Juchzer und dann packte er seine gute Presse zusammen und schickte sie unter Streifband ohne jeden Kommentar an Fräulein Toni Heydt.

Elftes Kapitel

Wie der Peter durch zwei Köter die Bekanntschaft des ausschlaggebenden Mannes macht.

Die Sache mit Toni war nun wieder im Lot. Auf Peters Streifbandsendung hatte sie kurz darauf mit einer ebensolchen geantwortet, indem sie ihm gleichfalls, ohne ein Wort dazu zu schreiben, die Kritiken über ihr erstes Leipziger Konzertauftreten zuschickte. Sie hatte die für eine Anfängerin ungeheure Kühnheit gehabt, nur Lieder von Peter Karn zu singen (allerdings bestritt sie nicht den ganzen Abend allein, sondern nur zwei Nummern im Programm.) Und der kecke Streich war ihr gelungen. Zwar lobten nicht alle Kritiken die Kompositionen, aber die Sängerin lobten sie alle, und zwar nicht nur wegen ihrer guten Schulung und auffallenden Vortragskunst, sondern auch wegen ihrer Kühnheit, sich für einen Unbekannten einzusetzen. Darüber war denn unser Peter natürlich gebührend gerührt und schrieb ihr einen herzlichen Dankbrief, und auf diesen traf als Antwort endlich wieder ein echter, entzückender Tonibrief ein, in dem sie ihm sogar gestand, daß sie sich wegen ihres schlechten Faschingscherzes einigermaßen schäme. Ihr Erfolg machte sie ganz übermütig glücklich und sie baute schon die kühnsten Luftschlösser darauf. Zum Zeichen, daß sie trotz ihres ausgeprägten Selbstgefühls und schändlichen Eigennutzes immerhin aber auch zuweilen an ihren armen Peter denke, sandte sie ihm einen Novellen-

band von einem damals noch nicht sehr bekannten Verfasser ein, in welchem sie einen ihrer Meinung nach vorzüglichen Opernstoff entdeckt habe.

Peter las die Novelle und fand Tonis Meinung durchaus richtig. Er fing sofort Feuer für den Stoff und hatte nach einigen Tagen bereits ein ausführliches Schema für seine dramatische Gestaltung ausgearbeitet. Und alsbald wurde er vom Furor teutonicus ergriffen und begann sein Gedankeneisen im Feuer der Begeisterung zur Rotglut zu bringen, um es zu Versen zu schmieden. Er kratzte Zeilen aufs Papier, die sich allerdings zuweilen hinten reimten. Die Arbeit wurde ihm furchtbar sauer und kostete ihn manchen Schweißtropfen. Aber der lockende Ruhm eines Dichterkomponisten stachelte seine Energie immer wieder an. Als er den ersten Akt fertig hatte, zeigte er seine Arbeit einem feingebildeten Freunde, zu dessen gutem Geschmack und praktischem Theaterverstand er Zutrauen hatte. Und dieser Freund erklärte ihm rund heraus, was er da zusammengeschmiert habe, sei einfach Bockmist. Nachdem ihm seine Toni dasselbe in etwas gewählteren Ausdrücken versichert hatte, verzweifelte er glücklicherweise an seinem Dichterberuf und begann sich nach einem Poeten von Fach umzusehen. Damit hatte er aber kein Glück. Er suchte zunächst einige namhafte Leute auf, die jedoch die Zumutung ein Opernlibretto zu versifizieren, mit Gebärden des Abscheues weit von sich wiesen. Nur einer von ihnen ließ sich überhaupt auf Verhandlungen ein, las Peters Szenarium durch und forderte darauf tausend Mark Vorschuß. Peter lehnte bescheiden ab. Darauf stimmte Fräulein Toni ihre sapphische Leier, aber die erste Probe, die sie Petern übersandte, mußte dieser zu seinem Leidwesen gleichfalls für Bock . . ., nein, für Ziegenpillen erklären. Toni nahm ihm dies strenge Urteil auch keineswegs übel, denn sie hatte selber schon bei der Arbeit unter dem matten Pulsschlag ihrer dichterischen Ader schwer

gelitten. Der schöne Stoff mußte also unter diesen betrüblichen Umständen vorläufig unausgemünzt liegen bleiben, bis ein glücklicher Zufall dem tatendurstigen Vertoner einmal einen gutwilligen begabten Dichterling in den Weg führte. Zwei musikalische Zwischenspiele nur führte Peter vorläufig sauber in Partitur aus, von denen das eine einen Seesturm und das andre eine verliebte Mondnacht schilderte.

Die leidenschaftliche Beschäftigung mit diesem Opernstoff hatte in Peter eine große Sehnsucht nach dem Theater entfacht. Und als er gegen Ablauf des Studienjahres vor der Frage stand, womit er nun fernerhin seinen Unterhalt zu verdienen gedenke, da entschied er sich für die Theaterkapellmeisterei. Seine glänzenden Empfehlungen verschafften ihm unter zahlreichen Mitbewerbern eine Stellung als erster Kapellmeister an einem sächsischen Stadttheater. Den Namen der Stadt verschweigt der Chronist lieber, weil von den künstlerischen Qualitäten ihrer Oper nicht allzuviel Rühmens zu machen sein dürfte. Wenn er weniger zartfühlend wäre, könnte er ja dreist behaupten, es sei Bautzen an der Bautze, oder Lausigk an der Lause gemeint, so aber nennt er sie einfach Irwitz an der Ir und stellt fest, daß von ihren dreißigtausend Einwohnern die meisten Fabrikarbeiter, und von ihren Erzeugnissen die bedeutungsvollsten wollene Strümpfe waren. Trotzdem besaß Irwitz eine hübsche Umgebung, wie Peter aus Erfahrung wußte, und seit er in Ischl sein Verhältnis zur Natur entdeckt hatte, legte er auf hübsche Umgebungen einigen Wert. Die Gage, die ihm Irwitz als erstem Kapellmeister bot, war zwar geringer als die, welche er als Fagottist in einem erstklassigen Orchester erhalten hätte, aber die gute Gelegenheit, sich bei einer Opernschmiere Geistesgegenwart und Dirigentenroutine anzueignen, war ihm schon ein oder zwei dürftige Jahre mehr wert. Schließlich lockte ihn auch die Nähe von Leipzig.

Sobald er sein leichtes Münchener Zelt abgebrochen hatte, fuhr er dann dem Pleißestrande zu, um seine geliebte Toni endlich einmal wieder in seine Arme zu schließen. Er hatte es fertig gebracht, sich in den letzten Münchener Monaten ein Sümmchen zu ersparen, von dem er die Sommermonate über bis zum Beginn der Theaterspielzeit leben konnte, wenn auch in ganz bescheidenen Grenzen. Er wollte die drei Ferienmonate zu eigenem Schaffen gründlich ausnutzen. Am liebsten wäre er natürlich gleich an die Komposition der Oper gegangen, und er hoffte stark, mit Tonis Hilfe in Leipzig einen geeigneten Versifex zu finden.

Toni holte ihn vom Bahnhof ab. Das Mädel war wieder dermaßen hübsch und so schick angezogen, daß der arme Peter nicht wußte, ob er vor Wonne einen Luftsprung tun oder vor Beschämung in die Bodenritze zwischen zwei Trottoirplatten verschwinden sollte. Denn er selber sah immer noch nicht wie ein Mann von Bedeutung aus. Er hatte noch die Kleider auf dem Leibe, die er sich von Meister Brahmsens Gelde in Wien fertig gekauft hatte und glich darin eher einem Fiakerkutscher in der Sommerfrische, als einem preisgekrönten Quartettkomponisten. Er merkte auch wohl, wie Tonis Blick ein wenig unbehaglich über seine Erscheinung hinflackerte. Und als er ihr seine Absicht offenbarte, sofort ihrer Mutter kühnlich unter die Augen zu treten, um ernsthaft seinen Zukunftsplan vor ihr zu entwickeln, da sagte ihm Toni offen heraus, daß er in seinem gegenwärtigen Aufzug nicht verfehlen würde, ein weniger günstiges Vorurteil wider sich zu erwecken.

„Nimm es nicht übel," schloß sie ihre vorsichtige Andeutung. „Aber man sieht dir's halt an, daß du dritter Klasse gefahren bist."

„O bitte sehr," begehrte Peter auf: „Von der sächsischen Grenze an vierter; immer stolz. Aber was macht denn das?"

„Faktisch macht es natürlich gar nichts," sagte Toni

lächelnd. „Ich meine es ja auch eigentlich nur symbolisch. Mutter ist nämlich trotz meiner vielen bösen Streiche eitel auf mich. Gott ja, ich bin ja ihr Einziges. Und seit ich die schönen Erfolge habe besonders. Wenn sie mich schon einmal fortgeben muß, dann müßte es eben ein Mensch erster Klasse sein."

„Bin ich!" rief Peter trotzig. „Himmelsakrament nochmal! Entweder erster Klasse oder gar nicht — in diesem Sinne."

„Ja, ja, schon recht, Peterl; schrei nur nicht," schmollte Toni milde. „Aber du mußt doch zugeben, daß du nicht danach aussiehst. Für Mutteraugen machst du entschieden — nimm mir's nicht übel — den Eindruck eines jugendlichen Strizzis, der von der Hand in den Mund lebt, und so einem wirft man doch seine Tochter nicht nach."

Peter blieb stehen und stieß seinen Stock hart auf den Stein. „Du bist doch immer noch das Ekel, das du immer warst. Deine Mutter gebrauchst du überhaupt nur als Vorwand. Du genierst dich offenbar selber, mit mir über die Straße zu gehen."

Und sie darauf prompt: „Und du bist ein Schafskopf, wie immer! Wenn ich nicht bedächte, daß du deine Erziehung in Trippstrill genossen hast, würde ich jetzt ernstlich böse werden. Also sei vernünftig Peter, und laß dir erst einmal einen flotten menschenmöglichen Anzug bauen, ehe du bei Muttern antrittst. Du kannst dir doch denken, daß sie immer noch wütend auf dich ist, weil sie sich einbildet, daß du mich zu meiner Escapade verführt habest. Du mußt unbedingt ihr gegenüber zum mindesten äußerlich den Eindruck machen, als ob du aus dem ewigen blamablen Dalles nun endgültig heraus wärest."

„Ich habe aber kein Geld übrig für einen neuen Anzug," trotzte Peter. „Übrigens kann ich ja, wenn ihr so ungeheuren Wert darauf legt, im schwarzen Wichs bei euch erscheinen."

„Ist das noch der Ischler Bratenrock?"

„Selbstverständlich!"

„Na weißt du ...! Aber meinetwegen, wir wollen uns darüber nicht aufregen. Wo willst du denn wohnen?"

„Ach irgendwo! In der ‚Stadt Eilenburg'."

„Gräßlich!" rief Toni und wurde ganz blaß vor Schreck. „Siehst du denn nicht ein, daß ich mich unmöglich mit einem Menschen verloben kann, der in der ‚Stadt Eilenburg' wohnt?"

Peter grinste satanisch. „Was, verloben willst du dich auch noch mit mir? Womöglich gar Karten herumschicken und Visitenfahren? O Kind, wie tief bist du gesunken!"

Das Ergebnis ihrer lebhaften Zwiesprache auf der Straße bestand darin, daß Peter im ersten besten Gasthause in der Nähe des bayrischen Bahnhofes ein bescheidenes Zimmer bezog und darin zunächst einmal bei verschlossener Tür die süße Toni gründlich von seinen unveränderten Gefühlen gegen sie überzeugte. Und in dieser bei weitem erfreulicheren Aussprache kamen sie zu dem Entschluß, die Mutter vorläufig noch ganz aus dem Spiele zu lassen. Toni hatte ihr nichts gesagt von Peters beabsichtigtem Besuch und so brauchte sie auch weiterhin nichts davon zu erfahren. Sie wollten sich tagsüber im Gasthause und abends auf der Straße oder in Wirtshäusern treffen, wo Toni vor Bekannten einigermaßen sicher sein konnte. Die wenigen Leipziger Tage, die Peter sich überhaupt spendieren konnte, wollten sie fleißig für die Förderung des Opernunternehmens ausnutzen, und die feierliche Werbung bei Frau Professor Heydt sollte erst stattfinden, wenn diese Oper durchschlagenden Erfolg oder Peter eine auskömmliche Anstellung gefunden haben würde.

Jämmerlich und bedrückend blieb es freilich, dieses ängstliche Versteckspiel, dieses raubweise Erraffen einiger weniger zärtlicher Stunden; doch immerhin, jede einzige dieser Stunden wurde mit Inbrunst ausgekostet in dem

Gefühl, daß sie die Liebenden für Monate der Entbehrung entschädigen müsse. Und die allerschönste dieser Stunden genossen sie in der Wohnung einer vertrauten Freundin Tonis, einer Pianistin, die über einen herrlichen Flügel verfügte. Da sang ihm Toni alle seine Lieder, auch die neuesten, noch ungedruckten; und sie sang so schön, daß Petern vor Freude die hellen ehrlichen Bubenaugen überquollen.

„Mädel, Mädel, du bist ja ... hol mich der Teufel, du kannst ja was!" rief er ganz glückselig, indem er die vor ihm Stehende auf seine Kniee zog. „Du hast ja eine Stimme, einen dramatischen Ausdruck — du mußt unters Theater, du Mädel, du!"

„Nein, glaubst du wirklich?"

„Aber ohne allen Zweifel. Du, ich schreibe die Partie in meiner Oper für dich, und du mußt sie singen."

Wenn die Oper nur erst zum Schreiben reif gewesen wäre! Aber in dieser Beziehung hatten ihre beiderseitigen Bemühungen immer noch keinen Erfolg gehabt. Und nach vier Tagen mußte Peter abreisen, ohne den ersehnten Librettisten entdeckt zu haben. Der Hauptgewinn des kurzen Wiedersehens war für ihn die endgültige Befestigung in dem Glauben gewesen, daß Toni Heydt und kein andres Weib auf der Welt seine Lebensgefährtin zu werden bestimmt sei. Seine immer wieder auftauchende Scheu vor ihrer Feinheit, ihrer Eleganz und ihrer Eitelkeit glaubte er jetzt so ziemlich überwunden zu haben. Denn er war seiner selbst in ganz andrer Weise sicher als früher. Er war fest überzeugt, daß er eines Tages als schaffender Künstler durchdringen müsse und dann konnte er ihrer Anmut, ihrem graziösen Geist und ihrem Hunger nach persönlichem Erfolg seinen wohlverdienten Ruhm entgegensetzen und sie als schöpferischer Geist von seiner Überlegenheit überzeugen.

Toni war es übrigens ganz ähnlich ergangen wie ihm. Sie hatte auch wieder erst den gelinden Schreck

vor seinem äußerlichen Plebejertum überwinden müssen wie bei jeder neuen Begegnung; dann aber war ihr spielerischer Geist mehr denn je unter den zwingenden Bann seiner unzweifelhaften Künstlerschaft und seines geraden, offenen, sicheren Wesens gekommen. Wenn sie ihren Peter verglich mit all diesen beschränkten Fingerakrobaten, diesen eitlen posierenden Virtuosen, diesen weichlichen Schöngeistern, diesen anmaßenden, verstiegenen und dabei innerlich leeren Ästheten, die ihren gewöhnlichen Umgang bildeten, so stieg er ganz gewaltig in ihrer Achtung. Er war eben vor allen Dingen ein fester Kerl, der sicher auf seinen Beinen stand, genau wußte, was er wollte und sich durch Äußerlichkeiten nicht beirren ließ. Und daß seine Liebe, weit über die gesunde Sinnengier des starken jungen Mannes hinaus, der Eigenart ihres Geistes und ihren hohen künstlerischen Fähigkeiten galt, das war ihr auch in diesen fünf Tagen, wie noch nie zuvor, beglückend zum Bewußtsein gekommen. Und als durch einen Zufall die Mutter erfuhr, daß Toni sie angeschwindelt habe, indem sie ihr weismachte, sie sei einen von diesen Abenden so lange bei einer Freundin gewesen, da war Toni mit der Wahrheit herausgeplatzt: „Also, daß du es nur weißt, Mutter, der Peter Karn war hier und ich hab' mich mit ihm getroffen. Denke darüber, wie du willst, aber es ist mein fester Entschluß, wenn ich überhaupt heirate, oder sonst wie einem Manne Macht über mich einräume, dann kann es nur der Peter Karn sein. Du darfst ganz beruhigt sein, solche Dummheiten, wie damals der Ausflug nach Rußland war, die machen wir nicht wieder. Wenn er eine feste auskömmliche Stellung hat und ich ordentlich verdiene, dann heiraten wir eben ganz normal wie andre anständige Leute. Und wenn wir alle beide kein Glück haben sollten in materieller Beziehung, dann heiraten wir eben nicht. Deswegen werden wir einander aber doch immer angehören — mit Leib und Seele. So, nun weißt du's, und nun sei lieb und plag mich nicht mehr."

Die Frau Professor Heydt wußte freilich eine ganze Menge dagegen vorzubringen, aber sie fühlte doch, daß ihr schließlich nichts übrig bleiben würde, als sich dem eigensinnigen Liebeswillen ihrer Tochter zu fügen.

Peter dampfte unterdessen in seinem feschen Wiener Fiakeranzug vierter Klasse dem strumpfberühmten Irwitz zu. An einer Zwischenstation, etwa zwei Stunden von Leipzig entfernt, stieg in sein nicht besonders stark besetztes Abteil ein Jäger mit zwei Hunden ein, ein baumlanger, schlanker, noch sehr rüstiger Sechziger, wie Peter ihn schätzte. Ein verwettertes faltiges Gesicht, mit scharfen unbewehrten Augen unter den buschigen weißen Brauen, und von den braunen Wangen und dem harten Kinn herab wehte ihm ein Graubart im Winde, lang und spitz wie von alten Fichtenstämmen die erfrorenen Moosbärte. Die langen Beine des Alten steckten in hohen Schaftstiefeln und sein verblichenes grünes Filzhütchen rückte er zur Begrüßung ein wenig in die hohe Stirn hinauf, als er sich auf dem freien Platz an Peters Seite niederließ und für die Hundegesellschaft um Entschuldigung bat.

Bei Peter bedurfte es solcher Entschuldigung nicht, denn er liebte alle Tiere, und Hunde mit besonderer Zärtlichkeit. Die alte Vorstehhündin wollte zwar von seinen Annäherungsversuchen nichts wissen, sondern kroch alsbald mürrisch knurrend unter die Bank. Der Rüde dagegen, ein offenbar noch junger Hühnerhund mit prächtigem Kopf, richtete erst seine schönen braunen Augen nach seinem Herrn hinauf und gab, nachdem der zustimmend genickt hatte, dem freundlichen Peter treuherzig seine biedere Pfote. Auf dem Umweg über diesen liebenswürdigen Hund kam bald ein Gespräch zwischen den Nachbarn in Fluß. Peter erkundigte sich, ob der alte Herr vom Jagdglück begünstigt gewesen sei, worauf dieser ihm erwiderte, daß er seine Beute gar nicht mitgenommen habe. Er habe Wild genug auf seinem eigenen Grund und Boden ein paar Stationen

weiter, und sei nur bei einem Bekannten zur Pürsch eingeladen gewesen. Peter guckte sich seinen Nachbar neugierig an. Wie ein Bauer sah der nicht aus, obwohl er ziemlich ruppig gekleidet war und vierter Klasse fuhr. Ein Förster von Profession war er wohl auch nicht. Da er nicht direkt fragen mochte, suchte er auf Umwegen hinter Stand und Wesen des knorrigen Alten zu kommen. Er gab einige allgemeine Redensarten über die Jägerei und das Glück auf eigener Scholle zu sitzen zum besten, worauf der Alte, an seiner kurzen Pfeife saugend, die gleichgültige Frage anknüpfte, ob der junge Herr etwa auch Jäger sei.

Peter zeigte lachend seine gesunden Zähne und rief lustig: „Ich, Jäger? Ach Herr Jeses nee, soweit hab' ich armes Luder es noch nicht gebracht. Ich hab' in den Jahrmarktsbuden mit der Luftbüchse den Hasen zum Trommeln veranlaßt und auch wohl mal eine Eierschale vom Springbrunnen heruntergeknallt. Aber Pulver und Blei hat mir bisher noch niemand anvertraut."

„Haben Sie denn gedient?" erkundigte sich der Alte.

„Nein, ich habe mich frei gelost; Ersatzreserve erster Klasse. Sonst dürfte ich heute noch in der Militärmusik Fagott oder Helikon blasen."

„So, so, Sie sind also Musiker?"

„Jawohl, Opernkapellmeister in Jrwitz. Mein Name ist Peter Karn." Damit neigte er seinen dicken Lockenkopf gegen den alten Herrn und lachte ihn dann vergnügt mit seinen blauen Augen an.

Der Alte stutzte, zog die Brauen zusammen, betrachtete Peter höchst aufmerksam und sagte dann: „Bitte, wie war Ihr Name?"

„Peter Karn," wiederholte der möglichst deutlich. Und dann zuckte er die Achseln und fügte hinzu: „Berühmt ist der Name leider noch nicht."

„No," sagte der Jäger nach kurzem Bedenken mit einem sonderbaren Schmunzeln um die Mundwinkel: „Einen Anfang haben Sie doch jedenfalls gemacht zum

Berühmtwerden. Sind Sie der Peter Karn, von dem neulich in Leipzig einige Lieder so viel Beifall gefunden haben?"

Peters Gesicht leuchtete auf. „Ja, der bin ich allerdings. Na, wissen Sie, Herr ... daß ich hier ausgerechnet in der vierten Klasse einen alten Nimrod treffen muß, der von meinem kleinen Erfolg in Leipzig gehört hat — das ist eine Überraschung, Donnerwetter!"

„Reiner Zufall," versetzte der Alte ablenkend. „Bekannte von mir waren in dem Konzert und haben mir erzählt. Sagen Sie mal, was wollen Sie denn den ganzen Sommer über in dem gottverlassenen Fabriknest anfangen? Die Oper geht doch gewiß erst im Herbst an."

„Ja, gewiß," erwiderte Peter. „Ich will halt studieren, schaffen. Eine Oper gedachte ich zu schreiben. Es fehlt mir leider am Textdichter, sonst wäre alles dazu beisammen."

„So, so," knurrte der Jäger und blies gewaltige Dampfwolken aus seiner jetzt in Zug gekommenen Pfeife. Er dachte offenbar scharf nach. Nach einer kleinen Weile legte er seine runzlige lange schmale Hand auf Peters Arm und sagte freundlich: „Horchen Sie mal, junger Herr, ich will Ihnen einen Vorschlag machen: ich steige an der nächsten Station aus — mein Gut liegt über eine Stunde Fahrt abseits von der Bahn — kommen Sie mit! Sie sind freundlichst eingeladen, den ganzen Sommer bei mir zu wohnen — vorausgesetzt, daß wir sonst miteinander gut auskommen und Sie mit mir altem Junggesellen vorlieb nehmen wollen. Kann sein, daß wir für Ihre Opernschmerzen Rat schaffen. Wenigstens wüßte ich jemanden, der anständige Verse schreiben kann. Vom Theaterkram verstehe ich zwar nichts, aber wenn mir Ihr Sujet zusagt ..."

„Was, Sie dichten selber?!" rief Peter, seine Augen weit aufreißend.

„Mann, schreien Sie doch nicht so!" knurrte ihn der Alte vergnügt an. „Was sollen denn die braven unbescholtenen Bauernluder von mir denken, wenn Sie mich als Dichter ausbrüllen. Ich bin sowieso verdächtig bei allen normalen Menschen in der Umgegend, haha! Übrigens habe ich noch kein Publikum mit meinen Elaboraten belästigt; ich bin ein ganz und gar altmodischer Mensch und halte es für durchaus unangebracht, den heutigen blödsinnigen Überfluß an Literatur meinerseits auch noch zu vermehren. Ich hab' mir nur von jeher gern meinen Vers gemacht auf die Dinge dieses Lebens und mein Privatpläsier daran gehabt, wenn die Worte sitzen und blitzen. — Na also, was meinen Sie zu meinem Vorschlag?"

Peter besann sich nicht lange, sondern nahm mit schlichtem Danke die Einladung an. Und dann fragte er bescheiden, mit wem er die Ehre habe.

„Ehre, haha!" lachte der Alte. Dann strich er sich mit der Hand langsam den langen Bart hinunter, faßte Peter scharf ins Auge und sagte: „Sie haben das zweifelhafte Vergnügen, einen alten Höhlenbären, Kartoffelbauer, Sägemüller, Wildtöter und mißvergnügten Generalnörgler kennen zu lernen. Mein Name ist von Römer." Dabei blickte er Peter mit seinen scharfen Jägeraugen gespannt an, als ob er erwarte, daß dieser vielleicht über einen Herrn von Römer üble Nachrede vernommen haben könnte und daraufhin eine peinliche Überraschung verraten würde.

Aber Peter verneigte sich nur artig und rief bubenhaft lustig: „Bange machen gilt nicht! Wenn Sie mir meine Oper schön versifizieren und in Ihrem Keller einen guten Tropfen führen, dann können Sie an Gott und der Welt inklusive Peter Karn herumnörgeln soviel Sie wollen — mich werden Sie nicht so leicht um meine gute Laune bringen."

„Also, bon, wagen wir's darauf," sagte der alte Herr ganz vergnügt.

Und an der nächsten Station stiegen sie zusammen aus und fanden hinter dem Bahnhofsgebäude einen offenen Korbwagen, mit zwei munteren Braunen bespannt und von einem jungen Bauernburschen in einfacher Livree kutschiert, ihrer harrend.

Sie fuhren eine Stunde lang auf guter Chaussee durch wogende Kornfelder, grüne Wiesen und Kartoffeläcker, bevor sie in den Wald einbogen, der bergauf, bergab durch herrlichen alten Buchenbestand, untermischt von jungen Eichen und etwa zwanzig- bis dreißigjährigen Fichten, nach Klein-Tschochwitz, dem Gute des Herrn von Römer führte. Eine große Anzahl grasbewachsener Schneisen eröffnete beim Vorbeifahren Durchblicke nach allen Seiten in die grünen Weiten dieses prächtigen Forstes, am Wegrande blühte der Ginster, Finken, Meisen und Amseln schmetterten um die Wette, Häher krächzten, Waldtauben gurrten, Spechte meißelten in raschen Triolen drauf los und die dunkelblaue Domkuppel über der frisch-grünen Herrlichkeit war mit lustigen weißen Wimpeln festlich beflaggt. Die starken jungen Wallache mühten sich mit dem Wägelchen tapfer den weichen Weg bergauf und peitschten sich mit den ungestutzten Schweifen das Fliegengeschmeiß von den Flanken, und bergab fielen sie von selber fröhlich prustend in munteren Trab. Die beiden Jagdhunde liefen nebenher und der jüngere, der Hühnerhund, sprang von Zeit zu Zeit immer wieder an den befreundeten Rossen empor und wauwaute ihnen irgendeine lustige Neckerei in die beweglichen Ohren.

Peter genoß die köstliche Fahrt in vollen Zügen. Und als der alte Herr bei einer Schneise die Pfeife aus dem Munde nahm und vor sich hin in die Runde deutend bemerkte, hier beginne sein eigenes Reich, da rief Peter aus voller Überzeugung: „Gott, Sie haben's gut! Auf seinem Eigen sitzen, von den Früchten seines Feldes leben, vom Holze seines eigenen Waldes sich sein Haus

bauen, nach keinem Menschen fragen müssen — das ist doch, sollte ich meinen, schließlich das menschenwürdigste Dasein. Wenn man so immer in und mit der Natur leben darf und einen der ganze großstädtische Kulturkram nichts angeht, da müßte man doch sozusagen mit dem lieben Gott auf du und du kommen."

„Tut man auch," versetzte der Alte, und es zuckte wie Wetterleuchten über sein durchfurchtes Gesicht. „Aber das Verhältnis ist wie es eben unter Brüdern zu sein pflegt: je intimer man miteinander ist, je mehr man sich bewußt ist, eines Blutes zu sein und einen Strang zu ziehen, desto mehr knurrt man und tut sich mit Wonne gegenseitig jeden Tort an. Brauch' ich Sonnenschein, läßt mir der Herrgott seine Wassertonnen über meinen Acker pladdern; sind meine Rüben durstig, läßt er seine Sonne herunterbrennen, daß mir die Furchen zu Ziegelsteinen verbacken; hat er es einmal gut mit mir gemeint und ich komme voll Dankbarkeit zu ihm auf ein familiäres Plauderstündchen, gleich macht er ein grimmiges Gesicht, blitzt und kracht und schmeißt mir mit Hagel den ganzen Segen, womöglich kurz vor der Ernte, zusammen. Und fange ich dann zu schimpfen an, wie es sich gehört, dann lacht er übers ganze Gesicht, daß ich dem alten Spaßmacher doch nicht böse sein kann."

Peter mußte lachen. „Na ja, das kennt man; zufrieden ist der biedere Landbewohner nie, und mit dem Wetter kann's der geplagte Herrgott ebensowenig den Bauern jemals recht machen, wie ein Theaterdirektor seinem Publikum mit dem Repertoir. Es ist wie mit der Gesundheit und mit der Freiheit: erst wenn man sie verliert, weiß man sie zu schätzen."

„Wollen Sie damit sagen, daß wir die Gesundheit und die Freiheit in Erbpacht hätten?" warf der Alte sarkastisch lächelnd ein. „Bei unserm Landvolk scheinen sie nicht hoch im Preise zu stehen. Sehen Sie nur zu, wie das dumme Volk von der Scholle und der gesunden Arbeit weg in die Städte mit ihren verfluchten Fabriken

strömt. In der elenden Sklaverei, in dem geisttötenden Massenbetrieb kommen sie sich freier vor, weil sie da mehr Bargeld zu sehen kriegen, für das sie sich Schundvergnügen und Schundbildung kaufen können. Für das Bierkonzert, für den Phrasen- und Tabaksqualm des Vereinslebens, für alle die billigen Betäubungsmittel und miserablen Surrogate lassen sie ihr gutes selbstgebackenes Brot und alle echten Freuden der Natur im Stiche. Die Mädchen verkaufen Ehr und Seligkeit für einen seidenen Unterrock und einen Federhut, und die Burschen ihren gesegneten Appetit für einen sozialdemokratischen Stimmzettel."

„Hm!" machte Peter bedenklich. „Im Allgemeinen mögen Sie recht haben, aber im Einzelnen stimmt's doch nicht. Zum Beispiel mit der Bildung. Was da jetzt in den Städten gerade dem unteren Volke an Kunst und populärer Wissenschaft geboten wird — Sie kennen das vielleicht nicht aus eigener Anschauung, aber man muß doch sagen ..."

„Wozu braucht das Volk Kaviar?" knurrte Herr von Römer. „Ihr tischt ihm ja doch meistens nur Schuhwichse statt dessen auf. Die frißt es dann gläubig herunter und ruiniert sich den Magen damit."

Peter schwieg und lächelte nachdenklich vor sich hin. Erst nach einer längeren Weile versuchte er den Alten mit einer vorsichtigen Frage anzubohren. „Sie leben wohl sehr einsam?"

„Sie meinen, ich hätte mich in der Einsamkeit in feindselige Theorieen verbissen. Sehen Sie sich meine Bibliothek an, dann werden Sie zugestehen müssen, daß ich mich im Gegenteil der allerbesten Gesellschaft erfreue. Sie finden auch alle die unruhigen Geister darin vertreten, die bis auf den heutigen Tag sich in Revolutionen versucht haben. Nein, junger Freund, ich weiß immer woher der Wind weht und wo Barthel den Most holt. Ich bin auch kein schwarzblauer Reaktionär; sollten Sie rot angehaucht sein, brauchen Sie sich vor

mir keineswegs zu genieren. Einsam und einseitig wird man meines Erachtens viel leichter, wenn man sich immer unter seinesgleichen bewegt und besonders, wenn man sich von den Weibern an die Kette legen läßt."

„Aha!" lachte Peter. „Sie halten es scheint's wie Meister Brahms. Der pflegte zu sagen: leider bin ich immer noch nicht verheiratet — Gott sei Dank!"

Der Alte nickte beifällig. „Da hat er recht, wenn er das sagt. Ich habe gegen die Weiblichkeit im allgemeinen nichts Besonderes einzuwenden. Sie sind eine unumgänglich notwendige Einrichtung der Natur, und wenn sie hübsch, gescheit und herzlich sind, dann können sie zur Verschönerung des Daseins viel beitragen — nur der schaffende und der denkende Mann soll sich nicht dauernd mit ihnen einlassen. Den bringen sie sicher herunter oder hängen ihm doch zum mindesten als Knüppel am Bein."

„Es gibt doch aber auch denkende und schaffende Weiber," schmunzelte Peter listig.

„Nee, eben nicht," knurrte ihn der Alte an. „Lassen Sie mich mit den Gegenbeispielen zufrieden — die waren keine Weiber — Sie brauchen sich bloß ihre Bilder anzusehen. Das richtige Weib schafft allemal nur als Affe und denken tut's unbedingt schief. Das kann alles sehr reizvoll und blendend sein, was solche gescheiten Tierchen sich da zusammendenken und schaffen, kommt aber doch nichts andres als ein flüchtiges Pläsier oder ein pläsierlicher Ärger dabei heraus. — Sie lächeln überlegen, junger Freund: haben Sie auch schon ihr Kettchen am Bein?"

Peter errötete. Aber dann bekannte er ungescheut, daß er allerdings eine wüßte, mit der er's fürs Leben wagen möchte. Aber die zöge ihn sicherlich an ihrer Kette hinauf und nicht hinunter.

Herr von Römer verzog das Gesicht, als hätte ihm einer auf eine schmerzhafte Stelle am Fuß getreten.

„Da hat der alte Goethe etwas Entsetzliches angerichtet; mit seinem „das ewig Weibliche zieht uns hinan“ hat er einen Gemeinplatz von einer Weite geschaffen, daß alle Schlappschwänze der Welt sich darauf versammeln können. Übrigens hat er das so simpel geschlechtlich gar nicht gemeint. Er wird wohl an seine Mater gloriosa gedacht haben, das verklärte Liebesprinzip, das Allverstehende und Verzeihende. Wenn er es anders gemeint hätte, dann hätte er doch wohl die Stein oder sonst einen adligen Schöngeist geheiratet und nicht immer nur seinerseits Personen weiblichen Geschlechts hinaufgezogen. Glauben Sie mir, mein lieber Herr Karn, wenn Sie nicht die Geisteskraft in sich haben, jede Frau, um die es Ihnen innerlich zu tun ist, zu sich hinaufzuheben, dann befassen Sie sich lieber überhaupt nicht mit der Weiblichkeit — wenigstens nicht anders als nur zu Ihrem passageren Pläsiervergnügen.“

„Darin sind wir ganz einig,“ versetzte Peter mit Überzeugung. „Die, die ich meine, steht gesellschaftlich und überhaupt in allen Dingen der sichtbaren Oberfläche hoch über mir; aber seit ich weiß, was ich will und was ich kann als schaffender Künstler, kenn' ich auch genau den Punkt, auf den ich mich stellen muß, damit die Wippe auf meiner Seite hochgeht. Mit richtigem Gewicht gewogen, ist sie eben doch die leichtere, bilde ich mir ein, und wenn ich ihr den Triumph gönnen will, über mich emporzuschweben, da muß ich ihr schon sehr weit nach der Mitte zu entgegenkommen.“

Herr von Römer schmunzelte ganz ungemein behaglich, nickte seinem jungen Freunde wohlwollend zu und sagte: „No, in diesem Sinne will ich Ihnen gern gratulieren zu Ihrer Eroberung. Hier sind wir übrigens zur Stelle. Sehen Sie, da unten zwischen den Obstbäumen liegt das Dorf versteckt und hier oben am Wald, das ist meine Klitsche, und ein Stück weiter nach links am Bach liegt mein Sägewerk.“ Der Wagen hielt vor einem sehr einfachen, geräumigen, einstöckigen Fach-

werkbau, der außer dem schweren eichenen Portal in hübsch verzierter Sandsteinumrahmung und der breiten dazu hinaufführenden Treppe mit den schweren kugelgeschmückten Sockeln nichts Hochherrschaftliches an sich hatte. Die Wirtschaftsgebäude, alt, aber gut imstande gehalten, lagen im Geviert um den geräumigen Hofraum, und hinter dem Herrenhause war der Wald gelichtet und parkähnlich hergerichtet. Peter wurde samt seinem schäbigen Koffer von einem schon etwas zittrigen alten Diener in ein geräumiges Zimmer geführt, das nach dem Parke hinauslag. Lauter schwere alte Möbel, ein urbehagliches Bett von hellpoliertem Birnbaumholz, an den Wänden eine Menge farbig illuminierter Kupferstiche, Landschaften, Jagd- und Sportstücke. So präsentierte sich ihm auf den ersten Blick sein Gratissommerlogis.

Eine Viertelstunde später erschien Peter in seinem schwarzen Anzug zum Mittagessen in dem weiten holzgetäfelten Speisesaal zu ebener Erde, wo Ahnenbilder blaß und ernst von den dunkeln Wänden herunterschauten, und auf der einfachen Kredenz schweres altes Familiensilber blitzte. Fenster und Türen nach dem Garten waren offen, so daß das feierliche Dunkel von lauter warmer Sommerfreude erfüllt war. Und Gesellschaft gab's auch für die beiden Junggesellen, denn außer den beiden Jagdhunden stellte sich auch noch ein vergnügter Dackel und sogar, durch die Gartentür zutraulich hereinspazierend, ein zahmer junger Rehbock ein. So speisten sie denn zu sechsen, taten den guten einfachen Gerichten alle Ehre an und benetzten sie mit mehr als einem Tropfen ausgezeichneten Rheinweins.

Nach dem Essen führte Herr von Römer seinen jungen Freund in seinem Park spazieren, und als sie sich dann in einer schattigen Laube mit einer guten Zigarre zum Kaffee niederließen, setzte Peter dem geduldig zuhörenden Alten in aller Umständlichkeit und Ausführlichkeit seinen Opernplan auseinander.

„Hm!“ machte der Alte. „Scheint mir für Ihren Zweck sehr gut gewählt. Wo haben Sie denn den Stoff her?“

„Den hat mir mein Schatz an die Hand gegeben!“ rief Peter strahlend. „Sie wissen, das leichte Mädchen auf der Wippe.“

„So, so,“ schmunzelte Herr von Römer wieder ganz ausnehmend behaglich. „Sagen Sie mal, was ist denn das für eine Art Mädchen?“

„Es ist die Sängerin, die neulich in Leipzig mit so viel Erfolg meine Lieder gesungen hat. Aber wir kennen uns schon seit Jahren.“ Und nun kam Peter ins Schwatzen und ins Schwärmen. Seine ganze wunderliche Lebensgeschichte sickerte durch und das tolle russische Abenteuer und schließlich auch Tonis letzte Escapade nach Ischl. „Sehen Sie,“ schloß Peter seinen langen Bericht, „das ist es, was mir immer wieder bange macht: ihr Hang zur Eleganz. Und übelnehmen kann ich ihr diesen Hang gar nicht einmal, denn die Eleganz gehört unbedingt zu ihrem zierlichen Persönchen. Ich dürfte so etwas wie dieses feine Mädel gar nicht in Wolle wickeln oder mit Kartoffeln füttern. Darum ist an Heiraten für mich nicht zu denken, ehe ich nicht endgültig ein gemachter Mann bin.“

„Na, hat sie denn gar nichts?“ forschte der alte Herr mit einem lauernden Blick. „Jedenfalls wird sie doch auch bald ordentlich verdienen.“

„Ach Gott, mit der Konzertsingerei!“ versetzte Peter geringschätzig. „Kostet meistens mehr wie's einbringt. Keine zehn in ganz Deutschland haben wirklich bedeutende Einnahmen. Aber sie hat einen reichen Onkel, wenn der einmal abschrammt, dann ist sie fein 'raus.“

„Oho!“ lachte der Alte: „Also auf dessen baldigen Hintritt spekulieren Sie?“

„Ach nee, nicht einmal so sehr,“ versetzte Peter gleichgültig. „Denken Sie bloß, der verrückte alte Zwickel hat sich eigentlich um seine Nichte nie ge-

kümmert. Erst vorigen Sommer, wie ihn das Rheuma nach Wiesbaden trieb, erinnerte er sich ihrer, um sie als Stab und Stütze zu benutzen. Da hat sie ihn überhaupt erst kennen gelernt; und er hat ihr so gut gefallen, daß sie ihm jetzt sogar ein langes vergnügtes Leben gönnt."

„Ist die Möglichkeit! Was ist denn der Alte?"

„Auch Gutsbesitzer, in Sachsen sogar, soviel ich weiß."

„So, da kenn' ich ihn vielleicht; wie heißt er denn?"

Peter rieb sich die Stirn. „Na, wie heißt er doch gleich? Die Toni hat mir natürlich den Namen genannt ... ich komme nicht mehr darauf. Ich habe ein miserables Gedächtnis für Namen, wenn mich die dazu gehörigen Leute weiter nicht interessieren."

„Na, erlauben Sie mal!" rief Herr von Römer. „Erbonkels sind doch immer interessante Leute, sollte ich meinen."

„Ja schon, aber ich spekuliere ja nicht auf die Erbschaft. Ich würde mich unter keinen Umständen vom Gelde meiner Frau ernähren lassen. Ehe ich meiner Zukunft nicht ganz sicher bin, heirate ich doch nicht. Übrigens, wenn Sie Wert darauf legen, kann ich ja gleich bei Toni anfragen."

„Ach Gott, so wichtig ist es ja schließlich nicht," sagte Herr von Römer. Und dann fuhr er ganz unvermittelt fort, indem er sich erhob: „Also gut, ich sattle meinen alten Pegasus zu dem abenteuerlichen Ritt ins romantische Opernland."

Er ließ sich Peters Szenarium geben und verfügte sich damit in sein Arbeitszimmer. Peter aber strolchte den ganzen Nachmittag in Wald und Feld herum, und gegen Abend setzte er sich in seinem Zimmer hin und schrieb einen langen Brief an Toni, der einen lauten, aber warmen Hymnus auf Klein-Tschochwitz und seinen Besitzer darstellte. Er war ganz ehrlich entzückt von dem wunderlichen alten Herrn wie auch von seinem gastlichen Heim. Nur wollte es ihm vorläufig noch nicht recht wahrscheinlich dünken, daß dieser einsame alte Groller,

der nach eigenem Geständnis kaum alle Jubeljahre mal die Nase in ein Theater hineinsteckte, imstande sein sollte, ihm einen brauchbaren Text zu dichten.

Doch er sollte bald anderer Meinung werden, denn schon beim Abendessen überreichte ihm Herr von Römer ein Blatt Papier, auf dem er die wichtigste Solonummer des ersten Aktes, eine Romanze der Heldin, in tadellosen Versen sinnig und singbar ausgeführt hatte. Ein Junge, dem man eine richtig knallende Pistole schenkt, kann nicht glücklicher sich gebärden, als unser guter Peter es mit dieser ersten Nummer seiner Oper in der Hand tat. Er stellte sich dermaßen närrisch an vor Vergnügen, daß der alte Herr sich vor dem aufwartenden Diener zu genieren begann und ihn förmlich anschnauzen mußte, um ihn zu einem einigermaßen gesitteten Betragen zu veranlassen.

Schon drei Tage später traf Tonis Antwort ein. Sie war ganz kindisch glücklich über ihres Peters ungeheueren Dusel und nahm reumütig alles zurück, was sie Bösartiges über Menschen dritter, beziehungsweise vierter Klasse geäußert hatte. Sie ließ alle Kobolde ihres drolligen Humors in ihrem Schreiben los, und es kicherte Petern aus allen Zeilen entgegen wie aus dem Buschwerk eines verzauberten Elfenwaldes.

Und es wurden köstliche, stille und doch reiche Wochen aus seinem Aufenthalt in Klein-Tschochwitz. Peter ging mit dem Gutsherrn aufs Feld hinaus, inspizierte mit ihm die Sägemühle und die Holzfäller, versuchte sich als Reiter, Schütze und Jäger unter seiner Anleitung, und sog mit aller Anspannung seiner starken Lungen so viel Sonne und Waldesduft in sich ein, als ob er Vorrat für lange Jahre in seiner Seele aufhäufen wollte. Am Abend sowie auch beim schlechten Wetter wurde fleißig gedichtet und komponiert. Es war sogar ein alter klappriger Flügel in der nie benutzten Prunkstube des Hauses vorhanden. Den reparierte und stimmte Peter mit vieler Mühe und richtete ihn soweit

her, daß er für seinen Zweck als Notbehelf allenfalls noch seinen Dienst tun konnte.

Und aus den Wochen wurden Monate, und am Ende des dritten Monats, als der Termin herannahte, an dem Peter seine Stellung in Irwitz antreten mußte, da war die Operndichtung wirklich fix und fertig. Ein nettes, geschicktes Libretto hatte der alte Herr zustande gebracht, und die lyrischen Ruhepunkte waren sogar ganz ohne Zweifel wirkliche Poesie. Peters musikalische Inspiration hatte mit dem dichterischen Fleiße seines Gastfreundes beinahe Schritt gehalten, so daß er eine nahezu vollständige Skizze der ganzen Oper mit in die Stadt nehmen konnte.

Am Abschiedstage kam Peter, als schon der Wagen, der ihn zur Stadt bringen sollte, vorgefahren war, in Herrn von Römers Arbeitszimmer mit einer noch nassen Postkarte herein.

„Liebster und verehrtester aller gastfreien Dichter und Sägemüller, Sie müssen ihr Autogramm hier drunter setzen."

„Was ist es denn?" fragte Herr von Römer von seinem Schreibtisch her.

„Nu natürlich ein Abschiedsgruß an meine Liebste!" rief Peter munter, indem er das Kärtchen auf die Schreibunterlage legte.

„Mit Vergnügen," sagte der Alte, tunkte die Feder ein, besann sich ein Weilchen und schrieb unter Peters greuliches Geschmier mit seiner festen großen militärischen Handschrift: „Meinen Segen habt ihr. Herzlichst Dein alter Onkel Friedrich."

Peter, der ihm beim Schreiben über die Schultern guckte, zog ein etwas erstauntes Gesicht, aber dann streichelte er dem alten Herrn zärtlich über die Schulter und sagte: „Danke herzlichst. Sie kommen einem stillen Wunsche von mir zuvor — ich wollte mir schon immer erlauben, Sie zu unserm Ehrenonkel zu ernennen."

„Ist gar nicht nötig, mein Lieber; das Fräulein

Heydt hat Sie nämlich angelogen. Ihr Onkel, das verrückte alte Rauhbein, dessen baldiges Abschrammen sehnlichst gewünscht wurde, heißt nämlich gar nicht Piesecke, wie sie Ihnen vorgeflunkert hat, sondern Friedrich von Römer auf Klein-Tschochwitz."

„Nein!?"

„Ja doch! Aber nun mach, daß du fortkommst, mein Junge, sonst versäumst du am Ende deinen Zug, und was hier steht ist richtig: meinen Segen habt ihr. Es war ein verrückter Zufall, der uns zwei zusammengeführt hat; bedanke dich bei meinen Hunden, mein lieber Peter, sonst hätte ich mich nicht in die vierte Klasse verstiegen und vielleicht nie das Vergnügen gehabt, den Meister Karn kennen zu lernen. Na, kurz und gut, jetzt kenne ich ihn und billige ihn. Da, komm her, mein lieber Junge, laß dich an meinen zottigen Busen drücken. Aber nun mach keine Redensarten und flenne vor allen Dingen nicht, sondern mach, daß du fortkommst. Ich habe dir einen Korb mit dem Rüdesheimer Berg von siebenundachtzig vollpacken lassen, falls du Inspiration brauchst. Tut mir leid, daß ich dich nicht zur Bahn begleiten kann, aber du weißt, die Holzauktion geht vor. Adieu, mach's gut!"

Zwölftes und letztes Kapitel

In welchem unsres Helden Schicksal zu einem erfreulichen Ende gedeiht, ohne daß zuvor der Erbonkel mit Tode abzugehen braucht.

In Irrwitz angekommen, ließ Peter sein Gepäck auf dem Bahnhof und verfügte sich sofort nach dem Theater, um sich von dem Hausmeister Adressen für billige Wohnungen an die Hand geben zu lassen. Er besah sich zunächst die Behausung seines Vorgängers, der ebenfalls ein junger Anfänger ohne eigene Mittel gewesen war. Für wenig Geld stand ihm da ein großes helles Zimmer mit einem Alkoven zur Verfügung. Behaglich war die Bude gerade nicht, die Möbel alt, offenbar aus Ausverkäufen zusammengestoppelt, die Bezüge der Polster schmuddlig und geflickt, die bunten Bilder an den Wänden erbarmungswürdig. Aber die Wirtsleute machten einen ganz freundlichen Eindruck, kleine Kinder oder sonstige geräuschvolle Betriebe fanden sich nicht im Hause, und die Primadonna der Oper, „eine sehr feine und elegante Dame aus Wien“, wie die gesprächige Wirtin mit respektvoll hochgezogenen Brauen erklärte, wohnte in der unteren Etage. Peter griff also ohne langes Besinnen zu und dann bummelte er durch die Stadt auf der Suche nach einem Geschäft, wo er einen Flügel geliehen bekommen konnte.

Auch das gelang ohne weitere Schwierigkeit, und so saß er denn am ersten Abend seines Aufenthaltes in

Irwitz mit einem selbst zusammengekauften Abendbrot in seinem neuen Junggesellenheim an seinem gemieteten Klapperkasten und komponierte munter drauflos. Um in die richtige Stimmung für die große entscheidende Szene des dritten Aktes zu kommen, erging er sich auf der vergilbten Klaviatur in wilden Phantasieen. Er ließ einen Sturm in den tiefsten Regionen sich austoben, grelle Blitze durchzuckten den Diskant, die düsteren Wolken aufgeregter Empfindungen klärten sich allmählich und in weichen aufsteigenden Harmonieen ging die Sonne der großen Liebe glorreich auf — wie sich das für den dritten Akt einer gefühlvollen deutschen Oper so gehört.

Als er eine kurze Pause machte, um sich seinen Text anzuschauen und zu überlegen, ob dessen Worte in den Rhythmus, in den er da instinktiv hineingeraten war, auch hineinpassen würden, klopfte es bescheiden an der Tür und auf sein ärgerliches „Herein“ erschien seine Wirtin, die respektable Zimmermeistersgattin.

„Entschuldigen Sie, Herr Kapellmeister, ich soll eine schöne Empfehlung ausrichten von der Dame im ersten Stock, und sie hätte Sie gleich an Ihrem meisterhaften Spiel erkannt, wenn sie auch nicht von mir Ihren Namen erfahren hätte. Und ob Sie nicht vielleicht ein bißchen herunterkommen möchten und eine alte Bekannte begrüßen.“

„Tut mir sehr leid, ich habe zu arbeiten; kann mich nicht unterbrechen. Richten Sie das der Dame bitte aus; wie heißt sie denn?“

„Das darf ich nicht sagen; es soll wohl eine Überraschung sein.“

„Also da werd' ich mich morgen im Theater überraschen lassen!“ rief Peter geärgert und nickte der Frau zu, um ihr begreiflich zu machen, daß er keine weitere Unterhaltung wünsche.

Natürlich hatte er über der Unterbrechung den Faden verloren und fegte wütend auf seinem Klavier herum,

ohne die sonnigen Harmonieen, die ihm vorher ganz zufällig in die Finger gekommen waren, gleich wieder finden zu können. „Diese verdammten aufdringlichen Frauenzimmer!“ schimpfte er innerlich. „Irgend so eine Gans, die an einem von den zahlreichen Kunstinstituten geschnattert hat, an denen ich mal mein Fagott geblasen habe, will daraufhin am ersten Abend hier mit mir anbandeln; das fehlte gerade! Ihr sollt euer blaues Wunder erleben an eurem neuen Kapellmeister, meine Damen! Ich will euch schinden, daß euch vor Angst der Wuchs vergehen soll!“

Das arme alte Flügeltier mußte seinen Zorn ausbaden. Es dauerte eine ganze Weile, ehe er seine Nerven wieder in der Reihe und die verlorenen Akkorde wiedergefunden hatte. Als er aber erst einmal beim Schreiben war, vergaß er alles um sich her mitsamt der Dame im ersten Stock, und schuf mit brennendem Eifer bis tief in die Nacht hinein.

Auf den andern Morgen um zehn hatte der Direktor das ganze Personal ins Theater entboten, um die neuen Mitglieder dem älteren Bestande vorzustellen. Da das Irwitzer Kunstinstitut ein sogenanntes Palmarumtheater war, so wechselte fast alljährlich das ganze Personal und nur die technischen Kräfte und etliche wenige Veteranen, die seit langen Jahren ein festes Sommerengagement besaßen, waren in Irwitz heimisch geworden. Es war ein schöner sonniger Septembertag, und als Peter ein paar Minuten vor zehn der Hintertür des Theaters zustrebte, die nach der Bühne führte, standen jene alten Mitglieder alle draußen auf der Straße, um die neuen mit scharfen Blicken zu mustern. Es war gerade kein Vergnügen für die Neulinge, diese Lästerallee passieren zu müssen. Für den Zuschauer freilich war es recht amüsant zu beobachten, wie sich das Mimenvolk bei solchem Spießrutenlaufen benahm. Peter stürzte sich auch nicht gleich in die Gasse hinein, sondern blieb beobachtend vor der Tür stehen,

bis die Glocke zehn schlug. Die verschiedenen Temperamente, geistigen Rangstufen und nervösen Reizsamkeiten offenbarten sich dem amüsierten Beobachter deutlich genug in der Art und Weise, wie das Gefühl, kritisch geprüft zu werden, auf die verschiedenen Neuankömmlinge wirkte. Der Herr mit dem ewigen Zylinder und dem langfaltigen Intrigantengesicht setzte eine hochmütig verkniffene Maske auf und schoß unter seinen dicken schwarzen Brauen vergiftete Dolche nach beiden Seiten — seine Xbeine hatte er unter einem langen Glockenrock versteckt und sein vorsichtig stelzender Gang verriet deutlich seine Sorge, diesen Defekt seines unteren Menschen nicht offenbar werden zu lassen. Dann kam ein fetter humoristischer Vater, strahlend von Freßlust und Gewöhnlichkeit, mit dem rosigen Teint eines Marzipanweihnachtsschweinchens; sein Doppelkinn lag auf dem steifen Kragen auf und er grüßte wohlwollend mit der Hand gleich auf Vorschuß die zahlreichen neuen lieben Freunde und Freundinnen, mit denen er binnen vierundzwanzig Stunden Bruderschaft getrunken haben würde. Er hatte eine Nadel mit weißem Knopf in der Ecke seines Rockaufschlags stecken und lugte scharf aus nach diesem diskreten Zeichen des Schlaraffentums an den Rockaufschlägen der Kollegen. Jetzt hatte er einen entdeckt. Mit ausgebreiteten Armen steuerte er auf ihn zu: „Lu lu!" hauchte er den Bundesbruder zärtlich an. „Wo habt Ihr Euer Reich, Edler? Dagobert mit der Lilie, Ostraviae — zu deutsch Mährisch-Ostrau." Dann kamen ein paar junge Mädels, die schon vorher Bekanntschaft geschlossen haben mochten, Arm in Arm daher. Die wurden rot wie die Backfische, kicherten sich etwas zu, fielen vor Verlegenheit aus dem Tritt und gerieten ins Stolpern. Man lachte schadenfroh hinter ihnen her und sie machten, daß sie hinter die schützende Tür kamen. Ihnen nach schlotterte ein bleicher Jüngling, dem das Schmierenelend und der verkrachte Idealismus nur zu deutlich auf den schlaffen Zügen geschrieben stand,

und dann eine verblühte Schöne, die sich krampfhaft anstrengte, wie eine echte Dame auszusehen mit Hilfe einer großen Brosche von Taitsdiamanten und eines an einer langen Nickelkette baumelnden Schildpattlorgnons. Ihr folgte auf dem Fuße eine hochmoderne Liniendame, hinten nix und vorne nix, wachsbleich mit dämonischen Nachtaugen und einem unter einem ungeheuerlichen Hut unordentlich hervorquellenden schwarzen Haarwust. Dann kam wieder ein junger Mann, dem man den Tenor und den eben noch gewesenen Barbier deutlich ansah, was von den Seßhaften einstimmig bestätigt wurde.

Nun schlug es zehn vom nächsten Kirchturm. Der Lästergerichtshof löste sich auf und Peter Karn ließ sich von dem Strom mit in den Bühneneingang hineintreiben. Auf der Bühne, die nur von einer Oberlichtrampe und einem Probenbeleuchtungsständer vorn beim Souffleurkasten dürftig erhellt war, harrte der Herr Direktor seiner Künstlerschar. Der typische Theaterhäuptling: ehemaliger Heldenvater und schöner Mann, dem der geschäftliche Sorgenspeck angenehme Rundung verliehen hatte, eine Attrappe statt eines Menschen, angefüllt an Stelle von Herz und Hirn mit gangbaren Redensarten, abgegriffenen Münzsorten aller Art, Surrogatgefühlen und Talmiidealen. Aber der Mann verstand sich auf die wirkungsvolle Pose, er sah tatsächlich beinahe wie ein geborener Feldherr aus.

Peter Karn ging sofort auf ihn zu und stellte sich ihm vor.

„Ah, sehr erfreut," sagte der Direktor, ihm mit einer großen Gebärde die Hand hinstreckend. „Die starke Stütze, der lebendige Odem meiner Oper. Nun, Sie haben breite Schultern, wie ich sehe. Sie werden was zu tragen bekommen; über Mangel an Arbeit werden Sie sich nicht zu beklagen haben, Verehrtester; aber dafür haben Sie auch eine große, ehrenvolle Aufgabe

zu erfüllen. Irwitz schreit nach Musik — und dabei sind die guten Leute anspruchsvoll. Unsre Industriellen sind aller Augenblicke in Dresden, Leipzig, Berlin und bringen sich von da ihre Maße mit. Na, wir wollen ihnen einmal zeigen, was künstlerischer Wille mit Fleiß vereint zu leisten vermögen."

Peter verbeugte sich stumm zum Zeichen seiner Anerkennung dieser Richtungslinie und trat dann bescheiden wieder unter die Schar der Angestellten zurück.

Bald darauf begann der Theatersekretär die Präsenzliste vorzulesen. Die Aufgerufenen meldeten sich mit lautem „Hier", traten vor, wurden von dem Direktor mit Handschlag begrüßt und den übrigen mit einer Andeutung ihres Rollenfaches oder sonstigen Wirkungskreises vorgestellt. Peter Karn war, als zu den sogenannten Vorständen gehörig, gleich unter den ersten Aufgerufenen gewesen und sein Chef hatte ihn als einen Lieblingsschüler von Johannes Brahms und hervorragenden Komponisten, der an ersten Instituten des In- und Auslandes sich bereits als Dirigent rühmlichst hervorgetan habe, den Opernmitgliedern vorgestellt. Diese letzteren interessierten Peter natürlich ganz besonders. Es war, wie er es erwartet hatte, ein vermutlich ohne besonderes Zutun des Direktors von den Agenten zusammengetriebener Haufe von blutigen Anfängern und vergrämten, abgetanen Aufhörern, Herren und Damen, deren Stimme entweder noch nicht genügend ausgebildet und entwickelt oder bereits ausgeschrieen, zerbrochen und verblichen war. Auf der Höhe seiner Kraft dachte natürlich kein Opernsänger, der etwas konnte und etwas vorstellte, daran, in Irwitz ein Engagement anzunehmen. Unter den Anfängern waren ein paar mit sympathischen intelligenten Gesichtern, und an diese klammerte sich Peters künstlerische Hoffnung.

Der Aufruf war fast schon beendet, als eine Be-

wegung unter dem Personal entstand, weil eine etwas umfangreiche Dame in einem eleganten hellen Seidenmantel und einem kolossalen Hut sich mit energischen Ellbogen eine Gasse nach vorn bahnte.

„Also bitte vüllmals um Entschuldigung, Herrschaften!“ rief die Dame kurzatmig schnaufend, indem sie mit vorgestreckten Händen auf den hohen Chef zustrebte. „Habe die Ehre, Herr Direktor. Die Sach' ist nämlich die: ich hatte positiv nichts anzuziehen! Meine Wiener Schneiderin hat mich elend im Stich g'lassen; um halber zehn is endlich des G'wand da mit der Paketpost kommen. Jesses, was hab' ich mich alteriert über die sekante Person!“

„Na, beruhigen Sie sich nur, Verehrteste,“ lächelte der Direktor hoheitsvoll. „Meine Damen und Herren, ich stelle Ihnen hiermit unsre Primadonna vor, Frau Mizzi Burger-Paladini vom Hofoperntheater in Budapest.“

„Ah geh, warum net gar! In Temesvar bin ich z'letzt ... jesses na!“ unterbrach die aufgeregte Dame sich plötzlich, indem sie ihre munteren alten Soubrettenäuglein weit aufriß und beide Arme in Schulterhöhe vor sich ausreckte, indem sie den neuen Kapellmeister ins Auge faßte. „Das ist doch ... aber ja freilich, des is er ja, der Peter Karn! Ja grüß' di' Gott, Peterl! Was schaffst denn du dahier in Irwitz?“ Damit rauschte sie auf ihn zu, packte ihn fest bei beiden Schultern, streichelte sein Gesicht mit Blicken voller Zärtlichkeit und versetzte ihm zum Schluß gar einen wohlgezielten Willkommenskuß auf den Mund, ohne sich um die grinsenden Zuschauer im mindesten zu kümmern.

Peter wand sich unter ihrem festen Griff, aber sie ließ ihn nicht los, und da hielt er es fürs beste, auch seinerseits ganz unbefangen zu tun. „Was ich hier schaffe?“ erwiderte er auf ihre Frage. „Nu, ich bin eben sozusagen euer Generalmusikdirektor.“

„Oberkapello?" rief Frau Mizzi beglückt. „Also geh schau, des is fesch, des is großartig! Herr Direktor, zu dieser Akquisition kann ich Sie also nur einfach beglückwünschen. Die Irwitzer wer'n schau'n, was wir zwei ihnen für eine Oper hinlegen werden — mit Unterstützung der andern betreffenden Herrschaften versteht sich. Also ich sag' Ihnen, Herr Direktor, dieser Peterl ist nämlich einfach ein Genie — bitte, das is net z'vüll g'sagt. In Moskau, oder vielmehr genauer gesprochen, in Nischnej-Nowgorod hab'ns ihn einfach mitten in der Vorstellung, wie unser Kapellmeister ohnmächtig is worden, von seine Tschinellen oder was er sonst geblasen hat, weg ans Pult gesetzt und die Carmen dirigieren lassen. Ich sag' euch, Leiteln, eine solche Carmen war überhaupts noch net da! Ich war einfach hinreißend, so hat mich dieser Peterl hier begeistert."

Sie spitzte den üppigen Mund, um ihn in der Erinnerung an jenen denkwürdigen Abend durch ein zweites Busserl auszuzeichnen; aber Petern war das unbehaglich, denn die ganze Korona amüsierte sich königlich auf seine Kosten. Darum suchte er der nahenden Liebkosung mit einer raschen Frage zu begegnen: „Also übrigens, was macht denn unser gemeinsamer Freund, Seine Exzellenz?"

Da ließ ihn Mizzi endlich los und fuhr sich an die Stirne: „Was denn für eine Exzellenz, bitte?"

„Nu, der Polizeigewaltige von Nischnej-Nowgorod, Wassili Wljadimirowitsch Protopopoff."

„Ach der! Ja hast denn des net in die Zeitungen g'lesen? Im Mai dieses Jahres ist es doch erst passiert. Hin is er, der arme Hascher, g'schossen haben S' ihm, den lieben Wassili Wljadimirowitsch! So ein guter freindlicher alter Herr, wie er allweil g'wesen is. Ein Sardinenbüchsel haben S' ihm auf der Gassen gerad vor die Fieß g'schmissen — es sind aber keine Sardinen nimmer drin g'wesen, sondern vüllmehr Dynamit. So

eine Gemeinheit von die Leit — gerad auseinander gerissen hat's ihn. Sein linkes Haxel hat in einem benachbarten Laden die Fensterscheiben kaputt g'schlagen und is' gerad' auf die Ladentheke geflogen — eine Wurstlerei war es auch noch zufälligerweise. Ich habe Gott auf den Knieen gedankt, daß ich wenigstens net dabei sein hab' müssen; es hätt' leicht mein Tod sein können — der Schreck schon alleinig!" Und sie wandte sich eifrig gestikulierend an die Umstehenden: „Also stellen Sie sich vor, meine lieben Kollegen, wenn man einen Menschen so gut kennt hat — er war mir ein sehr ein lieber väterlicher Freind, der General Protopopoff, und man muß es in der Zeitung lesen, daß ihn solche malifiz Mord- und Raubersbuam in solcher gemeinen Weise stickerlweis in d' Luft sprengten — stellens Ihnen das bitte vor! Ich hab' ihm drei Messen lesen lassen, ungeachtet, daß er von die griechischen Orthodoxen war. Ich hab' g'meint, es könnt' ihm am End' doch gut tun, weil er immer so vüll Freindlichkeit gegen mich bewiesen hat."

Und sie fuhr sich mit ihrem Spitzentüchlein über die tatsächlich feucht gewordenen Augen. Der Direktor, der wohl über die lange Unterbrechung des offiziellen Begrüßungsaktes ein wenig ungehalten war, obwohl er den beredten Ausführungen seiner Primadonna ein geneigtes Ohr geliehen hatte, trat hinter sie, klopfte ihr begütigend auf die Schulter und sagte: „Nu, nu, beruhigen Sie sich nur, gnädige Frau, es gibt auch in Irwitz recht freundliche alte Herren."

Worauf sich Frau Burger-Paladini ihm zuwandte und, die launische Anspielung ganz überhörend, ihn zornig anschrie: „Diese ekelhaften Nihilisten, Anarchisten, Sozi et tutti quanti, grad derwürgen könnt' ich die Mistviecher! So ein feiner, anständiger Mann wie der General; du hast ihn ja gekannt, Peterl."

„Ja, hat er's denn so arg getrieben?" sagte Peter

froh, nun wenigstens ihr zärtliches Temperament von sich abgewendet zu haben.

„Der?!“ rief Frau Mizzi in heller sittlicher Entrüstung. „So ein weiches Gemüt wie der g'habt hat, so ein Lamperl von einem Menschen?! Sein einziges Verbrechen war, daß er die Juden net hat megen. Die Studenten, die Malefizbuben, die wo die Universität haben aufwiegeln wollen, die hat er knuten lassen, und nachher hat's halt so a bissel a Revolution geb'n. Und da hat er sich die Hauptkrakeeler herausg'langt und hat sie aufhängen lassen. Aber das war doch nur seine Pflicht. Z'wegen dem tut man doch net gleich an Menschen hinmorden! Wenn's net z'wegn dem gewesen wär, daß d' Juden allweil so fest z'sammhalten ... jesses na, du bist doch net am End auch aner? Beim Theater, weißt, kann man's halt nie wissen!“

Ein allgemeines Gelächter stellte die friedliche Stimmung wieder her und die feierliche Handlung konnte ohne weitere Störung zu Ende geführt werden.

Die Proben begannen auch für Peter noch am selbigen Tage, und was arbeiten heißt, das lernte er bald gründlich kennen. Von den zahlreichen Anfängern waren allerdings einige mit guten Stimmen und rascher Auffassung begabt. Aber alle waren sie halbfertig aus der Schule gelaufen und beherrschten nur wenige Partieen, so daß selbst bis zum Ekel abgeleierte alte Repertoiropern von Grund aus neu studiert werden mußten. Der Korrepetitor, der zugleich Chordirektor war, hatte nicht viel Zeit und war auch ein miserabler Klavierspieler, so daß Peter auch noch die Last der Soloproben auf dem Halse hatte. Und die älteren routinierten Herrschaften waren durchweg bockbeinig und bestanden darauf, alles zu machen, so wie sie es seit Jahrzehnten gewohnt waren. Am wenigsten Not und Ärger hatte Peter noch mit der Burger-Paladini, denn die besaß ein Riesenrepertoir, war erzmusikalisch und

ihr glänzendes Gedächtnis befähigte sie, auch Partieen, die sie lange nicht gesungen hatte, im Handumdrehen sich wieder zu eigen zu machen. Aber freilich — sie hatte arg eingepackt, die Gute. Alle äußere Aufmachung und alle Schminke konnte nicht darüber hinwegtäuschen, daß sie die Fünfzig wohl schon überschritten haben mochte. Ihre Formen waren dermaßen auseinandergegangen, daß auch die reichlichste Anwendung von Stahl und Fischbein kaum mehr eine leidliche Bühnenfigur aus diesem kugligen Wesen zu machen wußten und, was noch schlimmer war: stimmlich war sie so gut wie erledigt. Die Tiefe war tonlos, die Töne der Mittellage flatterten wie müde Vögel, und die Höhe schrillte blechern oder gläsern. Aber immerhin, für Irwitz war sie noch eine „grande utilitée".

Wenn sie nur nicht gar so aufdringlich gewesen wäre mit ihren überschwänglichen Freundschaftsbeweisen! Peter hatte ihr gleich am ersten Tage mitgeteilt, daß er mit seiner Toni nunmehr förmlich verlobt sei und ehebaldigst zu heiraten gedenke. Aber viel half das auch nicht, zumal da sie in einem Hause wohnten. Wenn sie seinen Schritt ihr zu Häupten hörte, kam sie unter allen möglichen Vorwänden mindestens einmal täglich zu ihm heraufgestiegen und störte ihn in seinen knappen Freistunden. Sie aßen auch gemeinsam zu Mittag, und da ließ er sich ihr amüsantes drolliges Geplausch sehr gerne gefallen. Eine gutherzige Seele war sie ja; aber daß sie ihn störte bei seiner Arbeit, das schien sie nicht zu begreifen. Selbstverständlich hatte sie es sehr bald herausbekommen, daß er an einer Oper schreibe, und da setzte sie es sich in den Kopf, ihm ihre Musenschaft aufzudrängen. Die Komponisteneitelkeit hatte Petern verführt, ihr sein Werk stückweise vorzuspielen und ihre helle Begeisterung hatte ihm recht wohl getan. Sie wollte ihm nun aus ihrer großen Theaterroutine heraus fortwährend gute Ratschläge geben, die oft allerdings recht nützlich und verständig waren, meist

aber auf grobe Effekthascherei hinausliefen. Jedes schwierige Intervall, jede schwer auszusprechende Silbe wollte sie geändert haben und ihr ewiges „Verlaß dich auf meine Erfahrung, Peterl", machte ihn schließlich so nervös, daß er sie ein paarmal grob anschrie. Aber das half nicht viel; nachdem sie ein paar Tage geschmollt hatte, saß sie doch wieder an seiner Seite beim Flügel, die gute Mizzi, und sang ihm das Neuentstandene aus seiner Schmierskizze vom Blatt.

Natürlich rückte die Arbeit nur langsam vorwärts, denn er konnte sich nur an den Schauspielabenden zuweilen mit seiner geliebten Oper beschäftigen. Immerhin war die Skizze bis Weihnachten fertig und im neuen Jahre machte er sich an die Ausarbeitung der Partitur. Einen zweitägigen Weihnachtsurlaub hatte er benutzt, um seine Toni zu besuchen. Er war überraschend gekommen und gleich vom Bahnhof weg zu Frau Professor Heydt gefahren. Da gab es eine gerührte Szene. Des Onkel Römers energisches Eintreten für Peter hatte Wunder gewirkt, also daß die Frau Professorin dem nichtsnutzigen Pärchen von Herzen ihren Segen erteilte. Seine Erstlingsoper, sauber gebunden, legte Peter seiner Erkorenen als Verlobungsgeschenk auf den Weihnachtstisch, und am andern Morgen, als keine Pensionäre im Hause waren, spielte er der Liebsten die Hauptszene vor und Toni fiel ihm um den Hals und sagte in großer Bewegung nur: „Sei ruhig, Peter, das ist was. O Gott, wenn ich die Partie mal singen dürfte!"

Als er gegen Abend abreiste, mußte Peter sein Verlobungsgeschenk natürlich wieder mitnehmen und noch einen schönen Ring dazu, den ihm Toni verehrt hatte.

Und dann ging's wieder an die rastlose aufreibende Kärrnerarbeit. Proben, Proben, Proben ohne Ende für Opern, die er haßte und die doch nur zwei- bis dreimal gespielt werden konnten, oder gar für Operetten,

die ihm in der Seele zuwider waren, immerhin jedoch vier- bis fünfmal wiederholt werden konnten. Dieses ewige Einerlei der Tretmühlenarbeit, dieser stete Ärger mit eingebildeten Hohlköpfen und ungeschickten Neulingen, dazu der stete Aufenthalt in der staubigen Theaterluft, das einförmige, lieblose Restaurantessen, der Mangel an Bewegung, an erfrischender Ausspannung, das alles brachte selbst den robusten Peter körperlich ganz gehörig herunter. Was seine seelische Spannkraft trotzdem aufrecht erhielt, war die Freude an seinem Werk, die Hoffnung auf den künstlerischen Sieg.

Frau Mizzi Burger-Paladini hatte es selbstverständlich sofort dem Direktor und allen Kollegen verraten, daß der Kapellmeister Karn eine Oper geschrieben habe. „Ein Meisterwerk einfach. Spannend, hochdramatisch — und eine Erfindung, eine Melodie, eine harmonische Üppigkeit — genial einfach!"

Der wackere Häuptling besaß keineswegs den Ehrgeiz, sich eine Führerschaft auf dem Gebiete des Opernwesens anzumaßen. Er glaubte seine Pflicht vollauf zu tun, wenn er alljährlich zwei Operettenschlager, von denen am meisten geredet wurde, sowie vielleicht eine neue Oper herausbrachte. Aber Frau Mizzi wurde nicht müde, ihm mit ihrer leidenschaftlichen Beredsamkeit immer wieder zu Gemüte zu führen, daß er das Irwitzer Theater mit einem Schlage zu bisher ungeahnter Bedeutung emporzuheben und sich einen großen Namen als Entdecker zu machen vermöge, wenn er die Uraufführung des Erstlingswerkes seines genialen Kapellmeisters in würdiger Weise zustande brächte. Und der Biedermann ließ sich schließlich wirklich überzeugen und machte Petern den Vorschlag, sein Werk auf der Höhe der nächsten Spielzeit herauszubringen. Allerdings empfand Peter ein vorahnendes Grausen, wenn er sich diese meist sehr mangelhaften Kräfte und das viel zu dürftige Orchester mit der Ausführung seiner

schwierigen Partitur betraut dachte. Und seine liebe Freundin Mizzi Burger als Verkörperung der weiblichen Hauptfigur, einer heldischen und doch zugleich rührenden Mädchengestalt, vermochte er sich vollends nur mit Grausen vorzustellen. Aber er kannte das Theater auch gut genug, um zu wissen, daß eine Oper zu komponieren ein Kinderspiel bedeute gegen die Schwierigkeit, sie zur Aufführung zu bringen, wenigstens für einen noch unbekannten Neuling. Und so nahm er denn das Anerbieten dankbar an, allerdings unter der Bedingung, daß er nach Saisonschluß auf des Direktors Kosten herumreisen und einige neue Kräfte nach eigenem Geschmack engagieren dürfe. Der Direktor sträubte sich lange gegen diese Zumutung, denn er fürchtete, daß Peters Geschmack seiner Kasse teuer zu stehen kommen werde. Als ihm aber Peter einen Brief vorlegte, indem Herr von Römer sich erbot, eine würdige Ausstattung seiner Oper aus seiner Tasche bezahlen zu wollen, da gab er nach.

Um Palmarum war die Quälerei zu Ende. Peter packte seinen Koffer, umarmte seine beleibte Freundin und fuhr mit dem nächsten Zuge nach Klein-Tschochwitz ab. Onkel Römer hatte nicht nur ihn allein eingeladen, sondern auch Toni und ihre Mutter.

Das wurden glückselige Ostern. Frau Professor Heydt konnte sich allerdings nur wenige Tage von ihrer Pension frei machen, aber Toni durfte bleiben. Wenn das Wetter schön war, stiefelte sie mit den beiden Männern in Wald und Feld herum, und wenn es schlecht war, saß sie mit ihrem Peter bei dem alten Wiener Flügel und ließ sich seine Oper vorspielen. Begreiflicherweise interessierte sie sich am meisten für die weibliche Hauptpartie, die ihrer Stimme und ihrer ganzen Eigenart so gut lag, wie nur denkbar. Sie lernte während der vierzehn Tage, die sie beim Onkel zubringen durfte, durch das wiederholte Vorspielen jene Partie so gut kennen, daß nicht mehr viel bis zum Auswendigsingen fehlte. Peter

hätte nun seine Vollmacht zum Engagement einiger neuer Kräfte am liebsten gleich auf seine Toni angewendet, wenn nicht sein Direktor den Grundsatz vertreten hätte, keine Ehepaare zu engagieren, am allerwenigsten aber die Frauen der Kapellmeister und Regisseure auftreten zu lassen. Peter war lange genug beim Theater, um die Vernünftigkeit dieses Grundsatzes zu würdigen. Er brauchte sich ja auch nur vorzustellen, was seine teure Freundin und Gönnerin Mizzi Burger sich an Tobsuchtsanfällen, Ohnmachten und andern körperlichen und geistigen Exerzitien leisten würde, wenn er seinen strahlend jungen und noch dazu glänzend begabten Schatz in der ihm gebührenden Rolle auf die Bühne zu stellen versuchen wollte. Die rabiate Wienerin wäre imstande gewesen, sich bei den Mördern ihres teuren Generals russische Sardinenbüchsen zu bestellen und sie ihm und seiner Toni vor die Füße zu feuern. Die arme Frau tat ihm auch wirklich leid, denn er wußte ganz genau, daß sie nur noch tiefer hinunter, vielleicht gar in die ausgesprochene Schmiere zurückgeraten würde, wenn sie das Ixwitzer Engagement verlor. Sie hatte in ihrer guten Zeit flott drauflos gelebt und soviel er wußte, nichts erspart; sie ging also mit Sicherheit dem trostlosen Schicksal so vieler alt gewordener Künstlerinnen entgegen. So lange er in Ixwitz den Dirigentenstab führte, sollte die gute Mizzi ihr Gnadenbrot in Frieden essen, wie sehr sie ihm auch oft mit ihrer naiven Aufdringlichkeit auf die Nerven fiel. Er selbst gedachte aber auch höchstens drei Jahre in Ixwitz auszuhalten, und es war ja nicht undenkbar, daß sich bis dahin seine Oper auf den deutschen Bühnen durchgesetzt haben und ihm dadurch die Möglichkeit gegeben sein würde, als freier Künstler an dem Ort zu schaffen, wo Toni als Sängerin wirkte. Als Toni heimkehren mußte, begleitete sie Peter bis Leipzig und trat von da aus seine Dienstreise zur Gewinnung neuer billiger Opernkräfte an. Als er aber diese Aufgabe

mit gutem Erfolg erledigt hatte, bezog er wieder seine Freistatt in Klein-Tschochwitz und förderte in der gesegneten Ruhe seine Arbeit so tüchtig, daß bis Mitte Juli die Partitur fertig vor ihm lag. Dann wurden in Leipzig die nötigen Kopisten angeworben, die bis zu Beginn der neuen Spielzeit das Ausschreiben der Stimmen und Partieen zu besorgen hatten. Herr von Römer ging abermals zum Kurgebrauch nach Wiesbaden und nahm seine hübsche Nichte als eleganten Stab seines Alters mit sich, während Peter sich für die genossene lange Gastfreundschaft dadurch dankbar erzeigte, daß er an des Alten Stelle die Erntearbeiten beaufsichtigte, die Sägemühle kontrollierte und was sonst das wachsame „Auge des Herrn" in einer großen Landwirtschaft zu übersehen hat. Der Herr Kapellmeister hatte tatsächlich durch seine täglichen Kontrollgänge mit dem alten Herrn im Laufe der letzten Monate nicht nur eine lebhafte Teilnahme, sondern auch einiges Verständnis für alles, was die Wald- und Feldwirtschaft betraf, gewonnen, so daß er seine Aufgabe wirklich zur Zufriedenheit erfüllte. Das völlige Ausspannen nach der anstrengenden Tätigkeit des Instrumentierens, das monatelange Umhertummeln in Wiese und Wald, die ausgiebige Sonnenbestrahlung hatte sein Nervensystem wieder ganz in Ordnung gebracht, so daß er, als der Saisonbeginn herannahte, mit Bärenkräften und frohen Hoffnungen ausgerüstet, sein Amt wieder antreten konnte.

Seine Oper — der Seestern hieß sie und spielte teils zu Schiff, teils an den Küsten von Norwegen und Schottland — sollte um Mitte November herauskommen mit vollständig neuer Ausstattung an Dekorationen und Kostümen, wie in den Vornotizen der Direktion immer wieder stolz betont war. Er hatte mit den Soloproben gleich zu Anfang der Spielzeit begonnen und alsbald einen Vorgeschmack von den bevorstehenden Schwierigkeiten erhalten. Das musikalische

Begriffsvermögen der Irwitzer Opernkünstler reichte nämlich höchstens bis zu dem Stile des Holländer, Tannhäuser und Lohengrin heran, während Peter Karns Stil an Schwierigkeit schon über die Meistersinger hinausging. Unter den jungen Leuten waren einige wenige mit leichter Auffassung begabt, den älteren aber wollten die Karnschen Melodieen gar nicht eingehen. Frau Mizzi Burger-Paladini natürlich war die erste, die ihre große Rolle beherrschte; aber je näher der Tag der Aufführung rückte, desto weniger wollte es Peter glücken, sich diesen kurzbeinigen aufgequollenen Wiener Topfenstrudel als „kühne herrliche Nordlandsmaid“ vorzustellen. Er hatte schon im Text eine große Menge vorsichtiger Änderungen vornehmen müssen, um nicht die Heiterkeit des Publikums durch Eigenschaftswörter wie schlank und rank und dergleichen allzusehr herauszufordern. Frau Mizzi hat ihm zwar verraten, daß sie sich eigens für seine Oper in Wien ein ganz wunderbares Korsett nach patentiertem neuem System habe bauen lassen und sich auch die leihweise Beschaffung einer Isoldenperücke mit meterlangem Flachshaar etwas kosten lassen werde; als er sie aber bei der ersten Bühnenprobe in voller Aktion mit ihrem Liebhaber, einem tenorsingenden jugendlichen Seefahrer erblickte, da wußte er's genau: das konnte nicht wirken — oder höchstens lächerlich. Diese Gewißheit verdarb ihm seine ganze Freude an der Arbeit; er wurde mißmutig und reizbar, schrie seine Sänger bei jeder Gelegenheit grob an und bekam mit dem Orchester einen solchen Krach, daß der Oberst dem Direktor drohte, er werde seiner Regimentskapelle die Mitwirkung im Theater untersagen müssen, wenn sein temperamentvoller junger Kapellmeister nicht imstande sei, sich hinfort eines anständigen Tones zu befleißigen. Bei jeder neuen Probe des schwierigen Werkes gab es aufgeregte Dispute, Meuterei und Streikandrohung, so daß Peter eines Tages wütend mitten im Akt das Dirigentenpult ver-

möglich is. Ich setze meine ganze Kraft für dich ein — paß auf, ich reiß dich heraus."

Da pflanzte sich Peter vor ihrem Sessel breitbeinig auf und grinste satanisch: „Du! — na weißt du ...! Du meinst es gut mit mir, das steht fest, und du willst dein Bestes für meine Sache geben, aber — aber es geht doch nicht, begreifst du denn das wirklich nicht? Ist es denn überhaupt denkbar, daß ein Mensch so gar keiner Selbstkritik fähig sein soll? Kannst du dir denn wirklich nicht vorstellen, wie du in dieser Rolle auf das Publikum wirken mußt? — Kühne, herrliche Nordlandsmaid!"

Die Primadonna wurde fahlgrau im Gesicht, ihre bleichen Lippen bebten und sie riß ihre munteren Äuglein ungläubig auf: „Das sagst du — mir?" würgte sie mühsam hervor. „Ich soll jetzt auf einmal unfähig sein, wo ich dich doch überhaupts zu dem Werke begeistert, mit meiner Erfahrung unterstützt hab', so daß es überhaupts erst bühnenmöglich geworden is durch mich; jetzt soll ich als kühne, herrliche Nordlandsmaid ganz plötzlich unmöglich sein?! Möcht wissen wieso. Ich zeig' dir mein Büchel, du elender Fallot — hundertdreiundachtzigmal habe ich die Senta gesungen, die wo ebenso kühn und nördlich ist. Und wenn's darauf ankommt, bin ich sogar noch mädchenhaft — soweit ma's bei dera Lumpengage verlangen kann. Aber natürlich, so geht's bei die jungen Leit: kaum, daß sie's mit Hilfe uneigennütziger Freunde soweit gebracht haben, daß ihr erstes Machwerk aufgeführt werden soll, gleich bricht bei ihnen der Größenwahn aus. Das spielt natürlich gar keine Rolle bei Herrn Peter Karn, daß ich hundertdreiundachtzigmal — an allerersten Bühnen, bitte! — die Senta verkörpert hab'. Gegen den Herrn Peter Karn ist ja selbstverständlich der Herr Richard Wagner a Schmarrn. Der Herr Peter Karn, der sich natürlicherweis ganz andre Ansprüche herausnehmen kann, als wie der Herr Wagner! Wenn ich bloß wißt, wer der Herr Peter Karn

eigentlich is! Möcht' amal fragen, in Wien meine Leit, ob die schon was g'hört hab'n von dem Peter Karn. Soll mich nur wundern, was unser Herr Chef zu dem G'spaß sagen wird."

„Der Direktor ist ganz meiner Meinung," warf Peter kühl ein, indem er sich von ihr abkehrte und ans Fenster trat.

„Was? Der Direktor ... der Direktor is doch a vernünftiger Mensch! Soll ich vielleicht Knall und Fall entlassen werden z'wegen künstlerischer Unfähigkeit?"

„Ach Gott bewahre, es soll nur für diese Partie eine jüngere Künstlerin ..."

„Eine jüngere Künstlerin, eine jüngere Künstlerin!" kreischte Frau Mizzi hysterisch auf. „Jetzt hammer den Kern dieses Pudels derwischt: Eine jüngere Künstlerin! Jetzt is es heraus. Wie alt soll dann bitte beispülsweis dem Tristan seine Isolde sein? In die Zwanz'ge schätz' ich. Bitte, Herr Karn, haben Sie vielleicht schon irgendwo in der Welt eine Isolde g'hört, die wo unter dreißig g'wesen wär? Aber über fünfzig hab' ich schon mehr gesehen! — Ich weiß gar net, z'wegen was i mi so giften soll ... nur die Undankbarkeit, dieser schändliche Undank von einem jungen Menschen, dem man wie eine eigne Mutter ..."

Sie konnte nicht weiter. Sie brach in verzweifelte, empörte Tränen aus; sie schluchzte, daß es sie schüttelte. Aber als Peter zu ihr herantrat und ihr begütigend die Hand auf die Schulter legen wollte, da fuhr sie von ihrem Sessel auf und schrie ihn wütend an: „Net anrühren tun Sie mich, verstehen Sie? Sie Unmensch, Sie! Ich verbitte mir jede Vertraulichkeit — und ich weiß auch, was ich jetzt zu tun hab'. Ich geh' hinaus wie ich bin in dieses Sauwetter und erkält' mich auf den Tod. Nachher, wenn Sie mich hingemordet ham, wird Sie vielleicht doch Ihr G'wissen zwicken, Sie schlechter Mensch — Sie — Sie — Sie berühmter Herr Peter Karn! Verlassen Sie augenblicklich meine Räumlich-

keiten." Drohend, in heroischer Pose wies sie nach der Tür, und Peter trat schleunigst den Rückzug an. Seinen Mantel hatte er anbehalten, seinen Hut hielt er noch in der Hand und er schloß die Korridortür hinter sich, ohne seines zerstörten Regenschirmes zu gedenken, den er in dem engen Vorplatz hatte stehen lassen.

Er hatte aber kaum den Fuß auf die erste Treppenstufe gesetzt, als dieser Regenschirm, von Mizzis Hand geschleudert, ihm an den Kopf flog. Und sie begleitete ihren Wurf mit dem hoheitsvollen Spruch: „Ich wünsche auch keinerlei Andenken an einen solchenen Menschen in meiner Wohnung zu behalten."

⊕ ⊕ ⊕

Die arme Dame hatte es gar nicht nötig, ihre schreckliche Drohung wahr zu machen, denn sie hatte die Erkältung bereits auf dem Heimwege vom Restaurant erworben. Die große Aufregung tat wohl noch ein übriges dazu. Es stellte sich Fieber ein und schon am nächsten Abend konnte der Arzt nicht mehr zweifeln, daß es sich um eine bösartige Lungenentzündung handle.

Acht Tage lang setzte man aus Schonung für die Gefühle der Kranken die Proben zum Seestern aus. Da der Direktor aber nun doch nicht das ganze Repertoir gefährden und obendrein des Ruhmes einer Uraufführung verlustig gehen wollte, so wurde anfangs der zweiten Woche Toni Heydt telegraphisch berufen. Nach weiteren acht Tagen fleißigen Privatstudiums war sie soweit mit der Partie vertraut, daß die Gesamtproben wieder aufgenommen werden konnten, und nach weiteren vierzehn Tagen stand die Oper so fest, daß man die Aufführung, zu der Einladungen an eine ganze Reihe von Theaterdirektoren, sowie an die hauptstädtische Presse ergangen waren, ruhig wagen konnte.

Frau Mizzi Burger-Paladini hatte den Angriff des

tückischen Fiebers siegreich abgeschlagen, aber sie war nach Ablauf der dritten Woche noch so schwach, daß sie an Ausgehen oder gar wieder Auftreten durchaus noch nicht denken konnte. Ihre Partieen waren inzwischen von Sängerinnen von auswärts gastweise übernommen worden. Peter hatte sich fast täglich nach ihrem Befinden erkundigt, war aber auf Wunsch des Arztes nie bis in ihre Krankenstube vorgedrungen. Er wußte nicht, ob sie gegen ihn immer noch unversöhnlich gestimmt sei und ob sie wisse, wer an ihrer Statt die herrliche Nordlandmaid zu kreieren berufen sei.

Bei der Generalprobe klappte alles vorzüglich und Toni Heydts jugendfrische warme Stimme überstrahlte siegreich selbst das Forte der entfesselten Militärmacht im Orchester. Sämtliche Mitglieder waren sich einig darüber, daß diese totale Anfängerin ein echtes Bühnentalent, eine zu Großem berufene Künstlerin sei. Und der Direktor strahlte in der sicheren Erwartung eines großen Erfolges. Am Ende des ersten Aktes, der ganz leise mit einer sehnsuchtsvollen Arie der Nordlandsmaid ausklang, vernahm man aus dem stockdunkeln Zuschauerraum heraus, in dem die nichtbeschäftigten Mitglieder und andre Angehörige des Theaters dünn verstreut herum saßen, einen schwachen Schrei und unmittelbar darauf den dumpfen Fall eines schweren Körpers. Und als Peter aus dem Orchester heraufkam, da erfuhr er's von den Bühnenarbeitern: die Frau Burger-Paladini hatte sich trotz ihres elenden Zustandes wider das Verbot des Arztes ins Theater geschleppt und sich, von niemand bemerkt, in das völlig finstere Parterre geschlichen. Sie war es gewesen, die von einem Schwindelanfall überwältigt, neben ihren Sitz zu Boden gestürzt war.

Peter eilte sofort in den Zuschauerraum hinunter. Im Korridor des Parketts fand er eine Gruppe von teilnehmenden Theatermitgliedern um die immer noch am Boden Liegende versammelt und den Theaterarzt

um sie bemüht. Es gelang ihm auch bald, sie zum Bewußtsein zurückzubringen, und als sie wieder auf ihren Füßen stand, ward sie auch ihren Todfeind gewahr.

Sie richtete ihre Augen fest auf sein verlegenes, von der Aufregung stark gerötetes Gesicht, und ihre blassen, vollen Lippen zuckten, als ob sie etwas sagen wollten.

Peter kam ihr zuvor. „Aber liebe Gnädige, wie konnten Sie sich auch so etwas zumuten," sprach er von Herzen bewegt, mit sanftem Vorwurf.

Da sagte die arme blasse Primadonna: „Bitt schön, Herr Karn, geben S' mir die Hand. Es war gut, daß ich mich hergeschleppt hab'. Ich seh' es jetzt selber ein — Sie ham recht g'habt. Bitter is, wenn man so was muß zugestehen; aber jetzt hab' ich mich überzeugt mit meinen eignen Ohren: Ihr Fräulein Braut ist eine ... ich versteh' was von der Kunst, werden S' mir vielleicht zugeben ... da kann ich freilich net konkurrieren damit. Es ist mir nur gar so vüll leid, daß ich so elend bin, ich hätt' die letzten Akte gar zu gern ... aber es geht halt net. Meine Empfehlung, bitt schön, an Fräulein Braut und — die alte Mizzi laßt das Handerl küssen."

⊕ ⊕ ⊕

Es wurde wirklich ein großer Erfolg am nächsten Abend. Peter stand freilich Qualen aus bis zum letzten Fallen des Vorhangs. All die kleinen Patzereien der aufgeregten Sänger, die Unreinheiten des Chors, die starke Unzulänglichkeit des Orchesters kamen ihm an diesem entscheidenden Abend wie unverzeihliche Verbrechen, wie vernichtende Katastrophen vor. Und dennoch dieser alle Erwartungen übertreffende Erfolg! Seine Toni hatte ihrer Sicherheit ungeachtet doch Lampenfieber gehabt, im ersten Akt steif und ungeschickt gespielt und sogar Gedächtnisfehler sich zuschulden kommen lassen. Aber im zweiten Akt hatte sie das Publikum

vergessen und ging nun ganz in der darzustellenden Figur auf. Ihre wundervolle Stimme, für die Irwitzer Opernverhältnisse etwas gänzlich Ungewohntes, entschied den Sieg. Sie wurde mehr noch gefeiert als der Komponist, und als am Schluß beim vierten Hervorruf Peter ihr einen von den drei Lorbeerkränzen, die ihm überreicht worden waren, über den Kopf stülpte, da brach ein geradezu tobender Jubel los. Und als sie nachher die Schriften auf den Schleifen lasen, da stellte es sich heraus, daß gerade dieser Kranz dem genialen jungen Meister „von seiner getreuen Freundin Mizzi Burger-Paladini“ gewidmet war.

Am andern Morgen besuchten ihrer vier die kranke Primadonna. Peter Karn und seine Braut, die Frau Professor Heydt und der Textdichter Herr von Römer. Die vier hatten sich vorher den Fall Mizzi Burger besprochen. Sie wollten es ihr nahe legen, sich in eine wohltätige Stiftung für arbeitsunfähige Künstlerinnen einzukaufen. Und Peter sollte sich als Sühne für seine Grausamkeit erbieten, ihr bei diesem Vorhaben materiell beizuspringen. Herr von Römer seinerseits wollte auf seine Dichtertantieme verzichten, um Petern die Mittel zu solcher Großmut an die Hand zu geben. Aber sie kamen gar nicht dazu, mit ihrem Vorschlag herauszurücken, denn sobald Peter nur die Frage berührte, was denn die verehrte kleine Dame anzufangen gedenke, wenn sie vielleicht infolge ihrer Krankheit das Engagement verlieren sollte, da setzte Frau Mizzi zu aller Überraschung eine fröhliche, siegesgewisse Miene auf.

„Machts euch keine Sorgen um mich, Leiteln!“ rief sie munter. „Ich hab' mich in meinen schlimmsten Tagen eh genug g'plagt mit dem Gedanken an meine Zukunft, aber da is es in einer schlaflosen Nacht geradezu wie eine Erleuchtung über mich kommen: Ich hab' doch an Mann!“

„Was haben Sie?" horchte Peter verdutzt auf. „Von einem Mann haben Sie doch nie etwas geredet."

„No, ich hab' doch selber ganz auf ihm vergessen g'habt, auf den braven Signor Paladini. Drei liebe Kinder hab' ich ihm geschenkt und ich muß schon sagen, es war ein rechter lieber Mensch. Aber wie des schon so is, wenn man jung is — und das Temperament . . .! Kann schon sein, daß ich die mehrere Schuld dran hab', daß wir uns damals net ham vertragen megen. Kaufmann is er in Fiume und gut is ihm allweil gangen. Er lebt, was man so sagt, in behaglichen Verhältnissen. Meine zwei Töchter san verheirat' und mein Sohn is im G'schäft. No also! Der wird a Freud ham, der arme Hascher, wann i jetzt so mit ausgestreckte Hände vor ihn hintret' und sag: schau, Ettore, san mer wieder gut miteinand."

⊕ ⊕ ⊕

Der glänzende Erfolg der Erstlingsoper „Seestern" war zwar gewissenhaft von der ganzen deutschen Presse gebucht worden, aber dennoch eroberte sie sich keineswegs im Sturm die Bühnen. Erst als zwei Jahre später das Werk in Dresden aufgeführt wurde, vermochte es sich durchzusetzen. Inzwischen war aber der Name Peter Karn auch schon durch seine Lieder rühmlichst bekannt geworden. Er gehörte nunmehr zu den Angekommenen, zu den von den hart Kämpfenden schon Beneideten. Erst jetzt ging er mit seiner Toni zum Standesamt. Und heute — es sind wiederum ein paar Jahre darüber ins Land gegangen — heißt er Professor und ist Besitzer einer reizenden Villa und eines hoffnungsvollen ganz kleinen Peterleins und einer Frau, die sich mühelos alles, was für Musik empfänglich ist, anbetend zu ihren Füßen zwingt und dennoch vor einem Stirnrunzeln des behäbigen Meisters Peter Karn zittert, so oft sie sich an einer neuen Aufgabe versucht. Zanken tun die beiden sich heute noch so kräftig

wie in ihren schönsten Liebestagen im „Gasthaus zum Aal“, aber deswegen hat noch keines von beiden jemals auch nur eine Minute lang ernsthaft daran zu zweifeln gewagt, daß sie füreinander bestimmt seien von der sogenannten Ewigkeit her.

Und somit nimmt der Begleiter deiner krummen und tollen Lebenspfade gerührten Abschied von dir, du erzdeutsche Musikantenseele, du lieber Peter Karn, und deiner Frau Eheliebsten küßt er ergebenst die Hand und hat die Ehre — ohne Redensart.